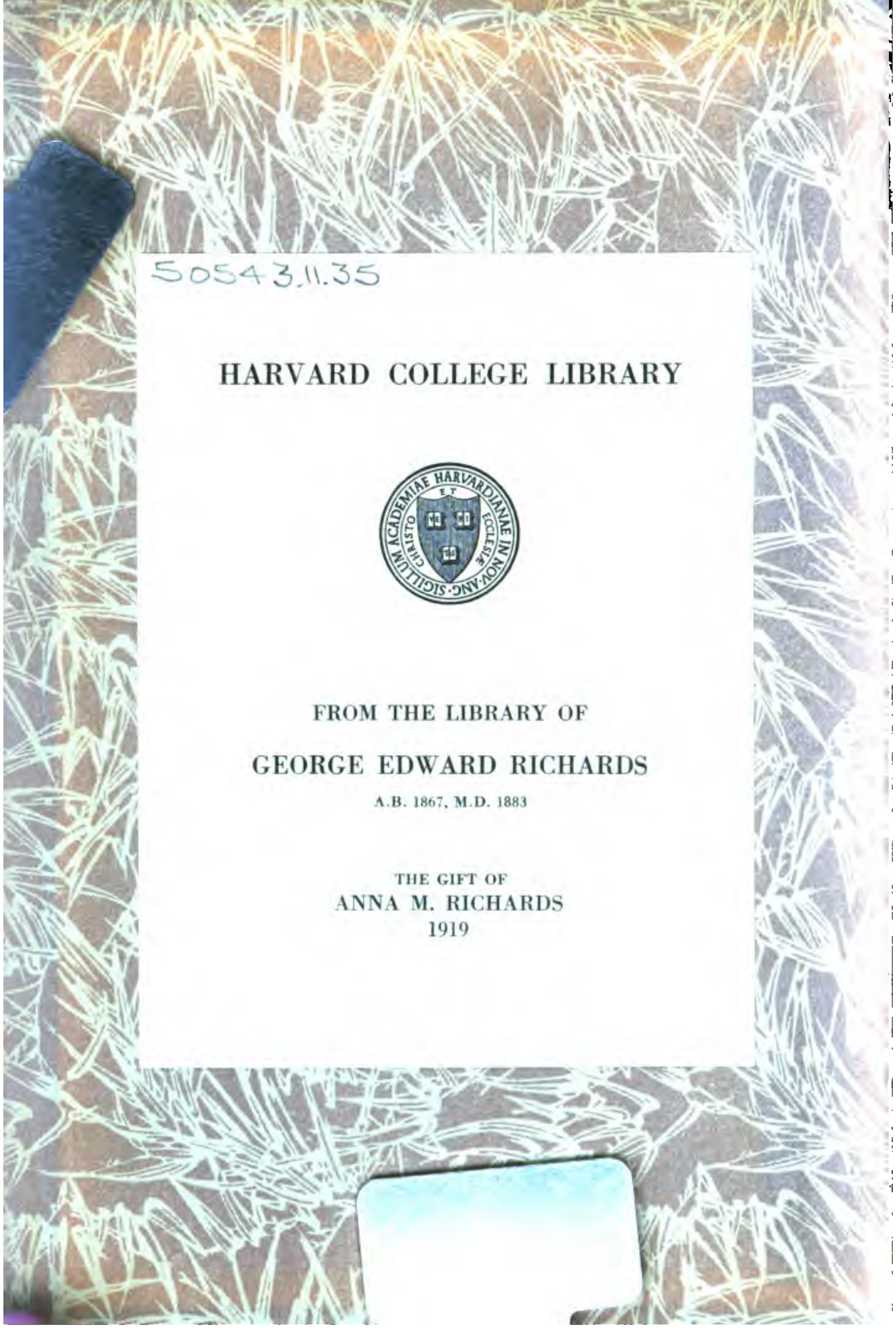


Lebendes aus meinem
Leben



MDCXL





Bilderbogen aus meinem Leben

Bilderbogen aus meinem Leben

Von

Hugo Bertsch



Stuttgart und Berlin 1906
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Published November, nineteen hundred six. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March third nineteen hundred five, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Vorwort

Schier unablässiges Briefebeantworten an teilnehmende oder wißbegierige, auf alle Fälle aber wohlmeinende Menschen, welche näheres über meine Vergangenheit erfahren wollten, hat mich viele Stunden Freizeit gekostet.

Um endlich hier glattes Feld zu machen und zugleich allen meinen Freunden einen Gefallen zu tun (wie ich hoffe), nur deswegen drängte es mich, diese „Bilderbogen aus meinem Leben" der Veröffentlichung zu übergeben. Denn daß ich sie mit besonderer Lust und Freude malen werde, das bezweifle ich noch eh die Farben gemischt sind und die Leinwand gespannt.

Eine Selbstbiographie geben hat immer etwas Beklemmendes. Es ist eine Beichte, und nicht etwa vor dem verschwiegenen Pater in Schwarz, sondern vor buntscheckiger Allerwelt. Ein Beichtender vor so vielen und verschiedenen Hörern läuft große Gefahr, ohne Absolution vom Gitterchen schleichen zu müssen; besonders noch, wenn er ohne die zur Sündenvergebung notwendige Reue beichtet. Und in der Tat, das tu' ich. Meine Vergangenheit — gut und bös und gelegentlich sehr bös — macht mir heute so wenig Gewissensbisse, wie einem pensionierten Schauspieler seine Mordtaten auf der Bühne.

Ja, wenn ich *schlecht* gespielt hätte; aber ich glaube mit offenem Blick behaupten zu können, daß jede Rolle, welche der geheimnisvolle Geber des Lebens mir aufnötigte, auch mit bestem Vermögen von mir gespielt wurde.

Als Kind war ich naiv, wankelmütig, zufrieden *und* unzufrieden, weich *und* grausam. Als Lehrjunge war ich die Kopie eines Berliner Schusterjungen; als Jüngling schwärmerisch bis zum Anbeten meiner eigenen Traumgeschöpfe; als Soldat voller Begeisterung für Pulverdampf, Blut und „Hurra!" Als Mann war ich hart und trotzig; als Stromer — — nun ja, ein Vagabund, welcher nicht zuweilen bettelt, verhungert; einer, der nicht hin und wieder lügt oder ein gestohlenes Hühnchen rupft, der spielt seine Rolle nicht gut.

Heute bin ich Familienvater, Gatte und Bürger der größten Republik. Auch *diese* Rolle denke ich gut zu spielen, so gut als mir's mit Willen und Selbstachtung gelingen mag.

Freilich schaue ich jetzt mit Kopfschütteln, mit wehem Lächeln sogar, auf meine früheren Taten zurück. Was ich damals vollbrachte und verbrach, würd' ich heute weder können noch wollen; aber da es geschehen ist, bleibt es geschehen für Gott wie für den Menschen.

Und bereuen? Warum? Es war *mein* Weg, *meine* Straße, und da sie mich doch dahin führte, wo ich nun stehe, zwingt es mich einzig, zu *danken*: dem Weltgeist für meinen Charakter, dem Schicksal für seine glattgelöste Rechnung.

Der Verfasser

Inhalt



Übersicht

Am 7. Oktober 1851 erblickte ich zum ersten Male das Licht der Welt. Margrethausen heißt der Ort, wo mir dieses Glück geschah; denn ich lebe unbändig gerne. Trotz vieler herben Stunden, manchen Keulenschlags des Schicksals, habe ich in dieser Welt des Atmens so unaussprechlich Schönes empfunden, gesehen, gehört, daß es hundertmal alles Trübselige — auch das Gefühl des Scheidenmüssens — aufwiegt.

Margrethausen ist ein kleines, unscheinbares Dörfchen an der Eyach, im württembergischen Schwarzwaldkreis und kaum drei Wegstunden von der historischen Burg Hohenzollern entfernt.

Mein Vater war Schullehrer im Ort, außerdem Organist und Küster in der Dorfkirche. Mit seinem Jahresgehalt von nur 210 Gulden und etlichen Äckerchen Kartoffelland, dazu acht immer essen wollende Kinder — von denen ich der Erstgeborene bin — das war auch ein Kampf ums Dasein, den ich von frühester Jugend mit ansehen mußte.

In dieser Misere und immerwährenden Hungerleiderei wurzelte aber unzweifelhaft mein ferneres Leben. Mein Vater konnte mich, seiner Armut wegen, nicht studieren oder wenigstens Schullehrer werden lassen. Dann wollte er mich auch nicht Lehrer werden lassen.

„Bub,“ sagte er mehr wie ein Dutzend mal, „lern ein gutes Handwerk; Handwerk hat einen goldenen Boden. Geh 'naus in die Welt und versuch dein Glück. Miserabler wie uns ‚Schulhustern‘ kann's dir, bei Gott, nicht gehen!“

Ich wollte Schlosser und Mechaniker werden. „Hundert Gulden Barzahlung und vier Jahre lernen,“ hieß es aber allerorten. Hundert Gulden, das war eine Summe, bei der dem armen Dorfschulmeister die Knie schlotterten wie dem Monsieur Thiers bei der Fünfmilliardenforderung.

Durch Vermittlung wohlwollender Freunde kam ich dann unentgeltlich zu einem Kürschner in die Lehre. Aber Felle nähen, überhaupt nähen und in der Stube sitzen wie ein Frauenzimmer, war nicht mein Geschmack. Ist es zu verwundern, wenn ich die Jahre, dann die Monate und Wochen zählte und schließlich die Stunden, bis die zuchthausähnliche Lehrzeit ein Ende nehmen werde, und frei geworden auch sofort in die Fremde hinausstürmte.

Ich reiste den Rhein hinunter, über Rotterdam nach London. Die Riesenstadt fesselte mich, bis das Vaterland zur Pflichterfüllung rief. Schon beim Ausbruch des Franzosenkriegs wollte ich — voll Feuer und Flamme — als Freiwilliger meine paar Liter Heldenblut vergießen, konnte jedoch die nötige Erlaubnis der Eltern nicht erlangen. So blieb ich nur ein zähneknirschender Zuschauer jenes Titanenringens.

Im Herbst 1871 meldete ich mich in Berlin zum Militärdienst. Zu meiner innigen Freude reihten sie mich in das 8. Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 64, was mir Aussicht gab, nach Frankreich zur Okkupationsarmee zu kommen. In Prenzlau wurde ich gedrillt. Ich war der

einzige und vielleicht allererste Württemberger, dem je in diesem Uckermärkernest der Preußenhelm aufgestülpt ward, worauf ich mir mehr einbildete als der Stadtkommandant, Major v. Holzen. Um Neujahr herum preßten sie den „Schwamm" (das Ersatzbataillon) aus und ich, mit noch etwa 600 Rekruten, zog fort ins friedliche Feindesland. Meine Garnison wurde nacheinander: Sézanne, Chalons, Verdun. Im September (ich glaube es war der 12.) 1873 verließen wir Frankreich als letzter Rest der Okkupationsarmee.

Zur Disposition beurlaubt, stattete ich meinem Heimatsdorf einen Besuch ab; nahm jedoch bald wieder Abschied von den teuren Meinigen und — von des, ach! so früh gestorbenen Vaters Grab. Abermaliges Wanderfieber packte mich, und wieder ging's nach London. Zum letzten Male arbeitete ich dort in meinem Handwerk als Kürschner, ersparte Reisegeld und dampfte nach Amerika.

Jetzt begann das Wander- und Stromerleben im großartigen Stil; mit all seiner Glorie und Herrlichkeit, mit all seinem Leiden, Darben, Entsagen, mit all seiner Freiheit und seiner Sklaverei. In Neujersey arbeitete ich als Ziegelbrenner; bei Albany und Buffalo suchte ich Beschäftigung auf der Farm; in den White Mountains sprengte ich Felsen beim Eisenbahnbau; in Montreal war ich Schiffverlader; bei Ottawa radelte ich den Schiebkarren am Kanalbau. Dann stattete ich den Südstaaten einen kurzen Besuch ab und durchwanderte viele hundert Meilen weit, zu Fuß und ohne Geld, die Tannenwälder Karolinas, die Plantagen Georgias. Bei Kap Fear nahm ich Dienste auf einem Segelschiff und arbeitete mich nach Schottland hin; desertierte in Glasgow, ging abermals nach London.

Zum Erbarmen mittellos, abgerissen, abgekühlt, fühlte ich jetzt Verlangen nach Ruhe. Ich blieb zwei Jahre in der Themsestadt und erlernte die Bäckerei. Dann aber ging's wieder los — fort — hinaus. Als Schiffsbäcker arbeitete ich auf einem Dampfer, der nach Buenos Aires und zurück, dann auf einem Segler, der nach Neuseeland fuhr. In Wellington desertierte ich abermals vom Schiff und arbeitete über ein Jahr lang im Busch als Holzhacker. Zum fünften Male reiste ich darauf nach London; dann schaffte ich mich von Antwerpen aus wieder nach Neuyork. Endlich bereiste ich, diesseits und jenseits des Mississippi, im ganzen 26 Staaten, meistens zu Fuß oder als blinder Passagier. Als Holzhacker, Bergmann, Eisenbahnarbeiter, Ziegelbrenner, sogar Kuhmelker verdiente ich mir das tägliche Brot.

Man sagt sprichwörtlich: die Schwaben werden erst mit vierzig Jahren gescheit. Ich war nahezu ein Vierziger, als mir der Verstand sagte: Wilder! schau dich um, denk an deine alten Tage; so darfst du nicht weiterhausen, wenn du nicht irgendwo am Weg, im Wald umsinken willst als heimatloser „Tramp"!

In Neuyork trompetete ich alle meine Kräfte und Fähigkeiten zum Appell und begann das neue Leben. Demütig trat ich in die von mir so grimmig verlachte, verachtete Werkstatt und wurde wieder — K ü r s c h n e r. Selbstverständlich mußte das zu neun Zehnteln vergessene Handwerk neu erlernt werden. Schier wollt's nicht gehen, aber es ging. Mit eiserner Willenskraft gewöhnte ich meine von Sonne und Wetter gebräunten, unflätig harten Hände an das Messer- und Scherehalten, an die Nähnadel, und mit bescheidenem Lohn beginnend stieg ich langsam, jedoch hoffnungsvoll höher.

Das Wandern und Herumtreiben in der Fremde war mir jetzt gründlich entleidet. Ich hatte die Welt und die Dinge in allen Farben gesehen; das Meer hatte mir alle seine Lieder gesungen, der Urwald seine Geschichten erzählt, die Berge ihre Märchen, die Steppen ihre Sagen und Klagen; die Natur hatte sich vor mir müde getanzt in allen ihren Kostümen, vom leichten Negligé bis zum schwer drückenden Krönungsmantel, und heiß sehnte ich mich nach ruhigem, häuslichem Glück.

Dazu brauchte ich das Weib. Die Wahl meines Herzens fiel auf ein Mädchen, an dem ich nur den einzigen, verzeihlichen Fehler entdecken konnte, daß es kein deutsches Wort versteht. Mein Käthchen ist eine Amerikanerin aus irischer Abstammung, sehr groß und kerngesund am Körper, sehr fromm und katholisch im Geist.

Wir heirateten uns. Dann kam der Storch ins Heim geflogen und brachte uns das Ebenbild der Mutter, ein flachshaariges, blauäugiges Mädchen. Zwei Jahre später kam der Vogel wieder und beschenkte uns diesmal mit dem Ebenbild des Vaters, mit einem dunkelhaarigen, dunkeläugigen Bübchen. Ein bis zu dieser Stunde ungestörter Friede waltet in meinem Haushalt. Ich bin der Philosoph, der Ruhe über alles schätzt, der Geduld und Mitleid mit dem Weib empfindet und jedem seine Freiheit läßt. Meine Kinder können kaum die Stunde erwarten, wo Papa von der Arbeit kommt und ihnen Gesellschafter bleibt bis zum Schlafengehen. Mein Weib liebt mich von Herzen.

Eben hatte ich das Hauswesen, das ziemlich notdürftig begann, zur behäbigen Gemütlichkeit aufgebaut, da — fallierte die Firma, bei der ich seit meiner zweiten Lehrzeit beschäftigt war und die mich eine gesicherte Zukunft vor-

aussehen ließ. In der schlechtesten Zeit des Jahres kam ich außer Arbeit (und eine Panikperiode in der gesamten Industrie war es obendrein). Ohne Ersparnisse und als Kürschner noch immer die Mittelmäßigkeit, so brachen nun bitterherbe Zeiten über mich und meine Familie herein.

Doch hielt ich mich über Wasser — zwei Sommer lang arbeitete ich als Helfer in einer Maschinenfabrik, im Winter in meinem Handwerk als Kürschner — und mit kräftigem Zappeln kam mir wieder fester Boden unter die Füße. Aber unvergeßlich trübe Tage waren es, die ich in jener arbeitslosen, schrecklichen Zeit durchlebte. Oft war ich als Junggeselle arbeitslos, brot- und obdachlos — ich lachte darüber. Hielt es schwer, Beschäftigung zu finden, dann pfiff ich frohgemut das Wanderlied und vertauschte die Gegend. Jetzt aber war ich gebunden, geknebelt. An mir hing eine Lebensgefährtin, die ihr Vertrauen in mich gesetzt hatte; der ich versprochen hatte, ein Heim zu errichten. An mir hingen zwei hilflose Kinder, welche untersinken (wie tausend andere arme Wesen im Meer der Großstadt), untersinken, wenn der, an den sie sich klammern, im Schwimmen ermattet.

„Und so soll es enden mit mir?" klagte ich laut, aber ungehört zwischen dem Wagengerassel, Menschengewimmel der meilenlangen Straßen Neuyorks, die ich wochenlang auf und ab lief, Arbeit zu finden — Brot für meine Anvertrauten. „So soll es enden? Das wäre nun des langen Klimmens höchstes Ziel? So regenbogenfarbig wie mir die Welt gestrahlt, als ich sie spielend betrat, so hoffnungsvoll die Zukunft — voller Knospen, Wundermärchen, die sich alle öffnen werden, öffnen *müssen*, wenn ich Mann

geworden. O, meine Jugend! Wanderzeit! Freiheit! meine himmelstürmenden Pläne!"

Ach, ich hatte mir ein so hohes Ziel gesteckt. Viel zu laut plauderte es die Umgebung, als daß ich's nicht hätte hören können: „Die Musen lieben diesen Poeten im Arbeitskittel." Als Knabe, als Jüngling, als Mann auf meinen Wanderzügen hörte ich's die Quellen murmeln, der Wind flüsterte es mir in die Ohren, die Wolken schrieben es an die blaue Tafel, und der Wälder Bäume nickten ihr „Ja" dazu. Und das alles lag nun erwürgt vom krallenden Griff der Sorge, der Arbeitslosigkeit. Unsägliche Sehnsucht nach den Idealen, die mir hinwelkten gleich versengten Blumen, erfaßte mich. Unsägliches Mitleid mit mir selber erfaßte mich.

Versuchen? soll ich's versuchen? In der ungünstigsten Zeit, unter schwersten Umständen versuchen? — Ach, hätte ich's doch früher getan, vor vielen Jahren getan und meine überladene Seele vor der Welt ausgeschüttet.

Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen schrieb ich ein vielseitiges Manuskript. An Sonntagen; Abends spät, von der sehr ermüdenden Arbeit kommend (ich schaffte damals in der Maschinenfabrik als Helfer) schrieb ich beim Licht der Lampe am Küchentisch. Das Wetter war entsetzlich heiß, der Küchenherd noch nicht erkaltet. Lärm im Haus, Spektakel auf der Straße, der durchs offene Fenster in meine „Studierstube" drang, störten den Dichter. Meine Kinder kamen und gingen, oder verweilten und störten mich. Mein liebes Weib — ich weihte sie in meinen Plan, ein Schriftsteller zu werden, ein — sie lachte mich aus, bemitleidete mich, prophezeite mir ein unfehlbares Fiasko. Manches Mal, wenn ich gerade vom Schreiben auf- und in

ihre Augen sah, schüttelte sie traurig den Kopf, als befürchte sie das Wahnsinnigwerden ihres armen Hugo.

Als trotz alledem das Manuskript fertig wurde — was jetzt? Ans Theater einreichen? Es war ein Trauerspiel in fünf Akten. Ach, es kommt zurück! dachte ich. Oder schlimmer noch: es kommt nicht zurück, wird weggeworfen, mit dem Kehricht auf die Straße gefegt und mit Füßen getreten, das Schmerzenskind meiner Muse.

Ha, dachte ich plötzlich mit dem mir angeeigneten amerikanischen Geschäftssinn: ich schicke das Manuskript an irgend einen Schriftsteller drüben im Vaterland; an einen Fachmann, dessen Kritik ich, ob sie bejahend oder verneinend lautet, akzeptieren muß; an einen Veteranen der Kunst, der, auf seinen Lorbeeren ausruhend, auch Zeit findet, mein Gekritzel zu lesen.

Aber an welchen soll ich mich wenden? Es gibt ja so viele, und alle sind mir fremd! — Hier balancierte mein Lebensglück auf der Messerschneide. An den Unrechten geschickt — und ich bin verloren. An den Rechten geschickt, der mit zarten Gefühlen die Herzschläge klopfen hört, welche der angstgepreßte Dichterling beim Schreiben hatte — und ich kann gerettet werden.

Hier erging mir's nun so, daß ich immer bis auf diese Stunde behaupte: es gibt ein unerforschliches Wollen, einen Gott, der uns Menschen — ob wir's sehen oder nicht, glauben oder nicht — auf den Pfad unserer Bestimmung haucht. Ich schickte das Manuskript „Der Dieb" nebst etlichen phantastischen Gedankengängen an Herrn Adolf Wilbrandt.

Ich kannte den Herrn nur aus seinen Schriften; wußte übrigens nicht, wo, noch wie er lebte; mußte mir erst seine Adresse erfragen im Briefkasten einer hiesigen Zeitung.

Wohlbekannt war mir auch, daß Adolf Wilbrandt „Die Tochter des Herrn Fabricius“ gedichtet hatte, ein Schauspiel, das ich spielen sah, als Sonnenthal in Amerika gastierte, und das mich besonders tief erschütterte. Das Schauspiel hat eine Szene, wo der Held, aus dem Zuchthaus kommend, zum ersten Male wieder unter freie Menschen tritt. Im „Dieb“ ist das auch der Fall, und diese Verwandtschaft in der Handlung leitete mich auf den Gedanken, mein Drama nach Rostock zu senden.

Die Würfel fielen; schon vier Wochen, nachdem ich das Manuskript an Herrn Wilbrandt geschickt, kam es als „unreif“, „dilettantisch“, „unmöglich“ zurück. Aber mit dem Kadaver meines totgeschlagenen Musenkindleins kam auch ein zwölf Seiten langer Brief von dem edlen, großherzigen Mann in Rostock. Ich las — las:

„Geehrter Herr Bertsch,

Ihr Brief vom 9. d. M., der mich auf einer Reise in Berlin erreichte, während Ihr Trauerspiel noch in Rostock zurückblieb, ist mir so sehr zu Herzen gegangen, daß ich den allerinnigsten Wunsch hatte, in Ihrer Dichtung einen festen Boden zu finden, auf dem Sie ein neues Lebenshaus bauen können, nach dem Ihre hochgestimmte Seele so glühwarm begehrt. Gleich nach meiner Heimkehr, gestern, hab' ich Ihren ‚Dieb‘ und auch Ihre ‚Phantasie auf hohem Seil‘ gelesen. Beides zeigt den Dichter; beides lodert von Phantasie und Seelenfeuer; beides blitzt auch von Einfällen und Beobachtungen. Daß Sie Begabung genug besitzen, um als Dichter zu leben, ist mir keine Frage.

Die Frage ist nur, die mich völlig traurig und tragisch stimmt: wie können Sie diesen Weg beschreiten? Ihr

Drama ist in dieser Gestalt nicht möglich; der Aufbau ist durchaus dilettantisch; die Handlung hat gar so viel Abstoßendes, und in den Gestalten wie in dem, was sie tun, ist so viel Unwahrscheinliches. Jessie, die Heldin, ist" — — u. s. w.

„Das Werk ist unreif, selbstverständlich unreif. Wie könnten Sie aber zur Reife gelangen? Sie müßten einige Jahre Muße und Freiheit und zugleich einen befreundeten ‚Führer' haben, der Sie in das Technische der Kunst und in die literarische Welt so weit einzuführen vermöchte, wie auch ein starkes Talent es braucht; sonst bleibt es gleichsam roher Stoff. Wie könnte das geschehen? Ich sehe nicht die Möglichkeit. Das ist's, was mich so traurig macht. Aus Ihrem Brief muß ich schließen, daß Sie durchaus keine Ersparnisse besitzen. Mindestens 1000 bis 2000 Dollars müßten Sie wohl haben, um sich in ein so ganz neues Leben zu stürzen. Wo aber und wie? Wo fänden Sie drüben den oder die Menschen, die dazu berufen und zugleich liebreich genug wären, Ihnen literarisch zu helfen? Und herüberkommen? auf gut Glück?

Hätten Sie dann auch die Charaktereigenschaften, die auf diesem Dornenweg — denn ein Dornenweg würd' es bei Ihrer unzulänglichen Vorbildung sein — zum Siege führen? Ich kenne Sie nur aus Ihrem Brief. Ich habe eine hohe Meinung von Ihrer Sinnesart; mehr natürlich weiß ich nicht. ...

Könnte ich sagen: aus Ihrem Trauerspiel wäre etwas zu machen; ich biete mich an, dabei zu helfen! — Aber es ist ein zu wildes Chaos; um es kurz zu sagen: es erwürgt uns förmlich. Man sehnt sich nach reiner Menschlichkeit....

Könnten Sie etwas Wohltuenderes, wenn auch noch so sehr mit Wildem Durchwachsenes schreiben ... Aber da ist wieder die Tragödie. Sie sagen: ich kann so nicht weiterschreiben, wie ich dieses Trauerspiel schrieb. Und Sie haben ja recht. Ohne Muße und Freiheit kommt man nicht zur Kunst....

Lieber, verehrter Herr, ich hoffe noch, Gott gibt Ihnen irgend etwas, an dem Sie sich emporziehen können. Solche Wunder sind schon oft geschehen ..."

* * *

Was nun? — Mittlerweile hatte ich mich wieder vom Elend des Arbeitsuchens freimachen können; hatte einen festen Platz als Kürschner und brauchte nicht mehr „wahnsinnig" nach irgend einem rettenden Strohhalm herumzulangen. Kopfschüttelnd mußte ich jetzt darüber lächeln, wie mir in meiner Verzweiflung nur ein so unsinniger Gedanke kam: nach einer Dichterkrone zu greifen.

„Also nicht mehr schreiben!" sagte ich. Das war jedoch schnell gesagt, und nie geschehen. Ha, die Frucht schmeckte süßer, als ich je geahnt hatte. Das Paradies der Ideale, in dem ich mich so wild und frei herumtummelte, ließ ein quälendes Heimweh nach. Die Nächte an der Brust der Muse — ihre Küsse und Umarmungen, ihr Hauchen und Flüstern — jetzt erst war mir die Welt mit allem öd' und kalt.

Wieder naschte ich von der Frucht und dichtete. Ich brachte die furchtbaren Gedanken zu Papier, die ich aus meiner arbeitsuchenden Zeit auf der Seele trug, und „Der arme Tom" entstand. — Abermals verblüffte mich, wie es mir dabei erging. Erst beim Niederschreiben

des Gedachten — das merkte ich rasch — wuchsen die gefesselten Geister zu ihrer vollen Größe. In der Tat, meine Hand und meine Feder zitterten vor Aufregung; ich weinte und betete beim Schreiben: „Gott der Armen, laß nicht nach mit deiner Inspiration!"

„Der arme Tom" war halb fertig. Ich meldete das an Herrn Wilbrandt. Wenn ich länger warte, dachte ich, länger stillschweige, dann vergißt mich der Herr und der Fabrikarbeiter von Brooklyn muß sich von frischem vorstellen.

Der Dichter des „Meisters von Palmyra" ersuchte mich, ihm das bereits Geschriebene sofort zuzusenden. „Mit meiner lebenslangen Erfahrung kann ich Ihnen vielleicht als Ratgeber behilflich sein," lauteten des edlen Herrn Worte. Er las das Manuskript, und war voller Freude darüber. „Ihr Buch läßt ein rasches Reifen Ihres Talents erkennen. Es ist packend, zum Herzen sprechend, dichterisch; aber — Maß halten, mein stürmischer Freund! Maß halten im Quälen Ihres Helden. Sie müssen dem armen Tom unbedingt nach all seinen Leiden etwas Sonnenschein geben. Tun Sie das, dann wird's wohl gut werden."

Ich versprach es zu tun; wollt's auch tun, und — tat es nicht. Ich arbeitete weiter an dem Werk. Ach, es ging trotz aller Inspiration sehr langsam vorwärts damit. Ich hatte ja keine Zeit zum Schreiben. Ich hatte einen stetigen Platz als Kürschner in Neuyork, und die Arbeitsstätte war sehr weit von meiner Wohnung in Brooklyn entfernt. Ich mußte früh aufstehen, kam spät Abends nach Hause. Nach dem Essen und einer Stunde herzlichen Plauderns mit meinen lieben Kindern — ich wollte und durfte die zarten Pflänzchen nicht ohne allen Sonnenschein und Tau (meiner-

seits) aufwachsen lassen — war es schier Zeit zum Schlafengehen auch für mich.

Müde am Körper, noch müder am Geist, schrieb ich jedoch weiter und weiter. Ist es da zu verwundern, wenn das Werk verkümmerte? Wut und gelinder Rachedurst gegen die Welt, die meinem verzweifelten Ringen gleichgültig zuschaute, ergriff mich; ist es da zu verwundern, wenn das Werk verwilderte? Ich gab meinem Helden „Tom Pratt" keinen Sonnenschein, kein Wohlergehen; ich gab ihm Untergang und Nacht; erdrosselte alles ringsherum, sein Kind, seine Frau, seine Schwester.

Ich schickte das fertig geschriebene „Ungeheuer" an Herrn Wilbrandt — und er schickte es mir auch sofort wieder zurück. Ein langer Brief begleitete wieder das abgetrumpfte Manuskript; er lautete wörtlich:

„Lieber, verehrter Herr Bertsch,

es wird mir so schwer, diesen Brief zu schreiben. Ich muß Ihnen ja leider recht geben, zu meinem innigsten Bedauern: der zweite Teil Ihres ‚armen Tom' hat nicht die Kraft des ersten; dichterisch ist er weit geringer. Die Gründe liegen zum Teil auf der Hand, Sie haben sie selbst erwähnt: die ungeheuren Schwierigkeiten des Schaffens, die Sie mit rührender Geduld und Ausdauer ertragen haben, aber nicht ohne Schädigung; dann die Verspätung des zweiten Teils, die Ihnen etwas von der Begeisterung des ersten nahm, ja, wie Sie es ausdrücken: Ihnen das Zuendeschreiben zum Ekel machte. Ich glaube, es kam wohl noch ein Drittes dazu: die so sehr vermehrte Fabrikarbeit, die vielleicht auch Ihren kraftvollen Organismus

so weit angegriffen oder ermüdet hat, daß er weniger Überschuß für das dichterische Schaffen hergab.

Aber lieber, bester Herr, das ist's nicht allein! Sie haben Ihre Zusage nicht gehalten, ‚sonniger' zu werden und vor allem das Werk freundlicher, weltbejahender zu enden. Sie jagen uns aus einer Schrecklichkeit in die andere, von Elend zu Elend, bis zum Schluß, und Sie lassen eigentlich nichts zurück als das Gefühl: diese Welt ist scheußlich; wär' sie nie geschaffen! — Verzeihen Sie, aber Sie haben da — weiß Gott, durch was fortgerissen — ein Zerrbild der Welt gegeben, an das Sie doch selber nicht glauben können. Sie mit Ihrem Geist (den ich immer wieder anstaune), Ihrer Phantasie, auch Ihrer Bildung — denn Sie haben viel, und auch viel Schönes und Edles gelesen, verarbeitet — Sie mit Ihrem häuslichen Glück, Ihrer Gesundheit, Ihrer dichterischen Begabung, die noch zur Blüte gelangen wird, Sie können die Welt nicht wirklich so sehen, wie sie nach Ihrem Buch erscheint. Sie hat noch unendlich viel anderes, Gutes, Großes, Schönes.

Was häufen Sie aber für Elend und Grauen an! Sie tun es, wie mir deucht, in dem Glauben, daß Sie damit ‚herzbrechend' wirken (auch nach Ihrer Natur nicht anders können); Sie brauchen diese Worte. Aber, bester Herr, es ist nicht so! Das grenzenlose Übermaß — ohne Licht, ohne Sonne — wirkt nicht mehr herzbrechend; es stumpft ab oder stößt ab; oder beides zugleich. Zuletzt erscheint der Dichter dem Leser wie ein Feind, der ihn um seine Gesundheit bringen oder ihm die Lebensfreude vertreiben will; und dagegen wehrt er sich. Er hat eine furchtbare Waffe: er kann das Buch beiseite legen, oder gar an die Wand werfen.

Sehen Sie, was mich geradezu unglücklich macht: ich, der ich mich so von Herzen gefreut hatte, einem neuen, starken und durch Schicksal und Lebensstellung doppelt anziehenden, merkwürdigen Talent beim ersten Schritt in die Öffentlichkeit mit all meinen Kräften beizustehen, ich kann *dieses* Buch, *so wie es jetzt ist*, nicht in die Welt der Bücher hinausbringen; es ist ganz unmöglich. Der *Inhalt* und die Weltanschauung würden den Verleger um die Leser bringen, ohne die er nicht bestehen kann.

Aber glauben Sie nun nicht, daß dieser tief betrübende Ausgang mich an Ihnen irre macht! Davon ist keine Rede. Ich verstehe allerdings nicht recht, warum Sie Ihren guten Vorsatz nicht halten konnten, aber an Ihre innere Kraft und Ihren inneren Sonnenschein — ohne den kein Dichter wahrhaft gedeihen kann -- glaub' ich nach wie vor. Ich glaube auch, daß Sie *eines Tages* — jetzt werden Sie wohl der Sache zu fremd geworden, ihrer müde sein — zu Ihrem ‚armen Tom' zurückkehren und ihm eine weltrichtigere Farbenmischung geben werden, in der er der Welt gefallen, sie rühren, niederschlagen und wieder erheben wird. Aber ob Sie nun durch den *Tom* oder zunächst durch ein *anderes* Werk den Ihnen von Gott gewiesenen Weg neu betreten werden — tun *müssen* Sie's und werden Sie's! Ihr Pfund vergraben dürfen Sie nicht! Ich *beschwöre Sie als Ihr Freund*. Ich betrachte mich dabei als ein Werkzeug Gottes.

Und ich bitte Sie von ganzem Herzen, kommen Sie mit dem, was Sie schaffen werden, wieder zu mir! Jede Freundeshilfe erwartet Sie.

Den ‚armen Tom' send' ich Ihnen — wie ungern! —

als eingeschriebene Geschäftspapiere zurück. Möchte doch bald eine Gegensendung aus Brooklyn kommen!

Mit herzlichem Gruß, auch an die Ihren,

Ihr treu ergebener

Adolf Wilbrandt."

* * *

Das war ein Schlag für mich; ein Schlag, wie man ihn manches Mal in der Menagerie zu hören bekommt, wenn der Tierbändiger einen störrischen Löwen durch den Reifen peitscht.

Gott sei Dank, ich folgte Herrn Wilbrandt und dichtete die Sache um, machte aus dem „armen Tom" „Die Geschwister".

Der Löwe schüttelte noch einmal seine Mähne, machte dann aber den Sprung, daß die Papierfetzen des Reifens in alle Winde flogen — und das Publikum klatschte in die Hände.

Der Erfolg von „Die Geschwister" übertraf meine Erwartung weit. Auflage folgte der Auflage. Die Herren Kritiker — sogar die nierenkranken — sprachen sich günstig aus über das Erstlingswerk des Brooklyner Arbeiters. Die deutschen Zeitungen waren voll meines Lobes, und nicht weniger die Yankeeblätter. Ich mußte oft lachen, wie die Deutschen drüben und die Amerikaner hier sich um die Ehre rissen, mich ihr Eigentum nennen zu können. Die Yankees hoben besonders stark hervor: daß ich eine Amerikanerin zur Frau habe und Bürger ihres Landes sei.

„Aber wird dieses Buch das einzige sein, das uns der Arbeiter Bertsch geben kann?" hieß es nun allerorten. „Wird diesem eigenartigen Werk ein zweites folgen, von ebensolcher Kraft und Originalität? Wir hoffen, es geschieht."

Schwerlich gibt es für den Autor eine herzerfrischendere Aufmunterung als diese: die Leser wollen mehr! — Jetzt war mir jede Freiheit genommen; aus Dankbarkeit allein schon mußte ich meinen lieben Gönnern alles geben, was ich geben kann.

Ich schrieb „Bob, der Sonderling".

„Warum gerade das?" werden viele fragen.

„Aus Dankbarkeit und innerem Drang!" lautet die Antwort. Wie manche lange Nacht bin ich auf meinen Wanderungen so allein gewesen; auf dem Meer, im schaurigen Urwald — kein Freund bei mir als nur ein flackerndes Feuer — und habe die Welt dort oben und die hier unten gemessen. Habe Heimweh gehabt nach — ich weiß es kaum, nach was — Heimweh, Sehnsucht. Das Feuer sank in sich zusammen; die Bäume schüttelten sich und welke Blätter regneten auf die Erde; ein Seufzen zog durch den Wald, und Hecken, Gebüsche und Gräser wiederholten das Seufzen; das Irrlicht, das mit bläulichem Auge mich unverwandt angestarrt hatte, erlosch im Wind; ein fallender Körper — weit weg — plötzlich erbebte die Wildnis, und dann wurd' es grabesstill.

„Gewesen," sagte ich zu mir selber, „Kommen — Sein — Gewesen. Noch eine Weile sitz' ich hier, dann geh' ich fort. Der Tag wird hereinschauen in den Wald, dann wieder die Nacht — eine andere Nacht. Kalte Asche wird den Ort bezeichnen, wo dieses Feuer brannte. Das Irrlicht wird herumgeistern und mich suchen. Die Bäume werden ihre Blätter herabschütteln. Dann bricht einer der Riesen nach dem anderen in sich selbst zusammen, derweil man mir — fern von hier — ein Loch zum ewigen Verschwinden gräbt. Dann ist's vorbei. Was später kommt

— ob Morgenrot und perlender Tau, oder Wintersturm und knirschendes Eis; ob Regenbogen über blumigen Wiesen, oder kahle Gletscher, vom Sichelmond beschienen; ob hunderttausendfaches neues Blühen und Werden, oder Untergang der ganzen Welt — es geht mich nichts mehr an."

Jetzt rieselte mir die erste Träne über die Wange, dann mehr und mehr. „Und das soll alles sein?" seufzte ich; „alles sein, was ich bekommen soll? Bist du so reich, du unerschöpfliche Natur, so verschwenderisch im Verschenken, und so geizig und bankerott für mich? Für all mein Dulden, Entsagen, Dichanbeten — kannst du mir nicht wenigstens den kleinsten Raum zum Bleiben schenken, den kleinsten? Nicht einen Augenblick von deiner Ewigkeit vergeben, in dem ich nochmals hereinschauen darf, sein darf, und die Dinge grüßen, die mir ans Herz gewachsen sind?

„O, es kann nicht sein! Ein solcher Mißakkord im Harmonienspiel der Schöpfung zerbliese die ganze Komposition zu einem Wehgeheul! Es gibt ein Wiedersehen nach dem Tod! Es gibt in diesem Chaos der Substanzen, in diesem Meer der Dinge einen festen Punkt, der unerschütterlich dem Anker ‚Hoffnung' einen Halt gewährt. Mut, arme, geängstigte Seele!"

Darum dichtete ich „Bob, der Sonderling". Wenn es nur den hundertsten meiner Leser tröstet, wenn es nur einen überzeugt und tröstet, dachte ich, dann muß ich's niederschreiben. Es war mir Pflicht, tiefinnerstes Bedürfnis, meine Weltanschauung unter die zweifelnden, suchenden Menschen zu schicken. Von Ehr- und Gelderwerb sah ich ab. Ich wußte ganz sicher: daß ein Buch, so schwer mit Gedanken, Grübeleien und Philosophie beladen, nur

etlichen Auserwählten, aber nie der Menge gefällt. Ich meldete das Herrn Wilbrandt: „Ich bringe jetzt meine Weltanschauung zu Papier. Ob das wirre Zeug verstanden, ob es überhaupt einen Verleger finden und je gedruckt wird, ist mir Nebensache. Ich m u ß mich einmal in dieser Sache ganz gehörig aussprechen, sonst krieg' ich keine Ruhe."

Daß ich den edlen Freund in Rostock auch jetzt wieder zum Helfer und Berater anflehte, ist wohl selbstverständlich. Ich steh' ja so allein; verlassener als irgend ein Schaffender. Meine Umgebung sind Arbeiter in der Werkstatt; einen richtigen Dichter hab' ich überhaupt noch nie von Angesicht geschaut. „Ach," klage ich oft, „Molière hat's bequem gehabt, der konnte sein Geschriebenes doch wenigstens seiner K ö c h i n vorlesen, aber mein liebes Weib versteht kein deutsches Wort."

* * *

Nun sitze ich beim Komponieren des d r i t t e n Buches: „Bilderbogen aus meinem Leben". Das Material ist so unübersehbar und vielfältig, daß ich dem Leser nur Skizzen, B i l d e r b o g e n des Ganzen vorlegen kann. Zu einer Mappe gebunden, werden die Blätter jedoch, hoffe ich, auch dem Ungenügsamen hier und da gefallen, den Melancholiker erheitern, den Allzuausgelassenen zum ernsten Denken mahnen, den Unglücklichen trösten, den Armen wie den Reichen beschenken. A l l e Bilder werden nicht a l l e n gefallen; aber jeder meiner lieben Leser wird doch vielleicht e i n e s in seine Herzkammer hängen und herumzeigen, wenn er Besuche kriegt.

Im Kreise meiner Familie

Sechs Uhr. Die Tagesarbeit ist vollbracht. Die Werkstatt wird geschlossen. Wir gehen fort; jeder, wohin ihn das Liebste zieht. Ich nehme die unweit der Arbeitsstätte gelegene Untergrundbahn, fahre im Expreßzug nach der unteren Stadt; besteige am Astor Place den Tramwagen, der mich über die neue Eastriverbrücke bis ganz nahe zu meiner Wohnung in Brooklyn fährt.

Es ist ein weiter Weg (schier fünfzehn Kilometer), den ich jedoch in einer vollen Stunde bewältigen kann. Früher, als die Untergrundbahn noch nicht gebaut war, dauerte es länger; wenn Nebel auf dem Flusse lagen, oft zwei Stunden, eh ich zu Hause beim Abendessen saß. Damals ging ich zu Fuß durch den kleinen, aber äußerst romantischen Mount Morrispark, fuhr auf der Hochbahn zur 23. Straße und nahm das Fährboot über den Eastriver nach Brooklyn.

Seitdem ich diesen beschwerlichen, aber unterhaltlicheren Weg nicht mehr betrete, fühle ich oft gelindes Heimweh nach dem schönen Mount Morrispark. Jeden Morgen und Abend für Abend durchschritt ich den im Winter und bei Nacht sehr verödeten Platz. Er bot einen mächtigen Kontrast, dieser felsige, waldbewachsene, spärlich beleuchtete Ort, gegen den ihn umschließenden Ring von unzähligen Gebäuden, Lichtern, hin und her jagenden Menschen der Groß-

stadt. Nicht wenige Male blieb ich minutenlang still stehen und lauschte auf den Lärm jenseits der Parkumzäunung, stellte allerlei philosophische Betrachtungen an, bis mir ein nachtschwärmendes Eichkätzchen am Hosenbein heraufkrabbelte. Sie kannten mich alle, die vielen niedlichen Tierchen, welche hier in voller Freiheit leben.

Auf dem Fährboot stand ich fast immer, Sommer und Winter, außerhalb der Kajüte auf Verdeck. Wer Menschen betrachten will, kann es hier zur vollen Genüge. Hier lungern sie herum, die glücklich Überlebenden der vorweltlichen Kriecher, Männlein und Weiblein, jung und alt. Sie haben nichts zu tun als sich auszuplaudern, auszudenken. Welche sind niedergeschlagen und müde von der Arbeit; welche sind noch nicht müde und lachen und schwatzen ausgelassen. Die einen sprechen über die Geschehnisse im Geschäft, in der Werkstatt und Fabrik, andere über schale Tagesneuigkeiten; viele reden gar nichts und schauen gleichgültig auf den Dielenboden oder nach dem vorüberziehenden, häuserbesäten Ufer. Zähneknirschend mußte ich oft staunen, wie auch nicht e i n Menschenauge sich höher hob und sich in jene Sternenwelt verlor, die manches Mal zum Anbeten majestätisch herabgrüßte auf den Fluß. Du lieber Gott, dachte ich im stillen, kein Wunder, wenn du der Sache überdrüssig geworden bist; dich versteckst und wegwendest von dieser phlegmatischen, denkfaulen, undankbaren Gesellschaft! Das Gottanschauendürfen, das Unsterblichwerdendürfen hat keine Zugkraft mehr für die Masse der Menschen. Sie geben nichts darum, kein halbes Vaterunser, keinen Pfiff. Die Scholle genügt ihnen. Aus dem Boden kriechen sie heraus; auf dem Boden kriechen sie herum, und in den Boden wieder hinein. Der höchste Wunsch, zu dem sie emporklimmen

können und den sie dann „Himmel" nennen, ist: ewige Faulenzerei mit Musikbegleitung. Ah! wär' ich nur für eine kurze Nacht der Allmächtige, ich hinge anstatt der Sterne reife Kirschen, anstatt des Mondes einen Pfannenkuchen an die Himmelsdecke, und Millionen sehnsüchtige Blicke starrten dann herauf zu mir!

Es wurde immer zwischen sieben und acht Uhr, eh ich in Brooklyn landete. Im Sommer kamen mir meine Kinder (Helena und Herbert) häufig entgegen und nahmen mich heim; im Winter selbstverständlich seltener. Dann schauten aber ganz gewiß vier Augen — manches Mal sechs, wenn Mama Zeit hatte — durch die Fensterscheiben und begrüßten mich schon von weitem.

Gibt es irgend etwas Lebenswerteres, als das glückliche Familienheim? Nein! Und es ist so leicht zu haben, dieses Glück; ein wenig Geduld zur rechten Zeit, ein wenig Opfermut, und der Himmel ist gewonnen. Das war — und ist noch immer — ein Küssen, Umarmen, ein Grüßen, Fragen, Antworten, wenn ich nach Hause komme, als wär' der Papa von einer Weltumseglung zurückgekehrt. Helena nimmt mir Hut und Rock ab; Herbert bringt mir die Hausschuhe; Mama stellt das Essen auf den Tisch.

Ja, diese H a u s s c h u h e — hier möchte und muß ich als Freund und erfahrener Ehemann eine kurze Predigt halten an die im Geschäft noch „Grünen".

„Junges Weib! traumhaft herumtaumelnd in dem sinnbetäubenden Rausch der Flitterwochen, von Amors Flügelschlägen ganz zerzaust an Haar und Kleid! Von all den prächtigen Gaben, die Freunde und Verwandte dir zur Hochzeit schenkten, von allem, was du jetzt selber deinen Hausstaat nennen darfst — Spiegel, Spitzen, Teppiche und

Gardinen, Piano, Möbel, Brautbett — dort hinten ganz im Winkel, bescheiden wie das Ding, das sich seines inneren Wertes bewußt ist — dort liegen deines Gatten Hausschuhe. Ah, in diesen oder in deinen Pantoffeln keimt des Ehestands ganze Prosa und Romantik.

Bist du stärker als dein Mann, dann magst du wohl den Pantoffel über seinem Haupte schwingen. Bist du schwächer, o, dann wähle dir zum Zepter, ihn regieren zu können, die Hausschuhe. Leg sie ihm zu Füßen; er tritt hinein und ist für den Abend gefangen. Aber gleich, sofort, am ersten Tag nach der Hochzeit tu's; wenn dein Negligé und dein Lächeln noch, Blumen gleich, die Falle schlau verdecken kann. So dressierst du spielend leicht den ‚Wilden', was später dir mit Tränen, Schelten und Verzweifeln nicht gelingt. Amen!"

* * *

Wir haben gespeist — gut gespeist. Mein braves Weib ist für einen Mann wie ich, der jahrelang in Blockhütten auf ungehobelten Brettertischen seinen Hunger stillen mußte, eine erstaunlich geschickte Köchin. Wir wischen uns den Mund, und jetzt kommt der Hauptakt des Abends, wenigstens für die Kinder. Ach, warum hab' ich es begonnen! Nun muß ich's fortsetzen oder den herzigen Kleinen ihre Freude verderben. Schier jeden Abend erzähle ich ihnen — während Mama das Geschirr reinigt — Geschichten aus meinem Märchenschatz. Wir sitzen dabei im stockfinsteren Nebenzimmer, eingewickelt in eine große, uns drei umspannende Bettdecke. Das sind Stunden, die, wenn ich längst gestorben bin, meinen Kindern unvergeßlich bleiben werden.

Ja, da sitzen wir auf dem Boden, den Rücken gegen die Wand gelehnt, und nesteln uns zurecht. Herbert schmiegt sich an meine rechte Seite; das Mädchen an mein Herz; sie wissen schon ihre Plätze. Eine Weile rutscht und zupft und zappelt es noch um mich herum; die Bettdecke wird straffer gezogen, bis nur zwei rosige Kindergesichter, oft nur deren Augen herausschauen.

„Bist du drin?" fragen sie sich leise, „bist du warm?"

„Ja, ich bin drin; du auch?"

Dann wird's still und ich beginne zu erzählen.

Sind Kinder genügsam und ungenügsam zugleich! Jede Geschichte ist ihnen willkommen; eine alte, wieder erzählt, ist auch willkommen; der bare Unsinn ist ihnen staunenerregend, und lügen darf man, daß sich der weiland Münchhausen für einen Apostel der Wahrheit gehalten hätte. Die Kinder glauben alles; sie wollen es glauben; sie sind ganz trostlos, wenn man ihnen sagt: die Geschichte ist unwahr, unmöglich; oder: Riesen so groß wie Kirchtürme und Zwerge so klein wie Daumen gibt es nicht.

Und ungenügsam. Die Phantasie möchte ich haben, die ausreicht, der Kinder Bilderdurst zu stillen. Und dieses mehr verlangen, mehr! „Ach, Papa, erzähle noch eine Geschichte; lieber Papa, nur noch die kleinste; die Geschichten vom ‚Piratenschlächter' und vom ‚Gottfried der junge Einsiedler' haben wir fast vergessen; und von dem ‚Indianer in der Bärenhöhle' hast du uns auch lange nichts erzählt."

Wöchentlich einmal geht mein frommes Weib nach dem Geschirrwaschen noch in die entfernte Kirche, zu beten. Dann ist es erst recht still. Dann kommt es vor, daß mir die

Kinder während des Erzählens einschlafen. Ich merke ganz genau, wenn sie es tun. Ihre Hände lassen nach im Straffziehen der Decke; ihre Beine, die je nach dem Angstempfinden an der „Räubergeschichte“ zucken oder sich heraufziehen, werden schlaff; weich und schwerer legen sich die lebenswarmen Körperchen an mich. Ein wenig Murmeln, Sprechenwollen, Seufzen noch, und fort sind die Horcher und träumen meine Geschichte zu Ende.

Jetzt klingt das Ticken der Uhr, die auf dem Gesimse steht, lauter; oder wurd' es stiller im Raum? Dumpfes, fernherkommendes Geräusch dringt nur auf Augenblicke von der Außenwelt herein; es ist Winter und die Straßen liegen verödet. Im Haus ist es wie ausgestorben; die Leute unter uns sind ruhig, und wir bewohnen den obersten Stock. Durch die Küchentür, welche Mama vor dem Fortgehen öffnete, dringt Wärme herein, und Feuerschein vom Herd erleuchtet märchenhaft die Wand.

Schlaf wohl, sage ich flüsternd zu dem Kind an meiner Rechten und streiche ihm die Locken zurück von seiner schöngeformten Stirne; schlaf wohl, du holder Knabe! Träumend bist du d e i n. Erwachend treibst du a u c h im Strom, der mich so weit herumgeschwemmt und hier endlich gelandet hat. Was wird d i r die Zukunft geben oder n e h m e n? Was wird deiner warten, bis du so groß und alt geworden wie dein Vater? Wird dir auch die Welt zu eng zum Spielen sein und deine Sehnsucht dich zwingen, hinüberzugreifen in das Land der Ideale?

Und du, mein schlummerndes Mädchen! Was werden

sie dir tun, von morgen an bis zum letzten Abend deines Lebens? Armes Kind! noch weißt du nicht, was es bedeutet: zum Weib geboren sein. Noch weißt du's nicht, daß die Natur das allerschwerste Kreuz dem Wesen „Weib" zu tragen gibt. Ach, noch weißt du nichts von Muttersorgen, Mutterwehen und den Seelenkrämpfen um das eigne Kind.

O, meine Kinder! Jetzt ruht ihr noch an meinem Herzen. Jetzt kann ich euch noch atmen hören; die Wärme eures Blutes fühlen. Jetzt träumt ihr und Bewußtlosigkeit schützt euch gleich dem Vorhang gegen kalten Zug, der von der Bühne weht. Ach! diese Stunden, die wir hier verschwelgen, sind gezählt. So oft — oder so selten — werd' ich euch Märchen erzählen. So oft und nicht einmal mehr werd' ich bei euch sitzen. So oft werdet ihr mich küssen, lieb haben, „Vater" sagen, und ich es hören — dann ist's aus. Der euch das Leben gab, das Herz, die Glieder und die Fähigkeit zum Denken, der euch jetzt mit beiden Armen fest umspannt, auf dem Friedhof werden sie ihn verscharren. Wohl werdet ihr sein Grab besuchen, ihm Blumen hinpflanzen und sie tränken mit bitteren Tränen, und „Vater, lieber Vater!" weinen; derweil die Zeit marschiert und alles mit sich reißt — auch euch. Und dann ist's aus.

Aus? — O, welche Lästerung werfe ich dem Schöpfer ins Gesicht! Aus? wenn solche atmende Beweise er zum Trost mir gibt? Aus? wenn ich mein Leben hier verjüngt und doppelt wieder blühen sehe; wenn alles, was ich mir ersparte und erstritt, als Samen wächst von Generation zu Generation ins Grenzenlose. Aus? wenn diese schlummernden, von mir gezeugten Wesen das Glied der

Kette bilden, welche beide Enden der Unendlichkeit zusammenhält!

So ruht denn wohl, ihr herzigen Kinder! mein Fleisch und Blut, mein Leben, mein Selbst.

Und weinenden Dank dir, unergründlicher Weltgeist, den ich ahne wie den Traum im Lächeln dieser Schläfer.



Aus meiner Kindheit

Vor noch nicht langer Zeit, an einem Samstag-Halbfeiertage, saß ich im Lesezimmer des Cooper Institute in Neuyork und las ein Buch über Polarforschungen.

Da stand geschrieben von Nordenskjöld (diesem Stanley der arktischen Zone), von Kane (diesem Livingstone), de Long (diesem Emin Pascha), Perry (diesem Humboldt), Franklin (diesem Napoleon mit seinem Waterloo), Nansen (diesem Sheridan und Schill) und noch vielen anderen Männern, die Leben und Gesundheit opferten, um den Ring zu sprengen, der, einem Zauberkreise gleich, Helden nur, aber keine Schwächlinge nahen läßt.

War es der blaue, warme Sommerhimmel dort draußen — die Ruhe im Saal — die bequeme körperliche Lage im Lehnstuhl, in dem ich gebettet lag — die Kontraste ringsherum zu den wilden, eiskalten Abenteuern, die mich da anschauderten — oder die Brise vom Fluß herauf, die mir die Blätter umwenden half? — ich las ohne Unterbrechung das ganze Buch zu Ende und — vergaß mein Abendessen.

Als ich das Buch dem Bibliothekar zurückgegeben hatte und dann langsam den Saal entlang, die Treppe hinunter, auf die lärmende, volkbelebte Straße schritt, da überkam mich plötzlich unsägliches Mitleid mit einem gewissen Menschen. Der arme Zurückgesetzte hat doch mit gleichem

Mut und Willen wie ein Nansen, mit gleicher Liebe und Opferfreudigkeit wie ein Perry und mit gleichem Fiasko wie die Greely-Baldwins im Nordpolerforschen gemacht, und kein Sterbenswörtchen wird in all den bändestarken Berichten von „ihm" gesprochen.

Armer, übergangener Held! Dir ein, wenn auch billiges, bescheidenes Denkmal zu errichten, setze ich die Feder an.

* * *

Im Schwarzwaldkreis, vier Kilometer oder mehr vom Quell der Eyach — eines Bergbachs, der sich mit hundert Krümmungen und Katarakten hinüberarbeitet zum Neckar — liegt das Dörflein Margrethausen. Viele Jahrzehnte zurück soll Margrethausen ein Nonnenkloster gewesen sein. Noch heute steht das dreiflügelige, ziemlich wohlerhaltene Klostergebäude inmitten des Dörfleins und nimmt sich im Vergleich zu den niederen Hütten ringsherum wie ein Goliath unter den Philistern aus. Es beherbergt jetzt die Pfarr- und Lehrerwohnung, umschließt ferner Räumlichkeiten für die Gemeindeverwaltung und mehrere nicht benutzte und selten betretene Kammern.

Mein Vater war Schullehrer im Ort, außerdem Organist und Küster der Dorfkirche; doch das berichtete ich ja schon früher einmal.

Klar wie ein Ding von gestern schweben mir noch alle Geschehnisse von damals vor Augen. Ich sah mich den größten Teil des Tages und des Jahres barfuß, nur mit Hemd und Höschen bekleidet, im Klosterhofe spielen, während meine Mutter und klein Schwesterchen aufs Feld gingen. Nach der Schule (und in der Ferienzeit sogar den ganzen Tag) ging mein Vater ebenfalls auf das Feld

arbeiten. Dann spielte ich mutterseelenallein auf dem Sandhaufen neben dem Waschhaus, oder im Abzugsgraben, der die Wasser des Klosterbrunnens nach der Eyach hinunterführt.

Manches Mal watschelte ich in den Gottesacker hinüber, der die Kirche umschloß, selber aber von einer mannshohen, weißgetünchten Steinmauer umgeben war. Dort verbrachte ich mit Blumenpflücken, Schmetterlinge-, Ameisen- und Käferfangen oder Anstaunen der Bilder, die fromme Dorfbewohner an die Kreuzlein der Gräber hingen, wahrhaft schattenlose Stunden. Oft kletterte ich auch an der Mauer empor und warf einen Blick in den jenseitigen Pfarrgarten. Mit sehnsüchtigem Verlangen musterte ich die im Winde schwankenden, mir winkenden Zwetschgenbäume, Äpfel-, Birnen-, Pflaumenbäume, die zahllosen Stachelbeerhecken, Johannisbeersträucher, Rebengelände, und wunderte mich, warum der liebe Gott dem Herrn Pfarrer (der doch keine Kinder hatte) den riesigen Klostergarten schenkte und „uns" nicht ein einziges Bäumchen. Resigniert ging ich dann zurück ins Schulhaus. Auf dem kalten Küchenherd lag regelmäßig ein nicht allzu großes Stück Schwarzbrot, das meine gute Mutter hinlegte als mein Mittagessen. Das verzehrte ich und war wieder ausgesöhnt mit Gott und den Weltkontrasten.

In der Kirche verbrachte ich ebenfalls manche Stunde des Tages und wußte jeden Winkel in- und auswendig. Vor und hinter dem Altar, auf dem Chor bei der Orgel, hinter der Orgel bei den Blasebälgen, sogar auf der Kanzel spielte ich den Herrn Pfarrer, den Küster, die Ministranten und Sänger, und krakeelte dabei, daß es schier die Leute im Dorf und auf dem Felde hören konnten. Im Beicht-

stuhl spielte ich Verstecken vor eingebildeten Gefahren, vor Hexen, Räubern, Gespenstern, vor allerlei Bestien, Bären, Löwen, Riesenschlangen, vor denen ich seltsamerweise — da ich doch nie eine Schlange, höchstens einen Regenwurm zu Gesicht bekam — die entsetzlichste Angst empfand.

Auf einem Seitenaltärchen befand sich die Statue der Mutter Gottes, ihr zu Füßen zwei herzallerliebste, splitternackte, kleine, aus Holz geschnitzte Engelchen. Eines der Figürchen hatte schwarze Haare und Augen, das andere rote Haare und blaue Augen. Das eine hob die rechte Hand empor, das andere die linke, zu der Jungfrau mit der Krone und dem Jesusknaben; aber beide waren wie Zwillinge, so gleichgeformt, fett, appetitlich zum Anbeißen.

Zuerst betete ich die kleinen Cherubim an. Dann küßte ich sie, aber mit Scheu und Ehrfurcht. Als sie sich das gefallen ließen, streichelte ich ihnen liebkosend die Wangen, die runden Ärmchen und Beine. Immer verwegener werdend, nahm ich bald den schwarzen, bald den rothaarigen Himmelsbürger herunter vom Piedestal auf meine Knie. Nach etlichen Dutzend Besuchen war ich jeder Angst ledig; ich spielte Haushalt mit den Engeln. Sie wurden meine Puppen, meine Kinder; ich ihre Mama. Ich trug die Kinder in der Kirche herum oder hinaus ins grüne Gras des Friedhofs, und zeigte ihnen hundert schöne Sachen, erzählte ihnen hundert schöne Geschichten.

So vergingen die Tage — einer nach dem anderen. Immer allein; immer nur so im engen, mir von meinen Eltern gesteckten Kreise herum.

Abends, oft sehr spät, kam dann der zweiräderige Karren die Halde herauf- und in den Klosterhof hereingeächzt. Meine Mutter schob, mein Vater zog am Karren. Er hatte

sich zu diesem Zweck ein Seil kreuzweise über Brust und Schultern gebunden und es am Karren befestigt, und das half ihm viel beim Ziehen. Aber leicht war es trotzdem nicht. Ich hörte meine Eltern laut stöhnen, und beide wischten sich den Schweiß mit der Hand von der Stirne.

Mutter hob dann mein kleines Schwesterchen (das immer mitfahren durfte) aus dem Fuhrwerk und trug es; und mich führte sie hinauf in die Küche, um die Mehlsuppe zu kochen als Abendbrot. Vater lud derweil den Inhalt des schlotterigen Karrens ab: Kartoffeln, Rüben, dürres, im Wald gesammeltes Holz, grünes, am Weg abgerupftes Gras für die Kuh. Wir hatten eine Kuh. Viel Milch gab sie nicht, und die Milch noch weniger Rahm; ja, aber die Butter ging uns doch nichts an, die holte der Händler für Strümpfe und Tücher als Austausch, und „wir" aßen trockenes Schwarzbrot. —

Als ich fünf Jahre alt war, trat eine Periode plötzlicher Verrohung ein bei mir, die glücklicherweise ebenso rasch und unbegreiflich wieder nachließ. Ich konnte mir die Ursache dieses moralischen Purzelbaums nie recht erklären. Er glich einem vorzeitigen Flegeljahr; dem Schnappen einer Saite während des Adagios, dem Gejohle des Janhagels auf der Galerie beim Ausgehen der Bühnenlichter, oder besser: dem nervösen Fratzenschneiden eines wohlgeformten Gesichts.

Andächtig und fleißig betete ich mein Morgen- und Abendgebet, kniete nieder beim Glockenläuten, machte das Kreuz, wenn's donnerte und blitzte, sagte: „Gelobt sei Jesus Christus!" wenn der Herr Pfarrer mir begegnete. In der Zwischenzeit aber schlug ich Schnecken und Frösche mit Steinen breit, jagte die Hühner in den Bach und die Enten

heraus, rupfte den Schmetterlingen die Flügel, den Fliegen die Beine aus und ließ sie dann wieder frei. Daß ich bei solchen Bubenstreichen wiederholt verunglückte, von Zäunen und Gartenmauern purzelte, von Zwetschgenbäumen, die auf verbotenem Gebiet standen, einmal sogar in die Eyach fiel und der Angersepp, der mich herausfischte, verantwortlich gemacht werden könnte für meine späteren Sünden, das ist weniger zu beklagen als die Not und Qual meiner armen Mutter.

Ach! das Hosenflicken, Zehenverbinden, Nasenblutenstillen, das Waschen, Abkühlen, den Halbtoten zu Bette tragen nach des langen Tages heißer Schlacht, trieb die Vielbeschäftigte (da jetzt noch drei kleinere Geschwister hinter mir aufgetaucht waren) zur Verzweiflung. In der Verzweiflung wohl kam ihr der grausame Gedanke, mich los zu werden. Sie hielt eine längere Beratung mit meinem Vater, und beide einigten sich: mich sofort — in die Schule zu schicken.

Mit kaum fünf Jahren kam ich also in die Schule — eigentlich Strafkolonie — und zwar in die Klasse der großen Schüler.

Das war auch ein Fall, ähnlich dem des Luzifer: ein solcher Übergang vom Spielen im Freien, im Wiesengrün und nahen Wald (den ich in letzter Zeit gegen alles Verbot besuchte) in diese Palisadenumzäunung baumlanger Bauernbengel, jeder zum Platzen gefüllt mit Bohnen, Kohl und Haferbrei.

Bald jedoch gewöhnte ich mich an die Umgebung und machte mir Freunde. Mit stillschweigendem Übereinkommen — ohne Debatte und Opposition, wie es schien — wurde von der Klasse beschlossen, mich als Hilfebedürftigen

zu betrachten, als das rückständige, unmündige, verwahrloste Kind, das hier in der Besserungsanstalt zuvorkommend behandelt werden muß, um den Teufel los zu werden, von dem es besessen ist. Huldvolle Blicke regnete es auf mich hernieder, so oft meine Augen emporschauten; Schmeichelworte füllten meine Ohren, Leckerbissen meine Backen. Jeden Tag gab es Äpfel, getrocknete Zwetschgen und Birnen, Speckschwarten; und mit dem Anschwellen meines kleinen Leibes floh dann auch der böse Geist von mir, der wohl im leeren Bauch gehaust haben mußte.

Daß mein weiser, alles berechnender Vater diese Abfütterung vorausgeahnt, als er mich in die Klasse der Großen setzte, will ich weder bestreiten noch behaupten. Eine Schande wär' es übrigens nicht, wenn der so karg besoldete Mann zu solchen von der Verzweiflung ausgebrüteten Schachzügen gegriffen hätte; die Regierung sollte sich schämen.

Zu studieren brauchte ich nicht in meiner Sinekure; nur brav sein, still sein, und das war mir ein leichtes, solange meine Kinnbacken anderweitig beschäftigt waren. Nichtsdestoweniger (hier beginnt nun die eigentliche Geschichte) folgte ich oft dem Unterricht, und besonders wenn er die Form des Erzählens annahm, wie bei der Weltgeschichte, Naturlehre, Länderkunde. Da horchte das Kind mit beiden Ohren und hatte Mund und Augen weit offen.

Einmal — es war schon im ersten Monat meines Sitzens — schilderte der Herr Lehrer die Schrecken, Wunder und Rätsel des hohen Nordens, des unerreichten Nordpols. Mit einer Übertreibung, Farbenverschwendung und Begeisterung, wie sie nur das Herz eines durch Not an die Stube gefesselten, wanderfieberkranken Dorfschulmeisterleins emp-

finden kann, malte er das Eismeer, die Gletscher, die Schneefelder, die Mitternachtssonne, das Nordlicht, die Eskimos, die sich jahraus, jahrein nicht zu waschen brauchen, weil's so Mode ist; die Walrosse, die fußlange Hauzähne, blaue Zungen und besenartige Schnurrbärte haben; die greulichen, zottigen Bären, die vor lauter Hunger Eiszapfen fressen; die Walfische, die so ungeheuer groß sind, man könnte eine Bratwurst draus machen so dick wie ein Mehlsack und dreimal um die Kirche herum.

„Geht man", sagte er, „von hier nach Pfeffingen, dann auf den Bergrücken, den ihr dort durchs Fenster sehen könnt, dann weiter und weiter, immer geradeaus weiter, so gelangt man schließlich nach Norwegen, dann nach Spitzbergen, dann zum Nordpol. Der Pol ist die einzige Stelle des Erdballs, die sich gar nicht bewegt und die stets nach dem gleichen, nämlichen Stern zeigt, dem Polarstern im Kleinen Bären. Der Kleine Bär und der Große Bär, und die Vega und der Andromedanebel — — der ist aber siebenhunderttausend — Millionen — Billionen geographische Meilen — —"

Ach! du großer, an die Scholle gefesselter Geist meines armen Vaters, wie beklage ich dein Schicksal.

Jetzt trat eine neue Periode bei mir ein, die des Schwärmens, und die ging nimmermehr vorüber. Stundenlang stand ich — wenn die Schule aus war und die Stube leer — am Fenster und schaute in die Richtung, die als „Nordpolstraße" bezeichnet war. Bequem konnte ich das Eyachtal hinaufsehen bis zum Quell. Pfeffingen, ein Dörflein, lag halbwegs zwischen Margrethausen und jener Höhe, die den Horizont beschließt. Und dahinter, jenseits der tannenbewachsenen Höhe türmt sich

unfehlbar der Nordpol — denn lügen tut der Herr Lehrer nicht.

Türmt sich der Nordpol! — — Ja, ja, solche Bilder hast du noch nie gedacht, geträumt, du armes Kind. Das waren plötzlich Blicke hinter die Kulissen des Zauberhaften. Ach, Kind! Kind! was haben sie dir angetan? Wie unklug, unvorsichtig haben sie gehandelt, dein gesundes, ruhiges Gehirnchen zu impfen mit der Lymphe „Grauen, Staunen, Schwärmen". Da lehnte es am Fensterbrett des oberen Stockwerks des ehemaligen Klosters und starrte mit seinen tiefen, haselnußbraunen Augen unverwandt gen Norden, gegen Pfeffingen und den fichtenbewachsenen Hügel. Hin und wieder fuhr ein Schreck durch die kleine, barfüßige, nur mit Hemd und Höschen bekleidete Gestalt, und zehn ungewaschene Finger tasteten zitternd herum am Holzgetäfel, einen Gegenstand suchend, an dem sie sich festklammern könnten vor eingebildeten Gefahren, vor dem Brüllen des Meeres, dem Krachen der Eisschollen, dem Zähnefletschen hungriger Bären und Walrosse — vor dem Nordlicht, diesem Heiligenschein der duldenden Welt dort oben.

Und jene Straße, das Eyachtal hinauf über Pfeffingen, führt hinein in das Wunderland?

* * *

Pfeffingen. Das erste Haus am Weg ist die Schmiede. Lorenz, der Schmied, war ein Freund und oft gesehener Gast des Lehrers Bertsch. Jeden Monat wenigstens einmal kam Lorenz nach Margrethausen ins Schulhaus und holte sich Bücher, um seinen wissensdurstigen Geist zu erfrischen; denn nicht nur körperlich, auch seelisch ähnelte der bärtige Schmied einem bekannten Nürnberger Schuhmacher

aus der Reformationszeit, der neben Leder, Pech und Ahle Pergamentrollen mußte liegen haben als Abwechslung im allzu prosaischen Leben.

Ein heißer Sommernachmittag lastete über dem Tal der Eyach. Die Dorfbewohner arbeiteten fast ausnahmslos in Feld und Wald. Lorenz, der Schmied, war die Ausnahme und hämmerte sein Eisen, Takt schlagend für den Chor der Lerchen, Schwalben, Hühner und Gänse, die hundertstimmig ihrem Schöpfer ein Gloria zum blauen Himmel hinaufschickten.

Plötzlich hielt das Taktschlagen inne. Der rußige Mann schaute auf und hinaus durch die immer offene Tür der Werkstatt. Er legte Hammer, Eisen und Zange beiseite, wischte sich den Schweiß von der Stirne; dann trat er ins Freie und schaute schärfer. Drüben im Krautgarten wühlte und wirtschaftete sein Weib, die rote Mariann, zwischen Bohnenstangen herum. Lorenz rief seiner Ehehälfte: „He, Mariann! ist der Junge dort nicht dem Lehrer Bertsch von Margrethausen sein Bub?"

„Jo freile ischt des dem Lehrer Bertsch sein Büble!" kam die Antwort durch den Gartenzaun. Die Frau hatte sich aufgerichtet und auch nach dem Fahrweg hinübergeschaut, in dessen staubiger Rinne ein barhäuptiger, barfüßiger, nur mit Hemd und geflicktem Höschen bekleideter Knabe entlang ging.

„Sackerlottschwerenot! Der Bengel läuft vom Hause weg —" Ein schriller Pfiff des rußigen Riesen kürzte den hastig gesprochenen Satz, der wohl noch hätte sagen wollen: „Mariann! Weib! Das müssen wir festhalten; das Kind hat sich verlaufen und sucht wahrscheinlich seinen Vater!"

Der kleine Wanderer blieb wie auf Kommando stehen

und drehte sich um. Der Pfiff aus der Schmiede glich erschreckend ähnlich einem oft gehörten aus dem Schulhausfenster, wenn irgend eine Henne um Hilfe gackerte oder Enten schreiend über die Mauer flüchteten.

„Komm mal her!" donnerte das Ungeheuer der Esse und winkte mit zwei behaarten, fürchterlich schwarzen Armen, die weit mehr Bärentatzen glichen als menschlichen Gliedern.

Schon lange, eh das Kind Pfeffingen erreichte — schon am „Hubelstein" unten — als es sich vor dem dortigen Feldkreuz verneigte, das Zeichen schlug und „Gelobt sei Jesus Christus" sagte, schon da war zu bemerken, daß es in tausend Ängsten lebte ob der Zukunft; daß es mit jedem Schritt und Tritt zaghafter wurde, Herzklopfen verspürte, wie etwa — Siegfried beim Betreten einer Höhle. Und je näher der fichtenbewachsene Berg im Norden heranrollte — auf greuliche weiße Bären war es gefaßt — aber schon hier unten im Dorf angegriffen zu werden von so einem, das war Überrumpelung.

„Komm mal her!" wiederholte der schwarze Bär.

Das Büblein zögerte.

„Herkommen sollst!" — Die Situation spitzte sich rasch zur Katastrophe, und da Widersetzlichkeit dem Kind von seinem allzustrengen Vater so oft und gründlich — eigentlich aus dem Leib herausgeprügelt worden war, hatte es nur blinden Gehorsam übrig, der jetzt, mit Todesangst verbunden, Folterknecht spielte und den knieschlotternden Miniaturmenschen förmlich heranschleppte zum Gericht.

Glücklicherweise war Lorenz kein Bär, sondern ein höchst gefühlvoller Richter, der sofort wahrnahm, daß die Jammergestalt vor ihm wohlwollend angeredet werden mußte.

„Aber, Büble," begann er, die zartesten Register ziehend, über die eine Grobschmiedstimme verfügen kann, „Büble, ums Himmels willen! wo läufst du denn eigentlich hin, allein?"

Da keine Antwort erfolgte, nahm die rußige Hand des Riesen die nicht minder schwarze, schmutzige Hand des Knaben und drückte sie. „Verstehst du kein Deutsch, Kleiner? Wo du hingehen willst, frag' ich dich."

Schweigen blieb die Erwiderung.

„Sackerment!" — Lorenz war eine hitzköpfige Natur und steigerte sein Organ zur vormaligen Härte. „Dummer, einfältiger Bub! Dahinaus geht man doch nicht heim. Wo willst du hinlaufen, Bub?"

„Zum Nordpol!" platzte die Antwort heraus.

„Was?!"

„Zum Nordpol will i!"

„Waaas?!"

„Puhuuu!! I möcht halt den Nordpol sucha!"

„Hahaha!!" — Lorenz taumelte rückwärts.

Jetzt war's gesagt und der Rest des Berichtes machte sich Luft in langanhaltendem, kläglichem Heulen. Heulend und dazwischen sprechend und Tränen und Schweiß mit bodenschwarzen Händchen über jeden Meridian und Wendekreis des Gesichts verschmierend, erzählte der Knabe, wie er den Pol entdecken, die Rätsel lösen wollte, die sein märchendurstiges Gehirn gemartert hatten, bis er, wanderfieberkrank, die Reise wagte.

Der Schmied hatte sich inzwischen den Bauchgürtel aufgeschnallt und so unbändig gelacht, daß seine Mariann, die herbeikam, um das geängstigte Kind zu unterstützen, erst den Gatten vor dem Umfallen retten mußte.

„Bischt verrückt?!“ Sie schüttelte den Riesen, und dann gab's noch etliche tüchtige Püffe zur Unterstützung.

„Weib! Mariann! Der Junge will den Nordpol entdecken. Schau ihn doch an, hahaha! — Den Nordpol entdecken, barfuß in Unterhosen. Das ist der beste Witz, seit der Pfarrer von Zillhausen über die Sau purzelte beim Treibjagen. Der Spaß muß in den ‚Schwarzwälder Boten‘ gedruckt werden, so wahr ich der Schmied von Pfeffingen heiße!“

Lorenz lachte sich noch vollends aus, während seine Frau — barmherzig wie die Weiber sind, wenn sie auch keine Kinder haben; Mariann hatte dieses höchste Glück der Ehe nie erlebt — vor dem kleinen Wanderer kniete und ihm mit der Schürze das Gesicht wischte. Als dieses Spuren von Haut zeigte, wurde es abgeküßt. Dann langte sie vier große, goldgelbe „Wadelbirnen“, die nebenan über den Gartenzaun baumelten, und steckte eine nach der anderen dem Bübchen in die linke Hosentasche.

Und — eine nach der anderen fiel ebenso unten wieder heraus.

„Jerum! des Säckle hot jo kein' Boden,“ jammerte die Frau und wählte den Eingang zu der r e c h t e n Tasche. Die war aber vollgestopft mit Steinen und zog das ohnehin schlotterige Höschen so aus dem Gleichgewicht, daß die belastete rechte Seite des Knaben Zehen betupfte, die leere und löcherige linke kaum sein Knie. „Du liebs Muttergottesle von Einsiedeln! Büble! wozu hast du all die vielen Steiner in der Tasche?“

„I muß mi doch wehre,“ schluchzte das Kind.

„Was! zum Eisbärentotwerfen sind die Steiner?“

Er nickte.

Jetzt war es dem Lorenz seine Ehehälfte, die unbändig lachte. „Du dumms, einfältigs Schluckerle!“ sagte sie dann. „Wie kannst du nur so verrückt sein und in d' Welt 'naustappen! Narr, den Nordpol kann niemand net finda — der ischt jo zug'froren. Do mußt doch erst a Pelzkäpple kaufen z' Ebingen und an Schlitten; und d' Eisbären fresse dich auf mitsamt dem Schlitten. Aber so macht er Streich, der lang Schulmeister von Margrethausen, die Kinder macht er jetzt au schon verrückt mit seine überspannte Gschichte. Jerum! mein' Lorenz hat er schon so vertricht*), daß er im Schlaf disputieren tut über des Sternenzeug und China und die nichtsnutzigen griechischen Kogen!“**)

Lachend und knieend entleerte sie die Tasche von den Felsstücken und füllte sie mit Birnen. Zwei weitere der „Goldgelben“ wurden von dem Knaben sogleich in Angriff genommen, und zwar fast zu gleicher Zeit, indem er die eine, dann die andere Hand abwechslungsweise an den Mund führte.

Nochmals küßte Frau Mariann den verunglückten Nordpolfahrer und befahl ihm dann energisch: sogleich heim, südwärts nach Margrethausen zu reisen — was er auch befolgte.

Bald klangen wieder die metallenen Hammerschläge aus der Schmiede, und nebenan, zwischen Rüben, Kohl und Bohnen, wurde von einer schönen Frauenstimme gesungen:

„Ich geh' nach Lindenau,
Da ist der Himmel blau — —“

* * *

*) verwirrt.

**) Lumpenpack.

Die Sonne ging unter hinter dem Felsenwall der „Nußheck“, gigantische Schatten werfend auf das Tal. Träumerisch hüllte sich der Wald in Nacht. Die Eyach schlängelte wie am Morgen, jetzt im Harzgeruch der Abendluft, ihr quellenreines Wasser die Wiesen entlang. Müder nur überhingen den Bach die Binsen, Farnruten, Schierlingsdolden. Nebelschleier legten sich einem Laken gleich, aber kalt und feucht, auf die schlafengehende Natur. Vom Klosterkirchturm herüber klang als letzter Gruß dem Tag, als erster der Nacht, ein glockenreines Aveläuten.

So empfing die süße Heimat den zurückgekehrten Forscher von Grönland, Spitzbergen, Franz-Josephsland.

Todmüde war die Expedition, fußwund, bankerott, enttäuscht, mutlos und gänzlich — proviantlos.



Unvergeßbare Worte

Armut. — Was ist: arm sein? W e r ist arm?

Exkönig Lear hielt sich für einen Bettler, weil er n u r 99 Knechte und Lakaien zur Verfügung hatte. Ein die Gossen absuchender Obdachloser dünkt sich reich, wenn er zufällig ein Zehnmarkstück findet.

Streng genommen sind wir Menschen alle arm. Solange wir unerfüllte Wünsche haben, unzufrieden sind, so lange wir auch nur e i n e n sehen, der uns voraus ist und dem wir folgen möchten und nicht können, fühlen wir, mehr oder weniger, den Stachel „Armut".

Doch von diesem ist hier nicht die Rede. Ich meine d i e Armut, die barfüßig und in Lumpen einherschreitet; die zähneklappernde, hungerleidende, hohläugige Armut; die Armut, die stumpfsinnig, hart und herzlos macht; die mit krallenden Fingern alles herausreißt aus der Menschenbrust, bis nichts mehr übrig geblieben als die schnappende Bestie.

Man sieht sie nicht sehr oft, d i e s e Armut. Ist es, weil sie sich verkriecht vor dem Lärm und nur in Nacht und Winkeln herumschleicht, wie alle Bestien? Ist es, weil sie v e r k l e i d e t auf die Bühne schreitet und dann schlechtweg „Verbrechen" genannt wird, oder „Irrsinn", „Verzweiflung"? Ist es, weil sie stumm und trotzig — ihre

grauenvolle Geschichte selbst verschluckend — als starre Leiche irgendwo aus dem Fluß gefischt und ins Grab der Verschollenen geschüttet wird?

Solch tiefes Elend muß gesucht werden, will man's sehen und studieren. Man findet es in den Riesenstädten, in Paris, Chicago, Neuyork, und besonders im Eldorado der Misere, in London.

Ich habe in London Szenen geschaut, die ich nie vergessen werde. Ich habe Gestalten beobachtet, die so im Jammer versumpft waren, daß auch nicht e i n Hauch zu fühlen war von ehemaliger Kindlichkeit und Wärme, nicht e i n e Saite tönte an dem zerschlag'nen Instrument und wär's auch nur ein Seufzen; Gestalten, verfault bis in das Zentrum der Seele.

Doch auch von d i e s e r Armut will ich nicht erzählen, sondern von d e r, die noch kämpft, ringt, sich wehrt und sträubt vor dem Untersinken ins Unmenschliche.

* * *

Es war eine bitterkalte Winternacht. Schnee in neuer, vermehrter Auflage rieselte aus grauem Gewölk und färbte die schwarzen Wälder weiß. Mein Vater und ich schritten schweigend das Eyachtal hinauf, der Heimat zu. Lehrer Bertsch hatte einer Versammlung seiner Kollegen in dem Marktflecken Laufen beigewohnt und mich mitgenommen. Er nahm mich häufig mit zu solchen und allerlei Ausflügen. Wie ich merkte, war meine Gesellschaft ihm sehr willkommen. Ich war nämlich ein zäher, klettenartiger Fragensteller — und nicht über alltägliche Sachen — und das erregte wohl den ideal angelegten, einsam stehenden Mann zu angenehmem Denken.

Wir hatten die Schalksburg passiert, und noch schier kein Wort gesprochen. Das war seltsam, aber nicht meine Schuld. Ich versuchte ja meinen Vater bald nach dem Verlassen des gastlichen Wirtshauses zur Krone mit der Frage über „Sonne und Sonnenflecken" auf ein Feld zu locken, das er unermüdlich gern bearbeitete, bekam jedoch keine Antwort. Ein schneidiger Wind pfiff uns ins Gesicht, und das, mit dem Erlöschen der von mir so instinktiv angezündeten „Sonne", kühlte mich ab. Ich gebrauchte jetzt zudem meinen Mund zum Zähneklappern.

Plötzlich ließ der Wind in seiner Heftigkeit nach. Wir hatten einen Weg vor uns, den die mächtig vorspringende „Nußheck" gegen Norden schützte. Mein Vater ging jetzt langsamer, und das Trommeln (Zähneklappern) meiner Zweiunddreißiger ließ auch nach. Eine Weile spazierten wir noch schweigend nebeneinander her; dann endlich klangen teure Worte in die schaurige Stille.

„Muß man nicht Gott danken," begann mein guter Vater, „wenn man so bei kalter Nacht auf dem Weg dahinschreitet und mit jedem Schritt näher zu der Heimat kommt, zur warmen Stube, zum dampfenden Herdkessel, und die Mutter wartet noch und wacht für uns? — Es gibt viele Menschen auf der Welt, die keine warme Stube haben und keinen kochenden Kessel auf dem Herd."

Mein Vater schwieg. Nach etlichen Minuten redete er weiter, aber, wie ich merkte, viel gedehnter als sonst.

„Liebes Kind," sagte er, „ich muß dir endlich einmal diese Geschichte erzählen, die ich nie vergessen kann. Wenn du groß wirst und auch einmal Kinder hast, dann erzähl sie ihnen. So, denke ich, sollte sie immer weiter tönen, bis es alle Menschen hören und wissen. Wenn es alle

Menschen hören und wissen, dann wird wohl ‚in Gottes Namen‘ etwas geschehen, das den armen Leuten das Leben erleichtert!

In Schömberg bin ich geboren, das weißt du. Mein Vater war Müller und — was man im Schwarzwald so nennen darf — reich, bis ihm die große Wasserflut seine Felder und die reißende Schlichem seine Mühle zu Tal schwemmten. Dann war er auch arm.

Eine unvergeßlich traurige und lange Zeit lastete danach auf der Gegend. Die armen Leute waren viele Jahre am Verhungern, und die allerärmsten verhungerten.

Ich konnte damals glücklicherweise schon auf eigenen Füßen stehen. Ich war ein junger, kräftiger Bursch, hatte in Gmünd das Aspirantenexamen zum Lehrerfach bestanden und reiste, nach langer Abwesenheit, zu Vater und Mutter zurück.

Es war so eine Winternacht wie diese, als ich aus dem Wellendinger Wald heraus ins freie Feld schritt; nur war es viel kälter und früh am Morgen. Wie ich dann, ins warme Mäntelchen gehüllt, heimatsehnend vorwärtsstürme, seh' ich etwas Schwarzes die hohe Halde hinaufkriechen. Es war noch ziemlich weit entfernt, das schwarze Ding, und kroch sehr langsam; manches Mal blieb es wie stille stehen.

Da ich rasch ging, kam mir das Ding näher und näher, und schließlich holte ich's ein.

Jetzt wußte ich's, was es war: ein schwerer Handschlitten, beladen mit Holzabfällen aus dem Walde. Der Mann, der ihn zog, und das Holz gestohlen hatte (das wußte ich aus Erfahrung, daß die armen Leute — und die ärmsten und scheuesten bei schweigender Nacht —

ihre Heizmittel aus den königlichen Forsten stehlen), der keuchte vor seiner Last. Dampfwolken stiegen auf über ihm.

Es war ein Elend, das mich augenblicklich rührte. Hier muß geholfen werden! dachte ich und stemmte mich hinten wider den Schlitten. Ich meinte nun: der Mann werde sich überrascht umdrehen und sehen, wer ihm so kräftig beistehe, denn es ging trotz des steiler werdenden Berges flott vorwärts. Er drehte sich aber nicht um; er zerrte nur noch wilder an seiner Last und keuchte lauter und schneller.

‚Du armer Tropf,‘ sagte ich, oder sagte ich's nicht und dacht' es nur; ach! mein Inneres rief es lauter, als es irgend eine Stimme kann: ‚Du armer Tropf! Welche Not treibt dich bei solcher Nacht und Kälte in die Wildnis heraus, zum Stehlen gleich einem hungrigen Tier? Gewiß hast du frierende Kinder, vielleicht ein krankes, ausgemergeltes Weib in deiner Hütte. Gewiß hast du's überlegt, ob du neben deiner Armut auch noch die Schande tragen könnest, ein Dieb geheißen zu werden; sonst wärst du nicht um Mitternacht von deinen schlafenden Lieben weggeschlichen, um zu stehlen. Ganz gewiß aber hast du ein Herz in deiner Brust, so menschlich groß, daß keines Jammers Zerren dich von deinen Pflichten reißt!‘

Ich mußte den Mann genauer betrachten und bog mich so im Schieben seitwärts. Ach, ein bärtiges, aber jugendliches Gesicht; der hat noch lang' im Sklavenjoch der Armut zu stöhnen! Seine Kleider waren Lumpen; Lumpen, mit Stricken umwickelt, dienten ihm als Stiefel, Lumpen, um die Hände gewickelt, als Handschuhe, Lumpen, um den Kopf gewickelt, als Hut. Du armer, armer Tropf!

Die Höhe war erklommen. Der Mann gab dem Schlitten

einen Ruck und zog links hinüber, nach einer aus dem Schnee starrenden Hütte; wahrscheinlich sein Hungerloch.

Und — wieder kein Grüßen und Danken für meine Hilfe? Das ärgerte mich schier. Ein Bettler, der sich nicht bedankt, verliert die Gunst auch des willigsten Gebers. Kopfschüttelnd blickte ich dem wunderlichen Klotz von Menschen nach.

Da — plötzlich — bleibt er stehen; wendet sich um nach mir (aber nicht m i r wird es vorgespielt, das Schauerdrama, dessen ich nur stummer Zeuge bin); jäh, blitzschnell schießen seine Arme in die Luft; seine Gestalt reckt sich, sein Gesicht verzerrt sich. Jetzt ein wilder, langer, tierischer Schrei: ‚Oooo, wenn nur der Herrgott alle arme Leut' derschlüg'!!'

Wie ein Besessener packte der Mann wieder seinen Schlitten und schleifte ihn in die Nacht hinein.

Das war ein Schrei: ‚Oooo, wenn nur der Herrgott alle arme Leut' derschlüg'!' Ich glaube, die Tannen schüttelten sich; das Echo hallte aus dem Wald herüber, es hallte von den Bergen herab. Solang' ich lebe, hör' ich diesen grausigen Schrei; den Schrei einer auf der Messerschneide zwischen Kämpfen und Aufgeben schwankenden Menschenseele."



Aus meiner Lehrzeit

So — — jetzt setzt euch herum, ich werde euch eine — „Hühnergeschichte“ erzählen, eine selbsterlebte Begebenheit aus meiner Jugend. Sie ist voll von Überraschungen und Kuriositäten; aber lachen dürft ihr nicht, sonst hör' ich gleich wieder auf.

Also — hm — hört zu!

Am 1. April — meinem Namenstag — 1866 kam ich in die Lehre zu einem Kürschner und Wildbrethändler in der großen Stadt — N. N.

Ich war damals volle vierzehn Jahre alt und für mein Alter außergewöhnlich — dumm. Das muß unbedingt gesagt und von euch gemerkt werden; es geht nämlich wie ein roter Faden durch die ganze Erzählung hindurch und erklärt manches Rätselhafte, Unglaubliche.

Außer dieser — übrigens weitverbreiteten — Eigenschaft besaß ich noch eine, deren ich mir gar nicht bewußt war, die aber zum Verstehen der Geschichte gleichfalls bekannt gemacht werden muß: ich war unschuldig, absolut unschuldig, keuscher als der ägyptische Joseph; der ließ sein Hemd im Stich und floh, ich glaub', ich wäre stehen geblieben.

Stolz bin ich heute nicht auf meine damalige Reinheit; sie war Unwissenheit, Rückständigkeit; so unschuldig sein kann jedes Tierchen.

Mein Lehrmeister, Herr Reineke, war sechzig Jahre alt, und für sein Alter ebenfalls d u m m. Ich könnte zahlreiche Beweise dieser Tatsache anführen; hier sind etliche:

Erstens: Er ging jedem Disput über wissenschaftliche Fragen scheu aus dem Wege.

Zweitens: Ich sah ihn selten ein Buch oder eine Zeitung lesen, und dann hielt er das Gedruckte mit Vorliebe v e r k e h r t in der Hand.

Drittens: Er liebte Gerstensuppe mehr als Schinkenwurst, Pflaumenkuchen und Gefrorenes.

Viertens: Er wußte nicht, daß die Donau ins Schwarze Meer fließt und Schiller „Die Glocke" gedichtet hat.

Fünftens: Er heiratete in seinen alten Tagen zum zweiten Male, und wieder n i c h t glücklich.

Sechstens: Er wählte unter vier Bewerbern um die Lehrjungenstelle — m i c h.

Siebentens: Und so weiter.

Herr Reineke war mir also, was die Fortentwicklung meiner Dummheit betraf, ein passender Lehrmeister. Ihn je erreichen zu wollen, wäre allerdings (er hatte einen sechsundvierzigjährigen Vorsprung) ein blödsinniges Vermessen gewesen. Aber v i e l konnte ich von ihm lernen, bis ich so dumm — nein! bis ich es so w e i t gebracht haben würde wie der alte Mann. Herr Reineke war sehr wohlhabend. Er besaß sein Haus am Marktplatz, einen Laden dazu, Hof und Hinterhaus. Er betrieb ein umfangreiches Pelzgeschäft nebst eben solchem Wildbrethandel. Hasen, Rehe, Rebhühner, wilde Sauen und Krebse sogar wurden täglich ins Hinterhaus geschleppt, dort verschafft und wieder fortgebracht, auf die Eisenbahn oder in irgend ein Hotel in der Stadt.

Das war nun größtenteils *meine* Arbeit. Es war viel Arbeit für ein Kind, das ich noch war. Tagelang mußte ich oft, mit dem schweren Fleischkorb auf der Schulter, in der Stadt herumhausieren und das Zeug zu verkaufen suchen; und verkaufte ich wenig oder nichts, dann wurd' ich gescholten, sogar geschlagen. Krebse mußte ich mit bloßer Hand in die Körbe zählen; dann wegbringen ins Hotel oder zum Fischkasten am Flusse drunten. Im Winter bestand meine Arbeit darin: allerlei toten Tieren, Füchsen, Mardern, Dachsen, Iltissen, das Fell abzuziehen. Katzen, die größtenteils lebendig eingeliefert wurden, mußte ich henken, erwürgen und ihre abgeschälten Felle trocknen, entfetten und gerben. Todmüde war ich, eh ich der nimmer endenwollenden Schinderei entrinnen und nach meinem im Hinterhaus wartenden Bette wanken durfte.

Vielleicht war mein Lehrmeister doch nicht *so* dumm, wie er aussah; er sparte an mir einen Mann, dem er hätte Lohn bezahlen müssen. Aber das machte wohl sein sechsundvierzigjähriger Vorsprung.

Und Morgens, lang' eh Herr Reineke und seine Frau und seine drei erwachsenen Töchter von der ersten Frau ans Aufstehen dachten, wenn der Geselle nebenan noch schnarchte wie eine Raspel, da klingelte im Hinterhaus eine Weckeruhr mit ohrenzerreißender Schärfe zum Tagesappell. Das Klingeln galt der Köchin, aber *die* wieder klopfte *mich* aus den Federn.

Die Köchin ging in die Küche, das Frühstück zu kochen. Ich reinigte derweil die Werkstatt. War die Werkstatt nicht sehr außer Ordnung, dann blieb mir manchmal eine Zeit übrig, die ich mir — in der Küche mit der Köchin vertrieb. Herr Reineke wußte das selbstverständlich nicht, noch weniger

seine Frau, und noch viel weniger seine musterhaft moralischen Töchter. Übrigens wurde mir die Einladung an den Herd von der Köchin, der herzensguten „Zenzi", gegeben und steh' ich somit ganz außerhalb der Schuld.

„Kind," sagte Zenzi; sie nannte mich nie anders als: Kind. „Komm in die Küche und wärm dich; und wenn's dich hungert, iß, was du herumliegen siehst. Nur laß es die Herrschaft nicht merken, sonst bekommen wir beide den Besen!"

O, ihr Tage naiver Jugend! Schmetterlinge des Lebens! Wenn das Drücken des Magens nur, und nicht des Herzens, Tränen in die Augen preßt. Küche, Herd, dampfende Kessel, Bratpfannen, und mein immerwährender Appetit! Dort saß ich manche gute Weile und betrachtete mit „Freßlust" die schöne Köchin und ihre Bewegungen im leichten, schier durchsichtigen Morgenkleid.

Zenzi war ein herrliches Weib, für mein allerdings unmaßgebliches Dafürhalten. Sie war mehr als ein Weib, denn ganz bequem hätte man aus ihrem Leib zwei Frauenzimmer machen können. Sie war ungeheuer groß, die Zenzi. Die erste Woche fürchtete ich mich tatsächlich vor diesem Riesen im Unterrock. Alles an ihr war jedoch Ebenmaß; sie schien nicht zu fett, nicht zu mager. Ihr Gesicht war angenehm; ihre Manieren bescheiden, treu, fleißig, still und — traurig. Etwas langsam in ihren Bewegungen war sie; aber Elefanten sind keine Wiesel.

Dann hatte Zenzi außer dieser großen Gegenwärtigkeit auch eine große Vergangenheit; eine dreiunddreißigjährige. Dann aber hatte sie noch etwas, das Gott und seine Engel freuen mußte: ein liebes Kind. Doch leider, ach! keinen legitimen Vater zu dem Kind. Ein Bübchen war's;

ebenso alt wie ich, und wahrscheinlich ebenso groß und gescheit wie ich. Der Knabe lernte das Küferhandwerk in St. Gallen; also weit weg von seiner Mutter.

All diese etwas pikanten Neuigkeiten erfuhr ich nicht von der Zenzi selber, sondern hinten an der Hofmauer, als ich einem Hasen das Fell abzog und zwei klatschende Nachbarsweiber das arme Mädchen unbarmherzig bekrittelten. Die Sache schien mir jedoch ganz nebensächlich. Das Wichtigste blieb für mich der süße Kaffee und die Milch mit Semmeln, welche Zenzi mir, einer guten Mutter gleich, zuströmen ließ.

Ach, könnte ich jene Zeiten zurückrufen und die Zenzi mit, und ihr sagen, wie ich an sie mit Rührung, Dankbarkeit und Hochachtung denke!

„Kind," sagte sie; dann streichelte sie mir die Haare aus der Stirne, drückte mir die Backen so heftig, daß ich das Kuchenkauen einstellen mußte. Manchmal stand sie vor mir und schaute so lang und tief in meine Augen, bis ich lachte und sie — seufzte. Manchmal setzte sie sich dicht neben mich auf die Küchenbank und schlang mich innig in ihre Arme. Dann starrte sie mit weitgeöffneten Augen nach der rauchenden Decke, als sähe sie dort eine ihr winkende Erscheinung.

Und einmal hat sie mich sogar geküßt. Das war aber nicht in der Küche, sondern im Hinterhaus vor meiner Schlafkammertür; und nicht am Tag, sondern spät in der Nacht. Die Herrschaft war ausgeflogen zu einem Sommernachtfest, der Geselle war schwärmen gegangen, das Haus stand leer und mir und Zenzi überlassen. Es herrschte schrecklich heißes Wetter; die Nacht war noch schwüler als der Tag. Mir graute vor dem Bett, und so kauerte ich auf

der Treppe neben meiner Kammer. Ich weiß nicht, ob ich schlief, aber mit einem Male saß Zenzi mir zur Seite und riß mich — eins, zwei, drei — über ihre Knie, wie man ein Hühnchen legt, das gerupft werden soll. Ich wollte um Hilfe schreien, aber sie verschloß mir den Mund mit so feurigen Küssen, daß ich schier erstickte.

„Kind, auf der harten Treppe schlafen macht dich krank!" sagte sie, als sie mich aus den Armen ließ. „Im Bettchen mußt du schlafen. Betest du auch für deine Mutter, eh du schlafen gehst, ja? — Das ist schön von dir; das ist sehr schön von dir. Solche Kinder bleiben gesund und leben lang. Weißt du auch schon, daß die Engelein vor Freude jedesmal weinen müssen, wenn ein Kind für seine Mutter betet?"

Hier stockte sie. Ein Zittern durchbebte ihren Körper. Dann plötzlich, ohne jede Veranlassung, brach Zenzi in so lautes Weinen aus, daß ich mehr in Angst als Verwunderung an ihr emporschaute.

„O, mein Kind, mein Karl!" jammerte sie. „Wo bist du jetzt, mein liebes Kind? Karl! Karl!"

„Ich heiße doch nicht Karl," kam es gepreßt über meine Lippen.

Da schaute sie eine Weile wie entsetzt herum; dann schleuderte sie mich weit weg — drei Meter weit — aber glücklicherweise auf die Füße.

„Geh ins Bett!" schrie sie zornig; „marsch, ins Bett!"

Ich starrte ihr nach, wie sie aufstand, den Leuchter ergriff und nach ihrer Kammer wankte. Dort ließ sie einen langen, wimmernden Wehruf in die Nacht hinaus, wie eine Mutter, die ihr Kind verloren, und schloß sich ein.

* * *

Wenn ihr glaubt, *das* werde die Geschichte geben, die ich euch erzählen will, dann könnt ihr ruhig den Mund zumachen oder weiter auf. Das ist *nicht* die Geschichte. Meine Geschichte ist eine *Hühnergeschichte* und hat — allerdings Liebe, sogar unsägliche, ans Verrücktsein grenzende Liebe — aber keine Frauenzimmer in der Handlung.

Hier ist die Hühnergeschichte:

Am 1. April, meinem Namenstag, 1866 kam ich in die Lehre zu einem Kürschner und Wildbrethändler in der großen Stadt N. N.

Ich machte die Reise von zu Hause bis N. N. im Postwagen über die Schwäbische Alb ganz allein.

Mit Vaters Ermahnung, Mutters Segen und einem Handkoffer voll Wäsche, den ich den ganzen Tag krampfhaft festhielt, kam ich müde, hungrig und halbtot vor Aufregung bei *Frau* Reineke an. *Er* war ausgegangen.

Ich wurde sehr kühl und trocken empfangen, bekam eine sehr heiße, nasse Suppe zum Abendessen und wurde dann sofort zu Bette befohlen; es war spät. Zum ersten Male in meinem Leben lag ich nun in fremdem Bett, in fremdem *Land*, bei fremden Menschen. Ich betete zwei „Vaterunser", den „Glauben" und weinte mich in Schlaf.

Lange vor Tagesgrauen erwachte ich aber an einem greulichen, jämmerlichen „Kikerikiii!" — Der Hühnerstall des Herrn Reineke befand sich also zweifellos dicht unter meinem Kammerfenster im Hof; das war bewiesen. Dann blieb es wieder still. Nichts wie das Schnarchen meines Zimmergenossen, des einzigen Gesellen, den mein Lehrmeister während des Sommers beschäftigte, erfüllte die geräumige Kammer.

Reineke? — Herr Reineke? dachte ich. Mein Vater, der etliche Wochen vor meiner Landung mit Herrn Reineke den Kontrakt abschloß, gab mir nur die nebelgraue Personalbeschreibung des Allgewaltigen, an den ich auf vier Jahre verschrieben wurde als Leibeigener. „Du bekommst eine gute Versorgung; er ist ein solider, alter Herr und katholisch." Das war alles. Seltsam bleibt es immerhin, warum ich mir meinen Lehrmeister, eh ich ihn zu Gesichte bekam, als einen Menschen mit spitziger, langer Nase vorstellte, mit beweglichen Ohren, funkelnden Augen, roten Haaren, bellender Stimme, mit einem so leibhaftigen Fuchsgesicht, das nur zu gähnen braucht, um mich aus dem Bett zu hetzen vor Schrecken.

So grübelte ich nach, bis allgemach der Morgen in meine einfenstrige Kammer dämmerte. Ich vermochte jetzt Gegenstände zu unterscheiden. In der Ecke sah ich den schnarchenden Gesellen im Bett; schräg gegenüber bemerkte ich den Kleiderschrank; daneben ein Gemälde im Rahmen. Ich hielt es eine geraume Zeit für das Bild des Generals Garibaldi; als es heller wurde, war's der heilige Isidor, der Schutzpatron für Haustiere. Dann hörte ich die Weckeruhr am anderen Ende des Korridors und erschrak. Dann hörte ich die Magd, die große Zenzi, aufstehen, ihre Kammer verlassen und die Treppe hinunterschreiten. Das ganze Haus schwankte wie ein Schiff bei jedem ihrer Tritte.

Und während all dieser Zeit krähte drunten im Hühnerstall der Hahn sein schmetterndes „Kikerikiii!" und die Hühner gackerten, als wären die Eier im Preis gestiegen.

Zwei fürchterliche Schläge, wie mit einem Ziegelstein (es waren aber nur Zenzis Fäuste wider die Kammertür), und ein Rufen: „Aufstehen!" machte aller Betrachtung ein

Ende. Der Geselle wälzte sich nochmals um. Ich stand sogleich auf, kleidete mich an und begann den ersten Tag meiner Lehrjahre.

In der Werkstatt bekamen wir — der Gehilfe und ich — unser Frühstück serviert. Es war kein lukullisches. Es bestand nur aus je einer Tasse Kaffee nebst einer Kreuzersemmel ohne Butter. Noch nicht ganz fertig mit dem Verschlucken des letzten Bissens, der mir vor Schrecken schier im Halse stecken blieb, hörte ich schlürfende Schritte über den Hof kommen, und näher und näher zu der Werkstatttür.

Jetzt kommt: Herr Reineke.

Hier wird es leider notwendig, die Ausführlichkeit in vollster Breite zu gebrauchen. Zum Verstehen meiner Erzählung muß ich hier weitschweifig sein bis zur Langweiligkeit. Ich werde nun eine Personalbeschreibung meines Lehrmeisters geben.

Daß mir das keine liebsame Beschäftigung ist, könnt ihr mir glauben; aber die Hauptfigur der Geschichte zu vermummen wie eine Haremsdame, das würde dem klaren Gang der Sache schaden. Vielleicht werdet ihr sagen, die Zeichnung dieser Hauptfigur sei eine Karikatur und durch Übertreibung, Spott, wenn nicht gar Rache verzerrt. Das würde mir ernstlich leid tun. Ich kann doch nichts dafür noch dagegen, wenn Herr Reineke einem halbrasierten Gorilla mehr ähnelte als wie einem Fuchs, wenn er die Natur, die ihre Leistungskraft an dem Plan erschöpfte, einen halb komischen, halb bedauernswerten Knirps aus ihm zu formen, noch übertrumpfte. Seine Nase war also nicht spitz und lang, sondern kurz und platt und — blaurot; einer reifen Zwetschge ähnlich, bis auf die Appetitlichkeit.

Seine Ohren bewegten sich nicht wie die eines Fuchses, sondern starrten hart und steif gleich Austernschalen in die Ferne. Seine Haare waren — ja, wie soll ich sie beschreiben, wenn sie fehlen? — sie waren unsichtbar, abwesend, ausgefallen, abgerupft; was weiß ich, wie es zuging bei der Zerstörung. Einen wolligen Büschel ließ Mutter Natur noch stehen, wie zum Beweis, daß sie nicht die volle Verantwortlichkeit der fürchterlichen Glatze zu tragen wünsche. Dieser Haarbüschel hing tief unten im Genick, und wenn Herr Reineke seinen Hut aufhatte, konnte ein Fremder glauben, die ganze Schädeloberfläche sei ebenso mit Urwald bewachsen. Herr Reineke trug aber nie eine Kopfbedeckung, wenn er im Haus und Hof arbeitete. Dann leuchtete sein Haupt wie eine glänzend polierte Kugel und glich dem Vollmond; besser noch: dem Planeten Saturnus. Das letzte Aufgebot von Haaren lief kranzartig hinten herum, von Ohr zu Ohr; dort wurde es abgelöst vom Backenbart, der von den Ohren schräg abwärts, unterm Kinn weg, einen sogenannten Steuermannsbart bildete, und das entsprach dem Ring um den Planeten. Der Haarring lief auch, wie der Saturnusring, mit einer Neigung von 28 1/10 Grad gegen seine Achse.

Herr Reineke war sehr kurz, dafür aber sehr breit gewachsen; das kam wohl vom zweimaligen Tragen des Ehekreuzes, anderenteils von seiner unüberwindlichen Sucht, dem Hofpflaster und dessen Bewohnern, den Hühnern, so nah wie möglich zu bleiben. Auch trug der Herr eine Brille und seine Augen waren nicht, wie ich fürchtete, funkelnd, sondern matt, trüb, immer mit Tränen gefüllt; wahre Jammertäler zwischen Stirn und Backenknochen. Seine Stimme war kreischend, krähend, dem Kikerikiii eines Gockels

ähnlich. Mit unbeugsamer Vorliebe oder Trotzigkeit trug der alte Mann ausgetretene Hausschuhe, weite, viel zu lange Hosen (wahre Säcke), eine Weste ohne Knöpfe, einen mit der Schere leichtfertig zur Joppe gekürzten Schlafrock, ein Schnupftuch für die Woche, und Strümpfe mit Löchern.

Alles in allem sah er sehr unästhetisch aus. Manchmal sah er aus wie eine Lumpensammlung, wie eine auf dem Herbstfeld vergessen gebliebene Vogelscheuche, wie ein — — Nein! Gerechtigkeit auch dem Todfeind! — Herr Reineke war das Bild eines völlig vernachlässigten Ehemanns und Vaters, eines wohl stillen, anspruchslosen, viel zu gut gewesenen Menschen, der mit Vertrauen, mit naiver Seele, mit dem Vorsatz: niemand auf der Welt ein Leid zu tun und allen Menschen recht, hinausgestürmt war in des Lebens Meer, und Schiffbruch gelitten hatte mit allen seinen Erwartungen. Ungeliebt von seinen Kindern, gering geschätzt von seinen Frauen, übergangen von der Natur, überragt von der Umgebung, mit wehem Verzicht auf irgend einen Ätherflug, hatte er sich eingemauert in die Hoffnung der Verbannten: beim Tier und Vieh zu finden, was die Menschen ihm gestohlen und verwüstet — Liebe.

Jetzt kommen: die Hühner.

Im Hofraum, dicht unter meinem Schlafkammerfenster, lag der Hühnerstall. Ein Dutzend oder mehr Hühner und ein Hahn schliefen dort bei Nacht; am Morgen wurden sie herausgelassen und bummelten dann den lieben, langen Tag im Hof herum und im Hinterhaus, oder flogen über die Mauer zu den Nachbarsleuten, die auch Hühner hatten. Das gab dann viel Streit und Händel zwischen dem Federvieh; manches Mal schier zwischen den Menschen.

Ein Düngerhaufen lag schräg gegenüber dem Stall.

Dort wurde gescharrt und gewirtschaftet mit dem einen Fuß, dann mit dem andern, gepickt, gesucht, gekräht, gegackert, als wäre das ganze Hühnerleben nur des Fressens und Spektakelmachens wegen erschaffen. Eine Blechschüssel, mit Wasser zum Saufen gefüllt, stand unweit davon. Unter dem Vordach befand sich der Futtertrog, nebst vielen sinnreichen Zutaten zum Verwalten und Regieren des Hühnerstaats. Der Hof war mit Schiefertafeln gepflastert und verschwenderisch betupft mit Hühnerdreck. Mit geschäftiger Phantasie konnte man das schwarzblaue Hofpflaster für den Nachthimmel halten und die Tupfen darauf für leuchtende Sterne.

Jetzt kommt: Herr Reineke und die Hühner.

Ich wurde also an jenem ersten Morgen von meinem Lehrmeister folgendermaßen empfangen: ohne Gruß und Willkommen, ohne Handdruck noch Lächeln. Trocken, kalt zum Hautschaudern, wie Frau Reineke mich am Abend vorher empfangen hatte, so empfing mich der „Herr" am Morgen. Er fragte nicht, wie ich geschlafen habe, wie mir der Kaffee schmecke, wie ich gereist sei, noch was meine armen Eltern machen. Nur meinen Namen wollte er wissen, und den wußte er schon.

Er hieß mich aus der Werkstatt in den Hof treten, befahl mir, dort an der Mauer still zu stehen, gleich einer Statue. Derweil öffnete er den Hühnerstall und ließ die „wilde Jagd" heraus. Lachend und sprechend (mit den Hühnern) streute er ihnen aus verschwenderischen Händen Gerstenkörner auf die Steinplatten.

Ist das überall so: den Lehrjungen zu drücken, ihn in seiner ohnehin bodenlos tiefen Stellung zu vereinsamen, bis er verkümmert, oder — bis er witzig genug wird,

sich herauszugaunern weiß und schließlich allen über den Kopf steigt? Ich will es nicht zur Debatte vorlegen, aber herzerfrischend ist die Stellung des Lehrbuben nicht, das kann ich euch versichern. Ich kam mir vor wie ein gewisses Tierchen ohne Füße — ein Wurm; wie der Düngerhaufen, nur noch verlassener. Ich hatte wenig Verstand damals, aber viel Gemüt. Plötzlich fuhr es mir gleich dem Blitz durch die Seele: „Krieg! Ha, das ist Kriegserklärung! Ich komme zu dir als Sklave, willig zu allem, mit einer Demut, Unterwürfigkeit, Ehrlichkeit, Liebe sogar, und so behandelst du mich?"

„Komm mal her!" rief Herr Reineke, indem er sich auf den Futterkasten setzte. „Steh nicht auf die Körner, Mensch! Kannst du nicht sehen, bist du blind?"

Zitternd stand ich eine Weile auf den Zehenspitzen, dann auf den Absätzen.

„Das sind meine Hühner," fuhr der Alte fort. „Fünfzehn sind's mit dem Hahn. Und das ist der Hühnerstall; das ist der Brütekorb; das ist der Futtertrog; das ist der Besen; das ist der Strohsack; das ist die Wasserschüssel; das ist der Misthaufen. Jeden Morgen lasse ich die Hühner aus dem Stall und streue ihnen Futter; das geht dich aber nichts an. Deine Pflicht ist: Obacht zu geben während des Tags, daß sie keine Händel haben unter sich, und daß mir keine über die Mauer fliegt zu dem Bäcker und Töpfer drüben. Verstanden?"

„Ja, Herr Reineke."

„Die Trinkschüssel mußt du jeden Morgen rein waschen und mit Wasser füllen; auch des Tags über mehrere Male. Der Hof ist jetzt sehr schmutzig; ich bin aus gewesen gestern abend und — die Zenzi tut's nicht."

„Soll ich ihn kehren, Herr Reineke?“ fragte ich, dienst-eifrig nach dem Besen langend.

„Was fällt dir ein! Nie, wenn die Hühner herumgehen, darfst du den Hof kehren. Die Hühner dürfen nie gestört werden. Der Hof gehört den Hühnern. Dann will ich dir noch etwas sagen“ — seine Stimme wurde hier geradezu messerscharf — „sehe ich je oder höre was, daß du die Hühner nicht ordentlich bewachst und bedienst, oder gar herumjagst und quälst — Junge! ich will nicht hoffen, daß so etwas vorkommen wird bei dir! Verstanden?“

„Ja, Herr Reineke.“

„Das ist die Minzi;“ er deutete auf ein miserabel aus-sehendes, schier federnloses, aber äußerst freches Huhn, das abseits von den anderen sein separat hingestreutes Futter vertilgte. „Die Minzi ist die älteste Henne im Hof und die beste Henne. Sie ist mehr wert wie alle anderen zusammen, und die sind auch sehr viel wert. Auf die mußt du besonders gut aufpassen. Sie klettert gerne über die Mauer, und dann gibt es viel Verdruß, bis sie wieder geholt ist. Minzi! Kluck, kluck, Minzi!“ Er rief ihr.

Minzi schaute sich nicht im geringsten um nach ihrem Anbeter; ließ jedoch als Beweis, daß sie's gehört habe, eine Sternschnuppe schießen, die schier auf seinen Schuhen krepierte.

Jetzt veränderte sich der Alte plötzlich. Sein Gesicht wurde geistesabwesend, schwermütig. Er legte die Hände gefaltet, wie betend, in den Schoß, krümmte den ohnehin schon krummen Rücken noch mehr, senkte das Haupt und schielte, so von unten herauf, hinüber nach der Minzi. In dieser Stellung blieb er sitzen — lange — derweil die Hühner das herumgestreute Futter aufpickten und gackerten.

Armer Herr Reineke, was drückt dich so? Welches sind die Bilder, die Erinnerungen, die in solcher Verlassenheit dich niederpressen auf den Kasten da? Denkst du zurück ans erste Lieben und dessen Fehlschlag? ans böse, gemütlose Weib? an der Töchter Kälte? der Menschen Herablächeln? Oder weiter zurück, ans Morgenrot des Lebens, an die Kindheit, von der dir nichts geblieben ist für die alten Tage, als ein trüber Traum und — diese Hühner?

Ja, ja, wär' ich damals ein Menschenkenner gewesen wie heute, so würde ich wohl philosophiert haben, als ich neben dem alten, vernachlässigten, gegen die ganze Welt verbitterten Manne stand und ihn blödsinnig begaffte. Aber ich war kein Menschenkenner, noch sonst ein Könner; ich war ein dummer Lümmel vom Land. Und noch etwas war ich: den allerersten Tag in der Lehre. Der Augenblick wurde soeben, jetzt, überschritten, der auf immer die Spielzeit trennt vom Kampf ums Dasein. Die holprige Fahrt ins felsenreiche Land der Arbeit hatte begonnen, und — o weh! sie läuft auf falschem Geleise. Die Weiche wurde mir verstellt, und der alte, wüste Mann dort hat's getan. Er hat mein Vertrauen, meine Achtung, meine Liebe vergiftet.

Im Hinterhaus, zwischen Waschküche und Eiskammer, befand sich ein dunkler, unheimlicher Raum voller Blutgeruch. Zahlreiche Fleischerhaken waren in die Wand geschlagen, zum Aufhängen des Wildbrets. Vier Hasen, ein Reh und mehrere Rebhühner hingen an jenem ersten Morgen dort. Herr Reineke führte mich hinein und zeigte mir sehr umständlich, wie man den „Toten" das Fell über die Ohren zieht. Es war eine schmierige, stinkende Beschäftigung; mir ekelte, aber gelernt mußte sie werden.

Nach einer Weile trippelte Minzi zu uns ins Hinterhaus herein und schaute sich — frech und schnabelweis wie immer — ringsherum, ob es nichts zu stehlen gebe. Herr Reineke sprach zu ihr, während er arbeitete; er vergaß schier die Arbeit.

„Hallo, Minzi!" sagte er, „wie geht's dir, Minzi? Schönes Wetter draußen, zum Spazierengehen. Flieg mir ja nicht über die Mauer, sonst gibt's was. Hast du schon dein Ei gelegt, Minzi? — Schöne Minzi! brave Minzi! fleißige Minzi! Kluck! kluck! kluck!"

Auf jedem seiner Worte lag ein Nachdruck so reinster, tiefster, sein ganzes Innere ausströmender Herzlichkeit, daß ich — trotz meiner Simpelhaftigkeit — d r e i anstatt e i n e s Lehrmeisters vor mir zu sehen wähnte. Der nächste von den dreien war ein kindischer, flennender Hühnernarr, den ich verachtete. Der andere war ein fleißiger, geschickter Geschäftsmann, der mich — zu s e i n e m Nutzen vorläufig — das Handwerk lehrte, und den ich bewunderte. Der dritte war ein — durch herbes Schicksal, wollen wir sagen — zum Menschenhasser verknöcherter Grobian, der mit jedem Blick und Wort — ohne es zu wissen, wollen wir auch sagen — das arme, ängstliche, liebesuchende Kind an seiner Seite verletzte bis ins wunde Herz.

Nachmittags mußte ich die abgezogenen Hasen in verschiedene Hotels schleppen. Das Reh wurde zu sieben Teilen zerschnitten und ebenfalls hausieren getragen. Ich war fremd in der Stadt, fand mich jedoch zurecht. Meine Intelligenz schien in die Wochen zu kommen.

Als es Nacht wurde, nahm ich den Besen und kehrte den — (sternenbesäten Himmel, hätt' ich bald gesagt) den Hof. Der nächste Tag legte schon mehr Arbeit auf

meine Schultern. Mehr Hasen und Rehe hingen zum Verschaffen im Eis- und Hinterhaus. Auch mußte ich früher aufstehen — mit der Zenzi. Am dritten Tag gab es noch mehr Arbeit; es kam wie eine gelinde Sintflut über mich. Am vierten Tag flog Minzi zweimal hintereinander über die Mauer zu Nachbars jungem Gockelhahn. Der Nachbar, ein Töpfermeister, hatte einen prachtvollen Hahn gekauft für seine Hühner, und Minzi, die alte Kokette — vom Ehebrechen und Ausschweifen fast blind und gichtbrüchig — war rein tobsüchtig vor Begeisterung für den Jüngling.

Am fünften Tag wurde das Programm insoweit umgeändert, daß ich frühmorgens anstatt des Abends den Hof reinigen mußte. Abends sollte ich den Bürgersteig vor dem Laden mit Wasser begießen; als Reklame fürs Wildbretgeschäft, wie ich nachher erfuhr. Der sechste Tag war ein Sonntag. Ich ging zur Kirche in die Messe, und betete und weinte fast unaufhörlich. Es wurde der langweiligste, traurigste Sonntag, auf den ich mich entsinnen kann.

Der Montag fand mich wieder beim Hautabziehen und Katzenerwürgen in der feuchten, düsteren Mordkammer. Zenzi kam in die anstoßende Waschküche und machte sich zu schaffen. Dann stellte sie sich in die Tür und sah mir zu, wie ich mich quälte.

„Bist du fleißig?" fragte sie mit ihrer tiefen, wohlklingenden Stimme.

„Ja," sagte ich und begann zu weinen.

Sie trat mir einen Schritt näher und fragte wieder: „Was fehlt dir, Kind? Fürchtest du dir?"

Jetzt weinte ich laut, und mit herzbrechendem Gewimmer kam es aus meiner Brust heraus, was mich schon

eine Woche lang gemartert hatte wie ein Schnitt ins Fleisch.

„Heimweh hast du?" wiederholte Zenzi meine klagenden Worte und ihre Stimme begann auch zu zittern. „Das ist schlimm; das ist traurig, sehr traurig. Ich weiß wie's tut." Sie wendete mir den Rücken zu und ging fort.

Als ich nach einer Weile Wasser holen wollte in der Waschküche, saß Zenzi dort auf einem umgestülpten Kübel und hielt sich das Gesicht mit der Schürze verhüllt. Scheu wollte ich zurückweichen zu meiner Hasengesellschaft; aber die Riesin packte mich und zog mich leidenschaftlich drückend an ihre Brust. Dann hielt das große Mädchen dem kleinen Mann eine Rede, so voller Trost, Hoffnung, Gottvertrauen, wie ich nie wieder in meinem ganzen Leben eine Predigt hörte. Darauf wischte sie sich ihre Tränen ab und mir die meinigen, und stillschweigend blieben wir Kameraden.

Dienstag. Er glich dem Montag, nur kam weder Zenzi noch das Weinen an mich heran.

Mittwoch. Herr Reineke hatte eine Szene mit seiner Frau, und die Töchter hielten zu der Stiefmutter. Die Schlacht ging (wie immer) verloren und Herr Reineke retirierte bis in den Hühnerstall.

Donnerstag. Mein Lehrmeister litt schrecklich unter dem Einfluß der verlorenen Schlacht und ließ seinen Groll wiederholt an mir Unschuldigem aus. Es war ein schwarzer Tag. Ich begann zu trotzen und schwur als Nachtgebet: „Rache! dem Alten und seiner ganzen Familie!"

Freitag. Das war der Eiertag. Es gab Eier zum Mittagessen; Pfannenkuchen zum Abendbrot. Herr Reineke heiterte sich merkbar auf.

Samstag. Das war der erste Tag, wo mich Zenzi ein-

lud, zu ihr in die Küche zu kommen. Ich zeigte Bedenken, wurde aber schließlich hineingetragen wie ein Scheit Holz.

Sonntag. Kirchegehen, mit Beten und Weinen in milderer Form. Nachmittags: Briefschreiben an meine Eltern. Ich schrieb, daß es mir gut gehe; daß es mir gut gefalle. Herr Reineke und Frau hätten mich sehr lieb. Ich lerne fleißig. Ich habe nur wenig Heimweh und die guten Eltern sollen sich ja keine Sorgen machen meinetwegen.

Dritte Woche, Montag.

Jetzt komme ich, Herr Reineke und die Hühner.

In der Tat, das war ein diplomatischer Schachzug am Montagmorgen beim Hühnerfüttern, um den mich Bismarck in seiner Palmenzeit beneidet haben würde.

Herr Reineke saß wie gewöhnlich auf der Futterkiste im Hof und betrachtete die Fresserei seiner Lieblinge. Ich stand neben ihm und betrachtete ihn. Er lockte wieder, wie damals und immer, der alten Xanthippe, der Minzi, rieb mit ausgestreckter Hand Daumen und Zeigefinger aneinander, wie man's tut beim Brotbröckeln, und sagte: „Kluck! kluck! kluck! Schöne Minzi! brave Minzi! fleißige Minzi!"

Bald darauf verfiel er in seine alte Krankheit des Simulierens, Traurigwerdens, Brütens.

Hier kam meinem Dickschädel, unter kitzligem, kratzenverursachendem Jucken, eine Inspiration, wie sie manchmal einen Hasen beglückt, der plötzlich stehen bleibt vor dem zielenden Sonntagsjäger und so seine Zukunft rettet. Schüchtern, und etwas zitternd mit Stimme und Knien, redete ich Herrn Reineke folgendermaßen an: „Herr Rei-

neke! Nun hat die Minzi einen schönen Namen und schaut sich jedesmal um, wenn Sie ihr rufen. Das ist spaßig. Warum geben Sie aber nicht jeder Henne auch einen Namen? Das würde sich fein ausnehmen, Herr Reineke. Das würde die Hühner ganz gewiß freuen, wenn jedes einen schönen Namen bekäme."

Es ging etwas durch den Körper des Alten wie Fieber, als er meine Worte begriffen hatte. Er schüttelte sich mehrere Male. Dann, sich umwendend, starrte er mir über die Brille weg ins Auge. Das war aber nicht der harte, gefühllose Blick, den ich jeden Tag zu sehen bekam; das waren zum ersten Male Blicke, gefüllt mit Sympathie und Wohlwollen. Sie erinnerten mich unwillkürlich an das Fegefeuerbild in meiner heimatlichen Dorfkirche. Mit solchen schweren, beileidaushauchenden Augen begrüßte der Sünder in der Bratpfanne seinen neu zugereisten Leidensgenossen.

Mit unaussprechlicher Sanftmut hauchte er tief, schier tonlos: „Jedes?"

„Jedes? Freilich jedes, Herr Reineke," erwiderte ich lebhafter, weil mutiger. „Die Menschen haben ja auch alle Namen, warum sollen die Hühner keine haben? Die Hühner sind auch lebende Wesen und können denken und fühlen, oft besser wie wir Menschen."

Er schüttelte schwermütig den Kopf, dabei kindisch lächelnd. „Jedes? Die Minzi auch?"

„Die hat doch schon ihren Namen, Herr Reineke."

„Die hat schon ihren Namen, stimmt." Er nickte beifällig. Dann schaute er mich wieder an, mit der gleichen, verblüffenden Innigkeit. Zögernd streckte er mir die Hand hin zum Druck; zog sie aber ebenso wieder zurück.

„Liebst du Hühner?“ kam es fast ängstlich über seine Lippen.

„Lieb' ich Hühner, Herr Reineke? Hahaha! Meine Mutter hat zwei Dutzend im Stall und ich fütterte sie jeden Morgen und sperrte sie jeden Abend ein. Es gibt gar kein Tierchen auf der ganzen Welt, das ich mehr lieben könnte wie so eine Henne; so ein stilles, anhängliches, nützliches Geschöpf.“

„Und Eier liebst du auch?“

„Die lieb' ich, ja. Gekochte, gebratene, wie sie auf den Tisch kommen. Ich freue mich immer auf den Freitag und die heilige Fastenzeit, wo es recht viele Eier gibt.“

„Und Pfannenkuchen?“ Jetzt lachte der Griesgram selber.

„Mmm! Pfannenkuchen mit Kartoffelsalat ist meine Leibspeise!“ Ich rieb mir die Bauchhöhle, als brauche diese spiegelreine Wahrheit eine kräftigere Beweisstütze als die stinkende Lüge von der Hühnerliebe.

Jetzt reichte mir der Alte ums Haar die Hand. Er besann sich jedoch und sagte: „Wir wollen's überlegen. Die Idee ist aber ausgezeichnet. Das ist wirklich eine ausgezeichnete Idee; die muß überlegt werden. Blitzbub! wo hast du nur diesen Gedanken erwischt?“ Er lachte und schlug sich aufs Knie, daß es klatschte. Dann richtete er sich auf und trappte vergnügt ins Hinterhaus zu seinem Wildbret. Ich folgte ihm.

Die Wendung war nun getan. Ich lag jetzt oben, und bessere Tage kamen mit der Wendung. Herr Reineke wurde, im Glauben, daß ich seine Hühner im allgemeinen und Minzi im besonderen anbete, ein anderer Mann, wenigstens gegen mich. Er vertraute mir rasch nacheinander die

Stallschlüssel an, das Füttern, Eierzählen, Brüten. Er hatte Anfälle, wo er so vertraulich, väterlich wohlwollend gegen mich war, daß es mir die Schamröte ins Gesicht trieb, wenn ich bedachte, wie gaunerhaft ich den Mann zum Narren hielt: denn ich liebte überhaupt keine Hühner und s e i n e Hühner erst recht nicht. Ich sah in jedem dieser gackernden Viecher eine Angehörige der verhaßten Familie Reineke, und das war Ursache genug.

Mehr als einmal neckte und malträtierte ich die harmlosen Dinger aus keinem anderen Grund, als um meiner Wut gegen den Eigentümer Luft zu machen. Mehr als einmal rupfte ich einer Henne Federn aus, stieß sie mit dem Schuh in die Rippen. Der Minzi wünschte ich ewige Verstopfung (sie litt daran) und drückte ihr den Bauch, bis er knallte. Einer der Hennen, die regelmäßig wie der Briefträger ihre Visitenkarte auf die Türschwelle legte, schlug ich den Besen über den Kopf, daß sie ohnmächtig wurde und erst wieder zu atmen anfing, als sie in Eiswasser und in den Schweißtropfen meiner vor Todesangst tröpfelnden Stirn gebadet wurde.

Dagegen ließ ich keine Gelegenheit vorbeigehen, meine Liebe und Sorgfalt gegenüber dem Hühnervolk leuchten zu lassen, wenn Herr Reineke in der Nähe war oder wenn ich merkte, daß er in den Hof komme. Rasch griff ich dann Minzi, Dora oder Eitel (sie hatten jetzt alle Namen) vom Dünger auf und liebkoste sie, küßte sie, redete mit ihnen. Das freute dann den alten Narren, daß ihm die Stirn glänzte. Er klopfte mir fleißig auf die Schulter und lobte mich über alle Maßen.

Manchmal, an stillen, warmen Abenden, wenn die Hühner im Stall waren und des Tages Arbeit getan, saßen

Herr Reineke und ich — wie Vater und Sohn — beisammen im Hof und beratschlagten über das Wohlergehen der Eierleger. Thema wie Unterhaltung waren leicht begreiflich sehr einseitig; wir kamen nie vom Stall und vom Düngerhaufen weg. Ich erzählte ihm allerlei erdichtete, erlogene Geschichten vom Dorfleben, die sich auf Hühner beziehen; erzählte ihm von Hühnerzüchtereien, Hühnerkrankheiten, Hühnercharakteren; von Hahnenkämpfen, Kämpfen zwischen Habichten und Hähnen, zwischen Mardern, Iltissen und Hähnen.

Gott verzeih' mir die Sünden, die ich damals begangen habe, denn ich tat sie mit Wissen und Vorsatz, mit einer wollüstigen Freude sogar. Kaum kann ich heute begreifen, wie ich jeden Abend so inbrünstig beten konnte, vor meinem Bett knien gleich einem kleinen Aloysius von Gonzaga, und auch sonst so brav, ehrlich und scheu war und nur hier beim Stall- und Mistgeruch ein verlogener Lümmel.

Einmal klopfte ich Pelzfelle aus im Hinterhaus. Das ist eine Beschäftigung, bei der nicht gefaulenzt werden darf, weil man jeden Schlag auf weite Entfernung hören kann. Dennoch riskierte ich — in dem Glauben, Herr Reineke sei ausgegangen, um Krebse zu kaufen — eine unverschämt lange Pause. O Schreck! da höre ich seinen Schritt — er kommt! Schnell werfe ich mich auf die Knie und falte meine Hände.

„Junge, du klopfst ja nicht; und — was soll das bedeuten?" fragte er, auf meine kniende Stellung deutend.

„Herr Reineke," stammelte ich, mit einem Gesicht, daß sich der Teufel die Lüge hätte aufbinden lassen, „ich bete halt den Rosenkranz für die Minzi, weil die Hühnerflöh' wieder so beißen nach dem Regen."

Offenbar hielt mich der Alte für dümmer als er selber war; er lachte, ließ mich knien und entfernte sich.

Ein anderes Mal blieb Minzi überlang' auf dem Düngerhaufen sitzen. Es war schon ganz dunkel und ich bei äußerst schlechter Laune: die älteste Tochter hatte mich geohrfeigt, weil ich ihre Tanzschuhe nicht glänzend genug gewichst hatte. So nehme ich denn das Vieh auf die Schaufel und schleudere es wider den Futterkasten. Anstatt sich nun in den Stall zu scheren, was zu tun ihm doch verständlich genug angedeutet worden war, fing das greuliche Tier mit allen seinen Kräften so zetermordsjämmerlich zu schreien an, daß — alle guten Geister loben! — da kommt der Alte barhäuptig, wie ein dem Irrenhaus entlaufener Gefährlicher, in den Hof gestürzt.

„Minziii!" überschrie er sich und machte einen Satz nach der Henne.

Wie der Wind schnappte ich sie ihm weg, und das Vieh streichelnd, küssend — zugleich zwickend und würgend — stotterte ich: „Die graue Katz, Herr Reineke, der graue Kater vom Scherenschleifer war im Hof und wollte der Minzi ans Leben!"

Das sind nur etliche meiner Schandtaten, die mir noch heute das Gewissen belasten.

Wieder ein anderes Mal, am hellen Mittag, vor dem Essen, flog der Hahn über die Mauer zu Töpfers „Neuem" und begann sofort auf Tod und Leben die Schlacht. Das ging noch an; aber nun kletterte auch Minzi hinüber und nahm furiengleich Partei für — den „Jüngling". War das ein Spektakel! In vier, fünf anstoßenden Höfen krakeelten die Hühner, als seien die Marder im Stall. Zu allen Fenstern schauten die Nachbarsleute heraus, lachend

und händeklatschend und auf das bevorstehende Schauspiel wartend. Sie wußten aus Erfahrung, was jetzt kommen wird. Herr Reineke stürzte denn auch programmmäßig wie ein Irrsinniger in den Hof, nach mir und den Hühnern schreiend.

Die Leiter wurde angelegt. Ich stieg auf die Mauer und, die Leiter mit mir nehmend, hinüber.

„Die Minzi!" schrie Herr Reineke, „hol die Minzi! Zuerst die Minzi!"

Ich nahm zuerst den Hahn und schleuderte ihn durch eine Wolke von Staub und Federn in sein Vaterland zurück.

„Die Minzi!!" Herrn Reinekes Stimme wurde geradezu widerlich schrill: „Nicht herüberwerfen die Minzi; trag sie; sie kann nicht fliegen, trag sie!"

Ich stieg an der Leiter, die jetzt in Nachbars Hof stand, empor, und über die Mauer sehend gewahrte ich meinen Lehrmeister dicht unter mir. Krampfhaft reckte er seine Arme nach der Teuren.

„Laß sie nicht fallen!" schrie er nochmals; „ich werd' sie langen!"

Ein ganz abscheulicher Gedanke fuhr mir da plötzlich durchs Gehirn, als ich Minzi pendelgerade über dem Pol des Planeten hatte. Dem Gedanken folgte die Tat, und mit beiden Händen die Henne haltend, drückte ich ihren Bauch so gewaltig, daß mir die Ellbogen zitterten.

Das Resultat war: Wir bemitleiden wohl allgemein das Schicksal des alttestamentlichen Tobias in der babylonischen Gefangenschaft, dem eine antisemitische Schwalbe das Gesicht dermaßen bepferchte, daß er an beiden Augen erblindete.

Nein, so schlimm geschah es übrigens Herrn Reineke nicht; er war gepanzert gegen den Schuß mit einer Brille.

* * *

So verging denn der heiße Sommer; der kühle Herbst, dann der eisige Winter zogen ein ins Land und ins Pelzgeschäft. Mein Lehrmeister beschäftigte jetzt drei Gesellen in der Werkstatt, und mich nebenbei im Hinterhaus beim Wildbretzerhacken, Hautabziehen, Katzenhenken. Meine Arbeit war unbestritten die schwerste, aufreibendste, und schrecklich hatte ich zu leiden durch Nässe und Kälte. Das härtete mich aber tüchtig ab, physisch und — moralisch.

Dann erschienen endlich die langersehnten Weihnachtstage. Ich bekam kleine Geschenke von der Frau, den Töchtern, sogar von der armen Zenzi. Herr Reineke kaufte mir einen Winteranzug nebst Überzieher, was er noch nie getan haben soll für irgendwelchen seiner früheren Lehrbuben.

Selbstverständlich ging das von Haus zu Haus, in der ganzen Nachbarschaft herum. Mein demokratisches Verhältnis mit Herrn Reineke wurde Gespräch. Die Leute rieten hin und her und darüber hinaus, was wohl die Ursache sein könne, daß der als Lehrjungenschinder verrufene Grobian mit mir wie ein Vater verkehre. Die Bäckersfrau munkelte sogar: ich hätte den Alten behext.

Der Zenzi verriet ich eines Tages im neuen Jahr, wie das Behexen gemacht wurde, und blinzelte dabei verschmitzt mit den Augen. Das war sehr dumm von mir. Das Mädchen zuckte heftig zusammen, starrte mich an und errötete bis tief herab auf ihren Hals. Und nach dieser meiner vorwitzigen Beichte war sie nie wieder vertraulich mit mir.

Ostern. Herr Reineke reiste jedes Frühjahr nach Leipzig auf die Ostermesse, um seinen Bedarf an Pelzfellen einzukaufen; so auch diesmal. Geraume Zeit vor der Abreise gab er mir täglich Instruktionen, wie ich den Hühnerstaat während seiner dreiwöchentlichen Abwesenheit verwalten

solle. Er machte mich zum Reichskanzler. Da ich merkte, wie schwer es ihm wurde, mir sein Teuerstes auf Erden anvertrauen zu müssen, tröstete ich ihn. „Herr Reineke!“ schrie ich mit übertriebenem Pathos, „reisen Sie in Gottes Namen so weit Sie können; bei Ihrer Zurückkunft werden Sie die Minzi, den Hahn, die Hühner, den Stall und den Misthaufen in bester Gesundheit antreffen!“

Dann reiste er ab. Ich trug ihm das Handgepäck bis zum Bahnhof nach. Den ganzen Weg entlang redeten wir nur über die Hühner und Hühner und Hühner. So himmelschreiend meine Sünden auch sein mochten, das ewige Hühnergefasel wurde mir schon so zum Ekel wie faule Eier; es war eine Strafe, die dem Verbrechen gleichkam.

Herr Reineke schaute aus dem Eisenbahnwagenfenster heraus und behandelte noch immer das gar nicht endenwollende Thema. Ich stand auf dem Bahnsteig und lauschte bis zum letzten Augenblick seinen Worten; so wollte er's. „Die Schüssel mit Wasser füllen!“ wiederholte er wenigstens das zwölfte Mal. „Zum Frühstück, und Nachmittags auch, bekommen sie das Metzchen voll Gerste. Mach's aber gut voll! Du kannst noch eine Handvoll extra geben. Der Minzi streust du überhaupt extra, sonst gibt es Händel! Die Eier zählst du jeden Tag und schreibst in den Kalender, wie viele gelegt wurden. Der Hahn —“

„Fertig!“ rief der Schaffner. Ein Ruck und die Wagen bewegten sich.

Herr Reineke reichte mir rasch die Hand und ließ etwas Hartes zurück; es war ein Halbguldenstück. „Das ist dein!“ seufzte er; „aber pfleg mir ja die — —“

Die größer werdende Entfernung und das Rollen des Zuges verschlangen seine Worte. „Minzi“ hörte ich jedoch

deutlich. Er legte sich aus dem Wagenfenster — schier war es zu schmal für seine Gorillaschultern — und schrie in einem fort, ohne gehört zu werden. Ich sah nur, wie er den Mund bewegte, die Augen verdrehte, mit ausgestreckter Hand das Futterstreuen andeutete.

Eine Kurve entriß ihn meinen Blicken.

Ich aber jagte aus dem Bahnhof hinaus auf die Straße, und das Halbguldenstück in die Luft werfend und wieder auffangend, krähte ich ein so schrilles, ohrenzerreißendes „Kikerikiii!", daß die Spatzen vor Schrecken von der Mauer flogen.

* * *

Zwei Tage nach dieser Begebenheit kam mein Lehrmeister schon wieder zurück; aber nicht von Leipzig, nur von Nürnberg, und in Begleitung eines Krankenwärters. Er ging sofort nach seiner Ankunft zu Bett. Ich mußte den Doktor holen. Am Abend bekam Herr Reineke Blutbrechen. Am darauffolgenden Tag wurd' es noch schlimmer. Der Priester kam mit den heiligen Sakramenten und betete für den Todkranken. Nach Sonnenuntergang versammelten sich die Angehörigen um sein Sterbelager und erwarteten das Ende. Die Frau und die Töchter saßen nah' dem Bett; weiter zurück etliche Freunde; Zenzi und ich standen im Hintergrund.

Da lag er nun, der arme reiche Mann, und röchelte und rang nach Luft. Gerade so schwermütig, wie ich ihn geschildert, schaute er aus seinem Bett auf den Zimmerboden. Auf einmal strichen seine Blicke, wie die Lichtstreifen einer vorbeigetragenen Kerze, über den Boden entlang und trafen, plötzlich haltmachend, m i ch. Sekunden-

lang hielt ich dem sterbenden Feinde stand. Dann aber aufspringend, ans Bett eilend und seine herabhängende Hand ergreifend, weinte ich so laut und heftig, daß es allgemeine Störung verursachte und Zenzi mich hinausschaffen mußte.

In der Küche weinte ich fort, bis mir das Ableben des Kranken gemeldet wurde. Das machte mich ruhiger; er hatte ausgelitten.

Am Freitag war die Beerdigung unter strömendem Regen und spärlichen Tränen.

Das Pelz- und Wildbretgeschäft „Reineke" wurde nun geschlossen. Die Frau und die Töchter verkauften aus und lebten in Zukunft von des alten Mannes Vergangenheit. Mein Lehrkontrakt war „Null" geworden. Ich durfte Abschied nehmen von dem Haus, und mußt' es von der Zenzi.

Eh ich reisefertig auf die Straße schritt, machte ich unten im Korridor eine Pause und überlegte. Es fiel mir schwer, zu einem befriedigenden Schluß zu kommen. Endlich öffnete ich die Hoftür. Lange stand ich dort und blickte auf den altgewohnten, so oft gesäuberten Platz. Lange sog ich das Bild ein, um es nie wieder vergessen zu können ... Das ist der Hühnerstall. Das ist der Futtertrog. Das ist der Besen. Das ist der Düngerhaufen. Das ist die Minzi.

Dann wendete ich mich weg, wischte etliche Tränen ab und reiste heim. Es kostete Mühe, mich in eine neue Lehre zu bringen. Schließlich gelang's. Wieder ein „Barmherziger" nahm mich unentgeltlich auf. Diesmal lernte ich aber das Handwerk; mein neuer Meister hatte keinen Wildbrethandel neben der Kürschnerei.

Das erste Mal wurd' ich ja nur in den April geschickt.



Als Soldat

Vaterland! — Einem elektrischen Strome gleich zuckt es mir durch Mark und Bein und Blut und Hirn bei diesem wohl herrlichsten Wort.

Wie ein Maienhauch die starre Welt zum Blühen, Grünen und Werden erweckt, so haucht's mich an in kalter Fremde, denk' ich an dich, mein Vaterland.

Wie ein Schuß den Schläfer weckt, so erschrickt mein Inneres, so schnell' ich auf und greif' herum nach einer Wehr, wenn Gefahren drohen meinem Vaterland.

Was sind Weib und Kind, der enge Herd? Ein Körnchen Sand auf weiter Düne; das Vaterland umspannt die Millionen gleich dem Meer.

Was ist Tugend, Opfermut, Treue, Fleiß und edles Streben? Des Menschen ganzes Sein und Leben? Ein Blumenfeld, das seine Wurzeln schlägt ins Vaterland.

* * *

Sézanne in der Champagne war mein erster Garnisonplatz, nachdem ich in Prenzlau einexerziert und nach Frankreich zur Okkupationsarmee geschickt worden.

Ein verwunderlich schönes Stückchen Erde ist die Umgebung von Sézanne. Ich weiß nicht recht, wie ich mein Gefühl beschreiben soll, als ich diesen „Garten" betrat,

seine lauwarme Luft einatmete, sein Grünen und Sprossen merkte, das so früh im Jahr sich schon regte. Ich hatte Mitleid mit Norddeutschland. Du armes Land dort oben! dachte ich. Wie kalt, öd' und leblos liegt die schneebedeckte Ebene noch unterm Wintergriff des Nords. Wie einsam rauscht die See an dein vereistes Gestade. Die Schornsteine rauchen, die Herdfeuer glühen, und Wärme suchend schmiegen sich die Glieder der Familie zu einem festen Eins. Wie tief müssen wohl die Wurzeln in den harten Boden krallen, um Lebenskräfte saugen zu können? Ha, und wie tief und fest erst die Menschen?

„Das ist es, warum wir siegten!" rief ich aus; „warum wir Deutsche hier in Frankreich auf dem Nacken des Feindes stehen. Unsre Wurzeln stecken tiefer in dem Vaterland. Uns herausreißen, Gott bewahre den, der's wagen möcht'!"

Ganz gut erinnere ich mich noch des sonnigen Morgens, als wir Rekruten (zweihundert an der Zahl), mit dem Eisenbahnzug von Chalons kommend, Sézanne betraten. Mit Trommelschlag und Pfeifenklang marschierten wir — in voller Ausrüstung und neuen Uniformen — die Rue de Chalons hinauf zum Marktplatz neben der altehrwürdigen Kathedrale.

Ohne Übertreibung: wir marschierten stramm. Es wurde uns ja am Bahnhof gesagt, daß jedermann sein möglichstes tun solle, um einen schneidigen Eindruck auf die Franzosen zu machen.

Major von Görschen mit sämtlichen Offizieren, Feldwebeln und etlichen Unteroffizieren des zweiten Bataillons (das Regiment lag in Chalons) erwarteten uns auf dem Marktplatze. Wir salutierten, machten etliche gute Wendungen und Griffe; dann geschah die Verteilung der neuen

Leute. Jede der vier Kompanien des Bataillons bekam etwa fünfzig Rekruten zugewiesen. Ich kam zur achten Kompanie. Sogleich nach der Verteilung marschierten wir unter Führung auf die Promenade hinter der Kathedrale. Dort befand sich der Appellplatz der achten Kompanie. Die Kompanie stand vollzählig in Reih und Glied auf dem, von einer vierreihigen Pappelallee durchzogenen Platz.

„Donnerwetter!" sagte der Hauptmann mehr als einmal, „was sollen wir jetzt machen, Herr Feldwebel? Eine Freude ist's und ein Malheur daneben zum Verrücktwerden. Was sollen wir nur machen mit den neuen Kerls?"

Wir sahen bald, was unseren Allgewaltigen so in Sorge versetzte; wir waren nämlich zu g r o ß. Achtzehn von uns mußten in die erste Korporalschaft eingereiht werden, um die orgelpfeifenartige Front der Kompanie nicht zu verderben, und achtzehn waren zu viel. Da blieben nur wenige „Alte" zwischen den „Grünen".

„Prächtige Kerls sind es, Herr Feldwebel," wiederholte der Hauptmann. „Man könnte glauben, sie hätten uns die Garde von Berlin heruntergeschickt. Aber, Donnerwetter! die erste Korporalschaft — — Sergeant Dornecker!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" Der Gerufene schnellte vor.

„Sergeant Dornecker, Sie haben in Ihrer Korporalschaft lauter Rekruten, sogar der Flügelmann ist neu. Sie werden sich viel Mühe geben müssen, die Leute auszubilden. Und ihr" — der Hauptmann wendete sich an uns — „ihr werdet euch doppelt anstrengen, damit ihr mitkommt! Wenn's nicht so geht, wie ich erwarte, dann muß die erste Korporalschaft jeden Tag nachexerzieren. Verstanden! Ich

will meiner Kompanie den Platz erhalten: die beste im Regiment zu sein; und wenn ihr mir das verhunzen wollt, dann . . . Eure Griffe sind schlapp; euer Marschieren ist schlapp; eure Haltung und alles ist schlapp. Bei der achten Kompanie werden Griffe gemacht, daß die Schultern knacken; die Beine geworfen, daß die Stiefel abfliegen!"

Das war eine nette Perspektive, in die ich jetzt hineinschaute. Ich gehörte zur ersten Korporalschaft und stellte sogar den linken Flügelmann der ersten Sektion, wenn zu vieren abgeteilt wurde.

Nach einer sehr langen Instruktion, unser Verhalten im fremden Lande betreffend, durften wir endlich abtreten. Zu zweien ging es ins Quartier; das Bataillon lag bei den Bürgern der Stadt im Quartier. Die Herren Offiziere (mehrere hatten ihre Familie bei sich) wohnten natürlich in den feineren Häusern; wir Gemeinen bei den ärmeren Leuten, die neben ihrem Flickgewerbe vielfach noch Landwirtschaft betrieben.

Musketier Bertsch und Musketier Bartel nahmen Herberge bei einem Bäuerlein in der Vorstadt. Du liebe Geduld! war das ein Anfang; der Bauer verstand mich nicht, ich ihn nicht, und Bartel redete ein so knorriges Mecklenburgisch, daß wir zwei uns auch nicht viel erzählen konnten.

Da in jedem der angrenzenden Häuser Soldaten einquartiert lagen, konnte ich übrigens von älteren Kameraden erfragen, was zum Fortkommen in dieser peinlichen Situation von nöten war.

Das Allererste, was wir nach dem Abwerfen unserer Feldausrüstung taten, bestand im Menagefassen. Am anderen Ende des Städtchens, in einem großen Hof, lagen Brotlaibe, Fleisch, Kartoffeln, Säcke mit Bohnen, Grütze,

Kaffee und so weiter zum Verteilen bereit. Der Proviantmeister, die acht Korporalschaftsführer — Sergeant Dornecker natürlich auch — standen im Hof, um nach dem Rechten zu sehen. Das Verteilen der Menage ging rasch von statten. Jeder Mann bekam einen Laib Brot (weißes), ein ziemlich anständiges Stück Fleisch, zwei oder drei Kartoffeln. Der Kaffee (in Bohnenform) wurde in größeren Quantitäten ausgegeben und mußte auf zehn Tage reichen. Salz und Pfeffer gab es zufällig nicht. Ganz neu und überraschend für uns Rekruten war der Wein; wir erhielten die Feldflasche mit gutem französischen Rotwein gefüllt.

Welch ein Unterschied, diese üppige Fütterung und daneben noch die Kriegslöhnung von sieben Franken fünfzig Centimes jeden zehnten Tag; gegenüber der Hungerleiderei in „Nudelburg" — Pardon! Prenzlau. Wenn man so gemästet wird, dachte ich, dann wird's zum Aushalten sein; und das Bangemachen über den strengen Dienst, der kommen werde, machte mir keine Sorgen.

Dann kochten wir uns im Quartier das Mittagessen. Es war bereits Nachmittag und der Magen knurrte hörbar. Gegen Abend wurde zum Appell auf der Promenade angetreten.

Es dunkelte stark, als ich und Bartel wieder im Quartier anlangten. Wir kochten uns Kaffee zum Abendbrot. Die Quartiergeber mußten uns Feuer, das nötige Geschirr und ein Bett liefern; sonst nichts: so lautete die Instruktion. Die Leute gaben uns aber viel mehr. Sie taten alles — auch in anderen Quartieren und Garnisonen, wie ich hörte — um ein friedliches Zusammenleben mit den „Prussiens" zu ermöglichen.

Sind wir wirklich im Feindesland? fragte ich mich. Da saß ich in der geräumigen Bauernküche und putzte mein Gewehr, meinen Helm, die Uniformknöpfe; wichste die Stiefel und Patrontaschen. Neben mir sitzt die alte Bäurin und strickt Strümpfe; der Bauer raucht seinen Knaster und schaut ins Feuer; der große Sohn des Ehepaars betrachtet mich und meine Arbeit.

Der Bauer bietet mir eine Pfeife mit Tabak an (die ich jedoch als Nichtraucher abweise). Die Frau gibt mir mit Stroh gefüllte Holzschuhe, als sie mich in Strümpfen auf dem ziegelsteinbelegten Boden gehen sieht. Der Sohn versucht mit Gebärden und Fingersprache eine gemütliche Unterhaltung anzubahnen. Wahrlich, ich hatte als Handwerksbursche nie eine angenehmere Herberge getroffen als dieses erste Quartier in der Champagne!

Und jetzt muß ich gewissenshalber ein Loblied anstimmen auf unseren sogenannten Erbfeind.

Zwei Jahre diente ich in Frankreich; lag in Sézanne sechs Monate (und jeden Monat wechselten wir), und auf Märschen, im Manöver, bei sehr verschiedenen Leuten im Quartier, aber — Hut ab vor ihnen! Schon damals war ich ein scharfer Beobachter der Umgebung, der Dinge und besonders der Menschen. Mit dem Vorurteil, hinter jedem freundlichen Wort und Blick dieses schwer geschlagenen, gedemütigten Volkes den verkappten Feind zu wittern, der lächelt, weil er m u ß — so studierte ich es. Stück für Stück jedoch zerbröckelte mein Argwohn. Ausnahmen gibt es, aber weitaus der größte Teil der Einwohner zeigte sich aufrichtig wohlwollend gegen den gewiß sehr lästigen Quartiernehmer. Daß dies bei der Landbevölkerung stärker zum Vorschein kam, ist noch mehr Beweis für mein Lob. Die

Leute vom Land sind die Naturkinder, welche sich geben, wie sie sind.

Wahrlich, es verwunderte mich. Und soll ich jenen Gedanken weiterspinnen bis zu seiner jetzigen Reife: ein Volk, das solchen Schlag des Weltgerichts so zu tragen versteht, sich so rasch und selbst wieder aufrichtet, um dessen Freundschaft sollte man werben, denk' ich.

* * *

Jetzt kam der vielgefürchtete stramme Dienst. Er war nicht halb so schlimm, als wie ich ihn mir ausgemalt hatte. Jeden Vormittag exerzierten wir vier Stunden lang auf der Promenade, und als später die Bäume zu grünen begannen, sogar im kühlen Schatten der Pappeln. Nachmittags wurde geturnt, bajonettiert, Abends (im Schulhaus) instruiert.

Der Wachdienst war auch gering. Die Hauptwache neben dem Rathaus speiste nur diese vier Posten: Fahne in der Majorswohnung, Wagenremise, Pulverturm und sich selbst.

Der Schießplatz lag draußen in den Weinbergen. Das „Fernschießen" konnte man nicht betreiben auf dem beschränkten Platz; dafür hieß es aber: wir bleiben doch nicht lange hier.

Sonntagmorgens hatten wir Appell, am Nachmittag frei, und durften dann in der Stadt und Umgebung schwärmen. Für das Seelenheil der Garnison wurde wenig Sorge getragen; übrigens konnte es wohl nicht anders sein. Sézanne hatte nur das eine Gebethaus, die große Kathedrale, und daß die katholisch war, ist so selbstverständlich als wie, daß ein Uckermärkerregiment lutherisch sein

wird. Musketier Bertsch und Michalski waren die einzigen Katholiken der achten Kompanie. Mit uns zweien konnte man keine Kirchenparade formieren, wie es in Prenzlau jeden Sonntag der Fall gewesen. Dann hatten wir auch keinen Pfarrer; der Militärgeistliche befand sich in Chalons.

So bot denn das Leben im allgemeinen keinen großen Unterschied von dem einer deutschen Garnisonstadt. Nur waren wir eben auf dem Kriegsfuß, bekamen schwerere Löhnung und Menage und — schwerere Strafen für irgend ein Disziplinarvergehen.

Doch halt! ein für manchen sehr empfindlicher Unterschied herrschte doch: der öffentliche Umgang mit dem schönen Geschlecht war uns streng untersagt; und n i c h t untersagt wäre er doch unterblieben. So weit dehnten die Französinnen ihre weltberühmte Höflichkeit nicht aus, mit einem „Prussien" zu tanzen oder spazieren zu gehn.

Ich diente noch keine volle Woche in der achten Kompanie, da wurd' es bekannt gemacht, daß ich ein Württemberger sei. Der Feldwebel las es wahrscheinlich aus dem Rekrutenverzeichnis und meldete die Sache pflichtgetreu dem Hauptmann.

„Musketier Bertsch, vortreten!" kommandierte der Feldwebel beim Sonntagsappell.

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!" Ich trat vor und stand ihm und meinem Chef gegenüber.

„Sie sind der Württemberger?" fragte mich der Hauptmann freundlich.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Wie kommen Sie in das 64. Regiment?"

„Ich stellte mich in Berlin, Herr Hauptmann."

„Wie kommen Sie nach Berlin?"

„Über London und Hamburg, Herr Hauptmann."

„Hm — in England gewesen. Was trieb Sie nach England?"

„Ein wenig Reiselust, Herr Hauptmann."

„Hiii!! Auch wieder ein wilder Vogel!" — Er lachte und winkte ab.

Das war noch nicht alles. Wir hatten einen Premierleutnant bei der Kompanie, der fließend Englisch sprach. Er war eigentlich ein Deutschamerikaner und kam beim Ausbruch des Krieges herüber, das Vaterland retten zu helfen. Dieser Herr unterhielt sich ebenfalls eine Weile mit mir auf Englisch. Fließend konnte ich die Sprache John Bulls noch nicht bemeistern, aber besser als Französisch doch.

Das war aber noch immer nicht alles; sogar dem Herrn Major von Görschen wurde ich vorgestellt. Wir turnten, sprangen über den Kasten und machten Freiübungen, als der Platzkommandant spazieren gehend die Promenade entlang kam.

„Kompanie antreten!" rief der Hauptmann; dann ebenso rasch: „Kompanie abtreten!" — der Major hatte abgewinkt.

Zufällig machte ich dann, im Augenblick als der Major und der Hauptmann beisammen standen, einen kühnen Sprung über den Kasten — ich war ein guter Turner — und landete in der Nähe der beiden Größen. Die geringere der Größen (der Hauptmann) winkte dem Punkt (mir) und stellte mich vor als den einzigen Württemberger in Sézanne.

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister."

„Wo kommen Sie her in Württemberg?"

„Drei Wegstunden von der Burg Hohenzollern, Herr

Oberstwachtmeister!" Instinktiv fühlte ich, daß diese Herkunft dem Stockpreußen imponieren werde.

„Muß eine schöne Gegend sein," sagte der Major.

„Viel Berg und Wald, Herr Oberstwachtmeister."

„Sind Sie Freiwilliger?"

„Nein, Herr Oberstwachtmeister; aber sehr gerne beim Regiment."

„Freut mich." — —

Das hört sich nun alles recht vielversprechend an. Ich hätte stolz werden dürfen nach solcher Einführung in die preußische Armee. Die Sonderstellung hatte jedoch eine Licht- und Schattenseite. Das dicke Ende kam angeschlichen, und der übermäßig aufgeblasene Punkt platzte gleich dem Frosch in der Fabel.

Beim Parademarsch: „Wer hat die Linie zerrissen? — Der Württemberger!" Beim Salvenschießen: „Wer hat nachgeschossen? — Der Württemberger!"

Du liebe Gerechtigkeit! Wenn das alles wahr gewesen wäre, ich hätte ja die ganze preußische Armee ruiniert mit einer längeren als zweijährigen Dienstzeit.

* * *

Wie ich schon erwähnte, wechselten wir jeden Monat unser Quartier. Das geschah wohl, weil die Quartiere ungleich an Güte waren; vielleicht auch, damit wir nicht zu intim mit den Franzosen werden, was uns zum Bleiben in ihrem Lande verlocken könnte. Es war ja so leicht wegzukommen, wenn man wollte. Von Sézanne, dem äußersten Posten der deutschen Besatzung, bis zur Demarkationslinie waren es nur zwanzig Kilometer, die zu Fuß bei Nacht sehr leicht bewältigt werden konnten. Einmal die Grenze

überschritten, wurden die Flüchtlinge willkommen geheißen, unterstützt und nach Paris befördert.

Mein zweites Quartier lag in der Rue d'Epernay, in einem kleinen Gasthaus. Wir lagen dort zu vier Mann und es lebte sich bedeutend kurzweiliger, als wie nur zu zweien. Meine nächste Unterkunft bekam ich mit Musketier Kemnitz bei einem Ehepaar, dessen einziger Sohn als Kürassier bei Wörth gefallen war. Die Leute konnten wohl den Tod ihres Kindes nicht verschmerzen, denn sie behandelten mich, und besonders meinen Kameraden mit seiner Kriegsmedaille, frostig freundlich. Mein viertes Quartier nahm ich wieder mit Musketier Kemnitz bei einem Schuhmacher in der Rue de Chalons. Kemnitz war der vertrauenswerteste Waffenbruder, mit dem ich während meiner Dienstzeit bekannt wurde. Nur leider verlor ich den Freund schon im kommenden Herbst. Er hatte seine drei Jahre gedient und ging, wie er sagte, nach Brüssow in der Uckermark, um wieder auf dem Hof zu arbeiten als Knecht.

Kemnitz und ich machten schier jeden Sonntagnachmittag Spaziergänge in der Umgebung des Städtchens. Wir hatten gleichgestimmte Seelen und schwärmten beide für die malerische Natur, die herrlichen Szenerien der Champagne. Einmal pilgerten wir auch auf den nördlich der Stadt gelegenen Gottesacker. Zu meiner Überraschung entdeckte ich dort zwischen etlichen Soldatengräbern eines, das die Inschrift trug: Joseph Mangold, Jäger im zweiten württembergischen Jägerbataillon.

„Du armer Held!" mußte ich ausrufen; „hier liegst du nun verscharrt, so jung, so weit von deinen Lieben im Schwabenland." Ich kniete nieder und betete ein Vaterunser für ihn.

Nun war ich doch nicht der einzige Württemberger in Sézanne. —

Schon seit Wochen wurden von französischen Zimmerleuten in der Nähe des Bahnhofs Baracken gebaut. Sobald dieselben fertig wären, sollten sie von uns belegt werden. Das war uns allen sehr willkommen. Es war sogar höchst notwendig, daß wir aus den Bürgerquartieren herauskamen. Seit dem Einmarsch der Deutschen in die Champagne seufzte Sézanne ununterbrochen unter Militäreinquartierung, und die üblen Folgen machten sich jetzt fühlbar. Die Quartiere wurden unrein. Trotz unseres immerwährenden Appellhaltens mit reiner Wäsche nahm das Ungeziefer besorgniserregend überhand.

Dazu hatte Sézanne auch kein Wasser zum Baden. Ein seichtes Bächlein, an dem die Bürgersfrauen tagüber ihre Wäsche klopften, war das einzige Naß des Städtchens und der Umgegend. Und doch badete die achte Kompanie einmal nach Herzenslust; freilich wurd's dann auch das erste, letzte und einzige Mal.

Der Hauptmann hatte beim Felddienstüben eine, wie er behauptete, spiegelklare Wasserlache entdeckt. Die Pfütze lag in einem kleinen Gehölz westlich der Garnison. Am nächsten Tage — es war schon sehr heißes Wetter — wurde die Kompanie unter Führung des Herrn Leutnants zum Baden hinausgeführt. Da saßen wir denn herum und entkleideten uns. Vor uns lag der kaum metertiefe, teils mit Schilf bewachsene Weiher. Anstatt nun etliche Tirailleure, oder besser noch, eine Schleichpatrouille in das Wasser zu schicken, um die Geheimnisse der schaurigen Tiefe zu erforschen, kommandierte der Herr Leutnant die ganze Kompanie zur Attacke auf das Bad. Lawinenartig,

gleich der Garde bei St. Privat, wälzte sich die achte Kompanie in den Strudel hinein. Welche schwammen, welche tauchten unter, andere schlugen Purzelbäume, aber alle gebärdeten sich wie nackte Indianer oder Wilde vom Kongo. Da — o ihr Rachegeister der gestörten Tiefe — das spiegelklare Wasser färbte sich plötzlich gelb, goldgelb — lehmgelb. Der Sumpf war nur eine mit Regenwasser gefüllte Lehmgrube, aus welcher vor Jahren einmal Material zum Ziegelbrennen entnommen wurde.

„Kompanie antreten!" schrie der Herr Leutnant, mit Entsetzen die Situation erkennend.

Kompanie antreten, ja, welche? Die hellen, weißen Germanen waren zu Japanern und Mongolen geworden.

* * *

Endlich waren die Baracken fertig gebaut. Sie waren eigentlich noch *nicht* ganz fertig und schon zogen wir ein; so eilig hatten es unsere Vorgesetzten. Die Baracken (ein Dutzend in allem, klein und groß) lagen nahe am Bahnhof, inmitten strotzender Weingärten. In der Tat, man konnte — besonders des Abends — den Champagnerwein *riechen*, so dicht und üppig umrankten uns die Reben; Weinberg an Weinberg, wohin man schaute, so weit man schaute. Viele der Bauern kauften sich für Geld ihren Bedarf an Weizen, Kartoffeln, Gemüse; weil es sich besser bezahlt, jedes Stückchen Erdreich nur mit Wein zu bepflanzen.

Nun begann für uns das Barackenleben, das übrigens dem Leben und Treiben in einer deutschen Kaserne so ähnlich ist, daß es langweilen würde, es umständlich erläutert zu hören. Ich schwenke darum lieber rechtsum zu einer, wohl auch den Leser packenden Episode. Ich wenigstens

vermag jene Begebenheit nicht aus Kopf und Herz zu verdrängen, und ich will's auch nicht. Es ist mir immer eine das Gemüt erfrischende Stunde, wenn ich dran denke.

Es war ein schwüler Juliabend und nach neun Uhr. Wir lagen auf unseren Betten in der neuen, nach Harz und Farbe riechenden Baracke. Die Baracke war gleich den übrigen in sechs Kammern geteilt und jede Kammer hatte ungefähr fünfzehn Betten. Der Stubenälteste in meinem Zimmer war Unteroffizier Krüger.

Auf einmal wurde die Stille unterbrochen. Wer nicht schlief, sprang rasch vom Bett; wer schon schlief, wurde ebenso rasch geweckt und auch auf die Beine gestellt.

„Stillgestanden! Richt euch!" kommandierte Krüger.

Der Offizier du jour mit zwei Feldgendarmen, in ihren grünen Röcken mit Silberschilden, standen in der Kammer. Das war jedoch nicht alles: die Feldgendarmen hatten zwei Gefangene, zwei Blusenmänner, bei sich.

„Unteroffizier?" fragte der Offizier du jour.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" erwiderte Krüger, in seinen Unterhosen nicht gerade schneidig dastehend.

„Ihr Name?"

„Unteroffizier Krüger, von der ersten Korporalschaft, achte Kompanie."

„Gut. Herr Unteroffizier, wir haben da zwei Gefangene, die über Nacht hier bleiben und morgen früh mit der Eisenbahn nach Reims geschafft werden. Ich übergebe Ihnen die Gefangenen zur Bewachung."

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Der Offizier du jour sprach etliche Worte mit einem der Feldgendarmen, während der andere mit Unteroffizier Krüger redete. Ich stand ihnen nahe und hörte ihr Ge-

flüster, aus dem ich erfuhr: daß die Gefangenen ein Wirt und dessen Sohn vom benachbarten Dorf wären; daß sie als Franctireurs während des Krieges tätig waren und sogar nach Friedensschluß die Feindseligkeit fortsetzten; daß sie nach Paris geflohen waren, jedoch vertrauensselig zurückkehrten und dabei in die Falle gerieten; daß sie nach Reims vor das Kriegsgericht gebracht und erschossen werden sollten.

Für alte Soldaten wäre diese Begebenheit eine Bagatelle gewesen; für uns Rekruten der ersten Korporalschaft war sie ein Ereignis.

Gleich nachdem der Offizier du jour mit den Feldgendarmen die Kammer verlassen hatte, formierte Krüger eine Wache. „Musketier Meißner, Sie ziehen sich an, mit umgeschnalltem Seitengewehr, und bewachen die Arrestanten eine Stunde lang! Dann wecken Sie den Rode; der wacht auch eine Stunde. Der Rode weckt den Schulz; und so der Reihe nach, wie die Betten kommen. Die Kerle (er zeigte auf die mit den Handgelenken zusammengefesselten Blusenmänner) können auf dem Boden liegen!" — Unteroffizier Krüger legte sich auf sein Bett, und so machten es alle, bis auf Meißner, der Wache stehen mußte.

Als Musketier Brandow, mein Bettnachbar, mich weckte, war es zwei Uhr Morgens. Rasch kleidete ich mich an, schnallte das Seitengewehr um, setzte die Feldmütze auf. Dann stellte ich mich auf etliche Armslängen den Gefangenen gegenüber. Sie saßen auf dem Boden, mit dem Rücken wider die Wand gelehnt, und — wachten.

Der Vollmond schien durch das Oberlicht herein und erhellte den Raum. Die beiden Fenster und ebenso die Tür ins Freie standen weit offen; es war sehr schwül und wir brauchten Luft. Stille herrschte ringsherum, nur wenig

unterbrochen vom Atmen und Röcheln der Schlafenden. Unzweifelhaft schlief ein jeder. Das Felddienstüben während des Tages machte uns müde, und jung, gesund und sorgenlos waren wir alle.

Da stand ich nun den beiden Gefangenen gegenüber; den Sündern, die gerichtet sind, eh sie ihren Richter sehen. Warum schlossen sie nicht auch ihre Augen? Sie waren doch müde; so müde, daß man sie hier neben dem Bahnhof ließ, anstatt sie auf die Hauptwache zu transportieren. Ja, ja, ja, da liegt ihr nun, zusammengekettet für die paar Stunden, die ihr noch leben dürft. Vater und Sohn! Das hätte wohl keiner von euch geahnt, als ihr vor wenigen Sommern noch hinter dem Pflug einhergingt, in der freien Natur eures friedlichen Landes. Das hast du alter Mann nicht gewußt, als du deinen Sohn als kleines Bübchen an deiner Seite hieltest, vielleicht Nachts bei dir im Bett. Und so nah dem jähen, schrecklichen Tode jetzt, und — so nah der Freiheit! Ein Schließen meiner Augen, ein Schlafanfall eures Wächters, und — dort steht die Tür offen; ihr könnt gehen. Eure Füße sind nicht gefesselt; draußen seid ihr sofort in eurem Vaterland; die Baracken haben noch keine Wache, keine Umzäunung. Ihr dürft nur an die allernächste Hütte klopfen und man hilft euch weiter!

Wunderbar, welche Abgründe und Höhen eine Menschenseele füllen. Ich malte mir tatsächlich das Bild zu Ende: Wenn ich's täte? Wenn ich diesen Unglücklichen — die nichts verschuldet haben als ihr Verirren im unbändigen Vaterlandsgefühl — wenn ich ihnen die Freiheit gäbe? Welch eine Seligkeit für die Armen? Welch ein Umarmen, Küssen, Schluchzen, wenn sie dem Tod entlaufen zu den Ihrigen zurückkehren?

Freilich müßte ich dann mit. Ich müßte auch fliehen. Aber das wär' leicht zu machen. Über die Grenze kommen könnte ich, eh der Tag erscheint. Hilfe, vielleicht Belohnung wäre mir jenseits der Grenze sicher. Und gefällt's mir nicht in Paris, dann reise ich nach London; ich will ja doch wieder hinaus in die weite Welt!

So, langsam, durch gaukelnde Gestalten herangelockt — schnellte ich jäh zurück. Ein anderes Bild tauchte auf aus der Tiefe meiner Seele. Ich lauschte und da war es mir, als hörte ich Trommelwirbel und Galoppieren attackierender Schwadronen; Zischen und Pfeifen fliegender Geschosse; Knallen explodierender Granaten; Krachen stürzender Mauern. Ich hörte das „Vorwärts!" der Preußen auf Spicheren; das „Hurra!" der Sachsen bei St. Privat; das dröhnende „Drauf!" der Bayern bei Wörth; das Singen der „Wacht am Rhein" der Badener bei Straßburg; das Sterberöcheln der Schwaben bei Champigny. „Fürs Vaterland! Fürs Vaterland!" hörte ich's schreien, keuchen aus einer Millionen Leiber zählenden blauen Wand, die heran sich wälzte gleich dem Samum über die Sahara.

Ich glaub', ich wurde bleich vor Entsetzen ob meiner ersten Gedanken. Ich schaute mich um, ob die Schlafenden nicht meine Gedanken gefühlt hätten. Unsägliche Scham überkam mich. Ich schämte mich vor den beiden Gefangenen, denn die würden zehnmal eher sterben, als solchem Wahn nur für einen Augenblick Raum gestatten.

Sind das Höhen und Tiefen der Menschenseele! dachte ich, wehmütig lächelnd. Nein, nein! Alles ist möglich, der Same zu allem ist da, der Funke glimmt, der Himmel verklären, der eine Welt in Asche legen kann. Aber eins

wird nie geschehen: ein Soldatenherz, das Mitleid für den geschlagenen Feind empfindet, wird n i e , n i e zum Verräter werden an dem Vaterland!

* * *

Der Herbst kam. Wir machten uns marschbereit zum Manöver. Schon die ganze Zeit vorher hatten wir tüchtig Felddienst geübt und im Bataillon exerziert, und fürchteten uns nicht, mit den anderen Truppenteilen der zwölften Brigade einen Wettbewerb aufzunehmen.

Den Tag habe ich vergessen, aber es war ein prächtiger Oktobermorgen, als das zweite Bataillon Sézanne verließ. Etliche Kilometer außerhalb der Stadt begegnete uns eine Schwadron gelber Ulanen, die während unserer Abwesenheit Sézanne besetzen sollten. Die Herren Reiter hatten sich verspätet. Sie hätten v o r unserem Abmarsch erscheinen sollen, was aber nicht geschah. So mußten wir eine Wache bei den Baracken zurücklassen, die uns nun im Eilmarsch nachzulaufen gezwungen war.

In La Fère Champenoise machten wir Quartier für die kommende Nacht. Die Hälfte meiner Korporalschaft kam in ein stattliches Gasthaus zu liegen. In der nächsten Nacht logierte das Bataillon in einem großen Dorf, abseits der Hauptstraße. In der dritten Nacht machte es etliche Kilometer außerhalb Chalons Quartier. Als wir am Morgen weiter marschierten und die Höhe erreichten, von der aus Chalons und ein Teil des Marnetals überschaut werden kann, stießen wir auf Kameraden: die neunte Kompanie (Füsiliere) unseres Regiments lag dort im Schatten eines Wäldchens, um uns abzuholen, Ehreneskorte zu bilden. Dann ging's bergab zum Marnefluß.

Diesseits der Brücke wartete die Regimentsmusik ebenfalls auf uns Gäste. Nach kurzer Ruhepause ordnete sich das zweite Bataillon, zu fünfen abgeteilt, zum Einmarsch in Chalons. Voran schritt unser Trommel- und Pfeifenkorps; dann kamen die eskortierenden Füsiliere, dann die Regimentsmusik; dann folgte das Bataillon mit seiner fünften, sechsten, siebenten und achten Kompanie.

War das herzerhebend, für uns Soldaten wenigstens: dieses stramme, exakte Marschieren die Rue de Paris hinauf ins Zentrum der Stadt. Die Herbstsonne schien aus blauem Himmel herab. Der Wind fächelte uns Kühlung zu. Die Trottoirs waren gefüllt mit neugierigen, uns stumm begaffenden Scharen. Die Regimentsmusik spielte mit einer das Blut wallen machenden Wucht den Düppelschanzenmarsch.

Im Herzen der Stadt defilierten wir im Paradeschritt an Oberst von Webern, unserem Regimentschef, vorüber. Hierauf ging es in die Bürgerquartiere für die nächsten zwei Wochen. Zu zweien abgeteilt, erhielt jede Abteilung einen Quartierzettel mit aufnotierter Straße und Hausnummer. War das wieder ein Suchen, bis jeder seinen Unterschlupf gefunden hatte. Wohl zehnmal fragte ich vorbeigehende Passanten nach der Richtung zu meinem Quartier. Immer bekam ich bereitwillige Auskunft; aber der Weg war weit und führte durch krumme Gäßchen in die Vorstadt hinaus. Einmal trat ich sogar in ein Restaurant, um zu fragen. Es war eben die Mittagessenszeit und der Platz gepackt voll von Arbeitern aus der nahen Fabrik. Ich stand ganz allein unter zwei Dutzend Blusenmännern (mein Kamerad Rode wartete draußen). Einer der Blusenmänner hielt mir ein Glas Wein zum Trinken entgegen. Ich nahm es dankend an.

Zwei Wochen lagen wir nun bei den Bürgern der Stadt. Die erste Woche marschierten wir täglich aus zum Regimentsexerzieren auf den Feldern außerhalb Chalons. In der zweiten Woche hatten wir Brigadeexerzieren unter Generalmajor von Linsingen. Dann endlich schritt die zwölfte (meine) und die elfte Brigade, im ganzen die sechste Division, unter Generalleutnant von Schwerin zum Manöverdienst.

Das war eine wilde, schöne Zeit, die ich nie vergessen werde. So gefiel mir das Soldatenleben: den Tag über in hitzigen Gefechtsübungen, Attacken und Retiraden; unsere Mahlzeiten kochen am Biwakfeuer, und Nachts unter freiem Himmel kampieren. Drei Tage lang regnete es schier ununterbrochen, und das gefiel mir noch besser; es konnte gar nicht genug stürmen und prasseln. Oft fragte ich mich scherzend: bist du ein Weißer oder ein Indianer, weil dir ein solches Leben behagt?

Wie jedes Manöverleben war auch dieses mit heiteren Episoden durchwoben; andere als heitere gibt es ja nicht für junge, frohgelaunte Bursche, die wir waren.

Die erste (meine) Korporalschaft lag während einer abscheulichen Regennacht auf dem Heuboden einer Scheune. Musketier Rode mußte aus irgend einem natürlichen Beweggrund für etliche Minuten den Heuboden mit der Außenwelt vertauschen. Er kletterte die Leiter hinunter. Plötzlich hörten wir ihn ganz mordsmäßig krakeelen und um Hilfe rufen. Rasch, wie es Kameraden geziemt, wenn einer der Ihrigen in Gefahr schwebt, eilten wir dem Bedrängten zu Hilfe.

„Jungens!" schrie Rode, „ebbern Kopp het er mer haun; mit en Kneppel ebbern Kopp. Let en nich fort, de Schweinehund. Er kraucht mang de Wagen rum, de Schweinehund!"

Stockfinster war es. Licht durften wir nicht anzünden; aber die Gefahr war hier zu groß, wir m u ß t e n Licht machen. Musketier Rode wurde ja soeben hinterrücks von einem Franctireur mit einem Prügel attackiert, wie er behauptet; und der Attentäter hält sich versteckt unter dem Wagen! Gefreiter Conrad zündete ein Streichholz an und — schallendes Gelächter folgte. Es war der am Boden liegende Rechen, der's getan hatte. Der Rechen hatte offenbar an der Wand oder dem Wagen gelehnt, und Rode, der plumpe, mit seinen plumpen Stiefeln, war dem Rechen auf die Zähne getreten; und das Resultat? — wird unentgeltlich jedem bekannt gemacht, der's versuchen will. —

Einmal hatten mein Freund Kemnitz und ich bei einem Bauer Quartier. Kemnitz mußte auf Wache ziehen und so blieb ich allein. Die Leute gaben mir ein Bett zum Schlafen. Eigentlich gab es mir die Dienstmagd, die sich für die Nacht zu der Bäurin legte. Das Bett stand in einer unheimlichen Rumpelkammer, die sehr ungastlich mit Ziegelsteinen gepflastert war. Das trübte mir jedoch meine Freude nicht, nach vielen Tagen einmal wieder die Wohltat eines Federbetts genießen zu dürfen.

Mitten in der Nacht, ich weiß nicht warum, erwachte ich. Ein gelinder Schrecken fuhr mir durch die Glieder, denn etwas Warmes, Atmendes lag mir dicht an der Seite. Ich berührte es — alle Hexen! es war eine große Katze, die sich unter die Bettdecke an mich herangemacht hatte. Ich stieß das Tier — es wich nicht. Ich stieß es stärker — es ging nicht weg; keinen Zoll. Blieb nichts anderes übrig, ich mußte die Katze im Genick packen und aus dem Bette schleudern. Kaum hatte ich's getan und mich wieder warm

genestelt, verdammt! da kriecht die grünäugige Bestie abermals unter die Decke und an mich heran. Jetzt mußte ich lachen und behielt das arme Tierchen bei mir.

* * *

Das Manöver war zu Ende. Die Truppenabteilungen zogen wieder in ihre alten Garnisonen; wir, vom zweiten Bataillon, nach Sézanne.

Jetzt geschahen große Veränderungen. Der „Schwamm" in Prenzlau wurde abermals ausgedrückt und eine frische Sendung Rekruten kam nach Frankreich. Die ältesten Leute, darunter mein Freund Kemnitz, verließen den Waffendienst und zogen heim zu Muttern. Unser allgemein beliebter Major von Görschen quittierte ebenfalls, und der Hauptmann von der ersten Kompanie bekam das Kommando über das zweite Bataillon. Das war aber noch lange nicht das Ende der Veränderungen; wir verließen Sézanne und auf immer.

Die französische Regierung hatte wieder eine Abzahlung ihrer gewaltigen Kriegsschuld geleistet und die Champagne wurde von den deutschen Truppen geräumt.

Das zweite Bataillon marschierte den alten Weg zurück nach Chalons; ebenso die gelben Ulanen, die in Sézanne verblieben waren. Von Chalons zogen wir in gemütlichen Tagemärschen über St. Ménehould nach Verdun. Die Okkupationsarmee schmolz mit der Räumung der Champagne stark zusammen; viele Regimenter wurden nach ihren alten Garnisonen im Vaterland beordert; und immer mehr, bis schließlich nur die zwölfte Brigade — mit ihrem Sitz in Verdun — in Frankreich verblieb.

Warum gerade die zwölfte Brigade? Vielleicht,

weil sie den glorreichen Namen „die eiserne" trug; weil keine Brigade m e h r an Heldentaten geleistet hatte, keine schwerere Verluste erlitt. Die zwölfte Brigade war beim Schanzensturm auf Düppel, bei Königgrätz im heißesten Gewühl; sie war die erste, welche den Franzosen bei Vionville den Weg aus Metz heraus verlegte; sie kämpfte von Orleans bis Le Mans ununterbrochen elf Tage und Nächte lang. Ihre Verluste waren manchmal so schrecklich, daß für kurze Zeit ein Feldwebel die Kompanie führte, und ein Major (Major von Görschen) die ganze Brigade.

Das war die Truppe, welche auserlesen wurde, die letzte Etappe im grollenden Frankreich zu halten.

Das Garnisonleben in Verdun bot wenig Neues. Mit Exerzieren, Schießübungen, Wache und Felddienst vertrieben wir uns — immer fleißig — die Zeit. Unser Bataillon belegte die Baracken am linken Ufer der Maas, das Gros der Brigade die Kaserne, Zitadelle; ein Bataillon der Vierundzwanziger kam nach Etain.

Verdun war damals eine schwache Festung, ohne Vorwerke. Sie hatte nach kurzem Widerstand kapituliert. Oft betrachtete ich die häßlichen Schußwunden in der massiven Granitumwallung, welche unsere Geschosse gerissen und die Franzosen belehrt hatten: was kommen würde bei einer regelrechten Belagerung.

Ganz neu für uns Infanteristen war, daß wir zu Artilleristen gedrillt wurden. Täglich mußten wir auf den Festungswällen Geschütze bedienen, laden, richten und Instruktionen anhören. Neu für mein Bataillon war auch, daß wir das Schwimmen erlernten, und wer's schon konnte, es üben durfte. Ein prächtiger Badeplatz in der Maas lag für die Garnison ausgesteckt.

Auffallend berührte es, daß sich die Bevölkerung von Verdun nicht so freundlich erwies wie die weiter innen im Lande. Überhaupt, je näher der Grenze, desto erbitterter war die Haltung der Franzosen. Nie werde ich den Tag vergessen, an dem Mac Mahon zum Präsidenten der Republik erwählt wurde. Die ganze Garnison hatte Kasernenarrest, und doppelte Wachposten wurden ausgestellt. Zugleich kam die Kunde, daß in Reims und Chalons die Gräber deutscher Soldaten geschändet wurden. Es herrschte eine neue Spannung zwischen Frankreich und Deutschland; aber die Eiserne Brigade war sich ihrer Vorpostenpflichten voll bewußt.

Der Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee, General der Kavallerie von Manteuffel, verlegte gleich nach der Räumung der Champagne sein Hauptquartier von Reims nach Verdun. Ein von Mauer und Garten umrahmtes Schloß wählte sich der hohe Herr zur Residenz. Ein Dutzend Wachen versperrte den Eintritt zu ihm; ein Dutzend gelbe Ulanen oder rote Husaren begleiteten ihn, wenn er ausritt. Das bot immer einen malerischen, kriegerischen Anblick, wenn der „Alte" dahergewettert kam. Manteuffels Persönlichkeit machte zwar keinen, den Feind in die Flucht schlagenden Eindruck: der General (nachherige Feldmarschall) war von Statur klein und dürr, wie ausgetrocknet. In seiner nachlässigen, beinahe buckligen Art, auf dem Pferde zu sitzen, die hellblaue Dragoneruniform nur halb ausfüllend, die abgetragene Schirmmütze über Stirn und Ohren gezogen, der Rest des Gesichts völlig unsichtbar unter einem grauen, struppigen Vollbart — wer hätte hier den Mann gewittert, der nie eine Schlacht verlor.

Allerdings ist es vertrauenerweckender, wenn der Held vieler Schlachten auch wie ein Cherusker zu Pferd erscheint. Da bekamen wir denn im folgenden Sommer einen, der alles an sich hatte, was den Soldaten macht.

Prinz Friedrich Karl kam zu uns nach Verdun. Der Prinz war Chef des 64. Regiments und besuchte sein Regiment; gleichzeitig auch die Eiserne Brigade. War das ein Fest! Die ganze Besatzung von Verdun marschierte draußen auf den Maaswiesen an ihm vorbei im Parademarsch. Die Vierundzwanziger und Vierundsechziger defilierten in Regimentskolonne; die Erde zitterte unter den fünftausend Infanteriestiefeln. Die Umgebung des Exerzierplatzes war schwarz voll von Bewohnern der Stadt; sogar aus umliegenden Ortschaften kamen Franzosen, die den gefürchteten „le rouge Prince“ sehen wollten.

Und da ritt er dann die Front seines alten Regiments entlang. Kaum berührten die Hufe seines Pferdes den Boden. Seine rote Husarenuniform lag ihm auf dem Leib wie angewachsen. Fest schaute ich ihm in die Augen, er mir in die meinen (er schaute jedem in der Linie in die Augen).

Jetzt wundert's mich nicht mehr, dachte ich, daß vor diesem stahlblauen Adlerblick der alte Bazaine sich hinter die Wälle von Metz verkroch!

* * *

Frankreich hatte endlich die fünftausend Millionen Franken abgezahlt, hatte die furchtbaren, schier tödlichen Wunden, die ihm der Krieg geschlagen, verbunden. Mitte September (ich glaube es war der zwölfte) 1873 räumten die Deutschen das schwer heimgesuchte Land, und die Re-

publik atmete zum ersten Mal auf. Wochenlang bereiteten wir uns darauf vor, Verdun und Frankreich zu verlassen; wir sehnten uns danach. Endlich kam der heißerwünschte Tag. Am elften traf ein Bataillon französischer Jäger aus Paris in voller Ausrüstung, feldmarschmäßig in Verdun ein; es meldete sich beim Festungskommandanten Generalmajor von Linsingen zum Dienst. Über Nacht wurden die Jäger einquartiert; am folgenden Morgen zogen sie auf die von den Deutschen verlassenen Wachposten. Es bot einen wohl nie wiederkehrenden Anblick, als die schmucken (wie es scheinen wollte, ausgesucht schönen) Jäger unsere Wachen und Posten ablösten. Da stand der Deutsche in seiner dunkelblauen preußischen Uniform; weißes Lederzeug, die Pickelhaube auf dem Kopf. Vor ihm steht der Franzose in seiner schwarzen, grünverschnürten Jägeruniform, das Käppi auf dem dunkelhaarigen Kopf. Beide präsentieren das Gewehr. Dann schwenkt der blonde Teutone herum; gleichzeitig der Gallier hinüber; sie wechseln ihre Plätze. Der Franzose steht jetzt Schildwache; der Deutsche macht „Rechtsum, marsch!" und geht — auf Nimmerwiederkehr, so Gott will.

Um neun Uhr Morgens begann der Ausmarsch aus Verdun. An der Tete ritt eine Schwadron Ulanen; dann kam die Bagage in langen Wagenreihen; dann die beiden Bataillone der Vierundzwanziger (deren drittes lag in Etain). Dann erschienen das erste und dritte Bataillon der Vierundsechziger; wir, das zweite, schoben uns dazwischen.

Eine volle Stunde saß General von Manteuffel auf seinem Pferd an der Straßenkreuzung, wo unser Bataillon zum Anschluß postiert war, und ließ die abziehenden Truppen ohne Tritt an sich vorüber. Ich hatte gute Gelegenheit,

tronen einsammelte. Sergeant Dornecker (Dornecker und Zachert hatten beide das Eiserne Kreuz) führte uns zu dem Graben, wo ein Teil des Bataillons zwei Stunden lang jedem Sturmlauf der feindlichen Massen Widerstand leistete; wo die Toten haufenweise lagen und als Barrikade dienten; wo Schwerverwundete verbluteten, weil niemand sich erheben und Hilfe leisten konnte, und Leichtverwundete im Feuer verharrten, als wäre ihnen nichts geschehen; wo der alte Major von Görschen wie ein gemeiner Soldat auf dem Boden lag und mit einem, den Gefallenen abgenommenen Gewehr Schuß auf Schuß in die näherrückenden Feindesmassen feuerte.

War das ein Anschauungsunterricht!

Überall, zerstreut auf den weiten Feldern, standen oder gingen Gruppen von Soldaten und besprachen das Geschehene. Hier und dort ritt ein Offizier und hielt auch an, um Erinnerungen zu sammeln.

Dann besuchten wir die Stelle, wo der Führer unserer (achten) Kompanie, Hauptmann Möllendorf, fiel; wo Hauptmann Genz von der fünften und Hauptmann Limburg von der sechsten von Chassepotkugeln getroffen wurden; wo unser allbeliebter Major von Görschen endlich auch schwergetroffen stürzte. Ach! mit jedem Schritt und Tritt standen wir auf solch einer Unglückstätte; es fielen ja von den Vierundsechzigern allein zwei Bataillonsführer, zehn Kompanieführer (im ganzen einundvierzig Offiziere), und die Gemeinen besäten den Boden wie Kiesel den Weg.

Drunten im Wiesengrunde lag ein Riesengrab, es glich einer aufgeworfenen Schanze; tausend Preußen und sechshundert Franzosen lagen in dieser Wiese begraben, und das war nur ein kleiner Raum auf dem viele Meilen weiten

Schlachtfeld. Sechzehntausend Deutsche fielen, tot und verwundet, und Franzosen sogar siebzehntausend. Zweiundzwanzigtausend Kanonenschüsse feuerten die Deutschen und drei Viertelmillionen Zündnadelkugeln; dreißigtausend Kanonenschüsse feuerten die Franzosen und über eine Million Chassepotkugeln. In jedem Haus von Vionville zeigten uns die Leute ganze Kisten voll aufgelesener Gewehrkugeln und nichtgeplatzter Granaten. Im Kirchturm des Dorfes waren etliche dieser Granaten halb in die Wand eingemauert worden, als bleibendes Andenken an diesen fürchterlichen 16. August 1870.

* * *

Nachmittags versammelten sich sämtliche zwölf Kompanien zum Appell bei dem frisch errichteten Denkmal für die gefallenen Vierundsechziger. Das Monument steht auf einem freien Ackerfeld, südlich der Mars la Tour-Chaussee, wo der Feldweg von Tronville einmündet. Seine Lage auf der Höhe macht es weithin sichtbar; zugleich genießt man dort eine günstige Überschau über Vionville und seine Umgebung, bis hinauf zu der mehr nördlichen Straße, welche von Metz über Etain nach Verdun führt.

Das Regiment bildete einen großen dreigliedrigen Halbkreis, mit der Öffnung gegen Osten. Der Oberst und die drei Bataillonsführer zu Pferde stellten sich in den Halbkreis.

„Rührt euch!“ wurde befohlen.

Oberst von Webern ergriff das Wort und sagte in kurzem: er habe leider nicht die Ehre, das Regiment während der Schlacht von Vionville kommandiert zu haben; er übertrage darum die genaue Schilderung jener denkwürdigen Begebenheit einem Augenzeugen, dem Herrn Major von Dorndorf vom ersten Bataillon.

Major von Dorndorf, ein hochgewachsener, graubärtiger Soldat (als solcher eine Brust voll Orden, als Redner eine klare, weithin schallende Stimme mit hinreißendem Pathos aufweisend), begann jetzt den atemlos Lauschenden das Bild der Schlacht zu entrollen, das ich, soweit mein gutes Gedächtnis reicht, möglichst wörtlich wiedergeben will:

„Frühmorgens, an jenem 16. August, verließ das dritte Armeekorps sein Biwak im feuchten Moseltal. Es hatte Befehl: auf die südliche Straße Metz-Verdun zu marschieren, um Gewißheit zu schaffen, ob die französische Armee ihren Rückzug begonnen, nicht begonnen, oder gar schon ausgeführt habe. Im Falle, daß letzteres noch nicht geschehen wäre, sollen wir den Feind aufhalten, bis Verstärkung nachrücke.

Die Spitze der Brandenburger bildete unsere altbewährte zwölfte Brigade. Um acht Uhr erhielten wir durch ausgeschwärmte Ulanen Meldung, daß der Feind in vollem Rückzug begriffen sei und seine Vorhut Mars la Tour passiere.

Sofort machten wir rechtsum und marschierten nördlich. Unsere Kavallerie attackierte Mars la Tour und brachte die Tete des Feindes zum Stehen. Die Vierundzwanziger folgten der Kavallerie auf dem Fuße nach und bildeten mit ihr den äußersten linken Flügel der Schlachtlinie.

Die Vierundsechziger marschierten auf Vionville; das erste Bataillon links, das dritte rechts, das zweite auf das Dorf. Wir hatten nun die Chaussee in ihrer vollen Länge vor uns. Das erste Bataillon vertrieb die hinter dem Chausseewall postierten französischen Chasseure nach hitzigem Tiraillеurgefecht. Das Füsilierbataillon näherte sich ebenfalls der Straße. Das zweite Bataillon machte einen Sturmlauf auf Vionville und nahm den Ort.

Hineinkommen war leicht, aber — herauskommen?

Der aus dem Dorf geflohene Feind postierte sich nord-östlich, auf jener buschigen Höhe, eröffnete ein mörderisches Salvenfeuer gegen unsere herausdrängenden Musketiere und trieb sie zurück. Gleichzeitig überschütteten französische Batterien das Dorf mit einem Hagel von Geschossen. Vionville begann zu brennen; Mauern stürzten; Balken, Ziegel und Bombensplitter flogen auf unsere Leute herab; Rauch und Flammen blendeten sie. Das zweite Bataillon war in eine häßliche Falle geraten. Hin und her rannten die Leute; alle Ordnung löste sich auf, alles Kommandieren war nutzlos, man hörte keine menschliche Stimme. Das Dorf aufgeben und rückwärts fliehen hätten sie wohl können, aber das wollte *keiner*.

In diesem Augenblick der größten Gefahr ergriff euer — leider nicht mehr im Dienste stehender — Major von Görschen die Fahne, und mit hochgehobenem Degen rief er: „Mir nach, Brandenburger! Vorwärts!"

Ein Bleihagel begrüßte die aus Vionville Herausstürmenden; aber „Vorwärts!" hieß es, „vorwärts! immer vorwärts!" In wenigen Minuten war jene feuerspeiende Höhe mit dem Bajonett genommen. Das zweite Bataillon besetzte die Höhe, jedoch nicht lange. Der momentan verjagte Gegner sammelte sich in Übermacht, und gestützt durch Artillerie und Mitrailleusen, drängte er die braven Musketiere vom Hügel herab, ins Dorf zurück und aus dem Dorf *hinaus*.

Jetzt entbrannte die Schlacht in ihrer ganzen Furie. Der Feind, den wir offenbar überraschten, hatte unsere Absicht, ihm den Rückzug versperren zu wollen, gemerkt, und ein allgemeines Sammeln, Linksschwenken und Anmarschieren auf die von den Brandenburgern im ersten Anlauf genom-

mene Straße Mars la Tour-Vionville bewies, daß er durchbrechen will, eh es zu spät.

Von Avancieren unserseits war keine Rede mehr. Der Feind wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde zahlreicher und hatte bessere Positionen inne; besseren Überblick; er stand auf Anhöhen, wir in der Niederung; er war in Dörfern, Gehölzen und Gräben postiert, wir lagen größtenteils auf freiem Feld; er war vor allem erdrückend an Zahl. Zwischen zehn und elf Uhr hatten unsere zwei Divisionen außer dem Frossardschen Korps auch das Canrobertsche auf dem Halse, und Teile des Ladmiraultschen und des Decaenschen Armeekorps, mit Artillerie und Mitrailleusen reichlich versehen, marschierten dort hinter der alten Römerstraße ins Gefecht. Besonders war es aber die Garde, jene schlachtengraue, mit Lorbeer geschmückte Elitetruppe Frankreichs, die sich unter persönlicher Führung Bazaines in die Feuerlinie keilte. Regimenter warfen sich uns entgegen, die schon bei Sewastopol, Magenta, Solferino, ja schon bei Austerlitz, Jena, Wagram und Borodino glorreiche Siege erkämpft hatten und als die „Unwiderstehlichen", „Unüberwindlichen" gepriesen wurden. Und sie zeigten sich ihrer Titel würdig. Mit lawinenartiger Wucht attackierten diese Garderegimenter das bedrohte Terrain; ihre Mitrailleusen überschütteten das Feld mit einem Bleihagel; ihre Batterien spieen Tod und Verderben; ihre Chassepots schossen schneller und weiter als das preußische Zündnadelgewehr, und wir mußten trotz des Feindes Übermacht und seines höllischen Feuers vorwärts gehen, um auch unsere Kugeln zum Einschlagen zu bringen.

Ein fürchterliches Ringen entspann sich längs der ganzen Front, und die Brandenburger waren allein. Vor

Nachmittag, vielleicht erst am Abend, möglicherweise gar nicht konnte Ersatz erwartet werden, und noch war es Morgen. Reserven gab es bald keine mehr; jeder Mann, der auf den Füßen stehen konnte, stand im Feuer. Wir vermochten stark bedrohte Punkte nur mit Verschieben einzelner Kompanien oder Bataillone zu unterstützen, welche ihrerseits auch in vorderster Linie kämpften. So mischten sich bald die verschiedensten Truppenteile durcheinander und bildeten ein schier unentwirrbares Chaos, in welchem kein Kommando gehört werden konnte. Das war jedoch Nebensache, denn das letzte Kommandowort von oben stand festgenagelt: „Den Feind nicht durchlassen!"

Mit einem „Vorwärts, Preußen!", dem das „Vive la France!" nicht standzuhalten vermochte, erstürmten die Vierundsechziger Vionville abermals, und nie wieder bekam ein Franzose die Straßen dieses Orts zu sehen. Auch Flavigny wurde von den Fünfunddreißigern und Zweiundfünfzigern nach verzweifelter Gegenwehr des Feindes genommen und behauptet. Jener waldbewachsene Hügel, der Bois d'Ognon, fiel ebenfalls in den eisernen Griff der Brandenburger; Rezonville konnte jedoch nicht angetastet werden.

Das blutigste, fürchterlichste Ringen herrschte aber dort oben zwischen Mars la Tour und Bruville, in der Kesselschlucht und dem nebenliegenden Wäldchen. Die Vierundzwanziger hatten sich in jenem Gehölze festgesetzt. Es bot einen guten Verteidigungsplatz gegen feindliche Infanterie, aber nicht gegen Artillerie. Batterien an Batterien fuhren an der Bruviller Straße auf und bewarfen den Wald. Äste und Bombensplitter flogen; Bäume stürzten; der Wald begann hier und dort zu brennen — die Vierundzwanziger blieben drinnen. Sturmkolonnen formierte der Feind und

rollte sie, aus tausend Kehlen „Vive la France!“ schreiend, die Offiziere ihre Käppis schwenkend, todesmutig heran, und prallte ebenso rasch zurück von dem feuerspeienden Busch — die Vierundzwanziger blieben drinnen.

Jetzt war es Mittag. Das dritte Armeekorps hatte schon drei Stunden lang vier französischen Korps standgehalten. Ermattung zeigte sich. Unsere Artillerie schob, um numerische Schwäche durch größere Treffsicherheit ausgleichen zu können, ihre Batterien tollkühn an den stürmenden Feind heran; das kostete schnell die besten Kanoniere. Die Geschütze m u ß t e n aber bedient werden, m u ß t e n feuern. Offiziere bedienten sie gleich Gemeinen. Die Rohre wurden durch stundenlanges Feuern heiß bis zum Händeverbrennen. Die Munition wurde knapp und ging dort und hier aus. Auch die Munition der I n f a n t e r i e wurde knapp und ging auch aus. Tote und Schwerverwundete wurden ihrer Patrontaschen beraubt. Die Leichtverwundeten blieben auf dem Posten, blutend bis zur Erschöpfung.

Jetzt war es ein Uhr Nachmittags. Der Feind begann mit dem Aufrollen unserer Schlachtlinie. Am linken Flügel fing es an. Die Vierundzwanziger in ihrem Versteck wurden in der Flanke und von hinten gepackt; sie waren umzingelt, und ihr Schicksal hieß: ergeben oder sterben. Die französischen Eliteregimenter, ihres Ruhmes gedenkend, begannen unsere gräßlich gelichteten, erschöpften Reihen mit einer letzten Attacke zu v e r n i c h t e n, denn von Weichenmachen war keine Rede. Eine geradezu wahnsinnige Trotzigkeit hatte die Brandenburger ergriffen; eine Trotzigkeit, welche uns Führern alle Kontrolle über die Massen raubte. Ich fürchte, es hätten mir Zündnadelkugeln um den Kopf gepfiffen, wenn ich den Leuten zum Retirieren signalisiert hätte.

Da, wie eben wieder die feindlichen Sturmkolonnen sich heranschoben, hieß es plötzlich: „Platz machen, sie kommen!“

„Wer kommt?“

In unserem Rücken, dort neben Tronville, sahen wir eine mächtige Staubwolke rasend schnell auf uns zufliegen. Wir sahen aus der Staubwolke schwarz-weiße Ulanenfähnlein flattern, Kürassierhelme und unzählige Schwerter blitzen.

Wie eine Windsbraut jagt die in schrecklichster Not zu Hilfe geschickte Kavalleriebrigade Bredow durch unsere Feuerlinie. Vorwärts! Vorwärts! auf die französischen Tirailleure, und rannte sie um. Vorwärts! Vorwärts! auf die französischen Sturmkolonnen, und rannte sie um. Vorwärts! auf die feuernden Batterien, und hackte die Kanoniere zu Stücken, nahm die Geschütze. Vorwärts! auf die zweite französische Schlachtlinie; durchbrach auch diese und bohrte ein Loch bis in das Zentrum des Feindes.

Sind das Reiter von Fleisch und Blut? Oder sind es Gespenster, Schatten, Lützows wilde Jäger, die, von den Toten auferstanden, Rache nehmen für den vergötterten Schill?

Jetzt aber schließen sich hinter den Reitern die zersprengten feindlichen Infanteriemassen und formieren neue Kolonnen. Zugleich zeigen sich die wehenden Helmschweife nahender französischer Panzerreiter: unsre Brüder sind in der Falle! — Sie sind nicht in der Falle! Kürassiere, Ulanen; Blaue, Weiße; alles durcheinander, so kommen sie von ihrem Todesritt zurück und stürmen abermals gegen die in ihrem Rücken formierten, Salven gebenden Infanteriemassen. Sie hauen sich durch und kommen frei;

aber nur der sechste Mann. Fünfhundert fielen von sechshundert.

War das eine Attacke! Gleich einem röchelnden Koloß, der einen betäubenden Schlag erhielt, so ruhig wurde das Schlachtgebrüll nach diesem Stoß auf den Feind. Wir stellten das Feuern ein; mußten, weil uns die Eigenen voraus waren. Die zersprengten französischen Haufen mußten sich wieder zurechtfinden. Franzosen und Deutsche schauten, Gewehr in Ruh', auf das grandiose Schauspiel, welches noch keiner (auch der älteste Soldat nicht) je so gesehen hatte.

Schier eine Stunde Zeit war nun seit dem Anprall der Reiter verstrichen. Der Feind begann sich abermals zu regen. Wir hatten auch eine Ruhepause, aber eine herzlähmende, bluterstarrende, gehabt. Das Schlachtfeld vor uns sah grauenhaft aus. Vollgesät lag es mit toten und verwundeten Franzosen, und ebenso vollgesät mit unseren Brüdern. Weiße Uniformen unserer Kürassiere, rote Hosen der Franzosen, schwarze Röcke gefallener Artilleristen, dazwischen blaue der Ulanen und deren schwarzweiße Lanzenfähnlein spielten ein Farbenkonzert für die Augen, ebenso nervenerschütternd wie das Donnern der Geschütze für die Ohren.

Und dieses furchtbare Gemetzel soll keinen Zweck gehabt haben? Das Todesopfer unserer Kameraden umsonst sein? Die Schlacht trotz alledem verloren gehn?

Schon wieder wälzten sich die feindlichen Scharen näher. Wir waren Menschen und begannen zu verzweifeln. Da — abermals steigt eine Staubwolke hinter unserm Rücken auf. Wieder blitzen Waffen, Bajonette und Preußenhelme aus der Staubwolke.

„Die Hannoveraner kommen!“ geht es durch unsere Reihen. „Die Hannoveraner kommen!“ schrien wir einer dem andern zu, mit heiserer, vertrockneter Kehle. Soldaten! das muß erlebt sein, schildern kann es keine Sprache. Die Verwundeten am Boden stemmten sich auf die Arme, um sehen zu können. Verblutende, dem Sterben Nahe machten Bewegungen, als wollten sie mittun. „Die Hannoveraner kommen! Die Zehner kommen!“ schrien, lachten, weinten wir. Ein Freudentaumel, beispiellos, ergriff die ganze Front des dritten Armeekorps.

Jetzt entbrannte das ungleiche Ringen von neuem. Unwiderstehlich, ohne Pause und Verschnaufen (und doch hatte es einen dreißig Kilometer langen Eilmarsch gemacht, eh es bei uns anlangte) drang das zehnte Korps in die Schlachtlinie und drückte den Feind bis in jene Wälder dort oben hinter Bruville. Das neunte Korps kam nun ebenfalls, machte einen Angriff auf die Höhen von Rezonville und zwang den Feind zur Defensive. Gewaltige Kavalleriemassen häuften sich jenseits Mars la Tour, und wohl die größte Reiterschlacht des Jahrhunderts wurde dort zwischen Deutschen und Franzosen geschlagen. —

Der Kampf endete spät nach einbrechender Dunkelheit. Gesiegt hatte im strengen Sinne des Wortes niemand. Wir jedoch hatten den Zweck: den Feind auf seinem geplanten Rückzug aufzuhalten, erreicht und dem Oberkommando Zeit gewonnen, größere Truppenmassen heranzuziehen, um auch die beiden nördlicheren Straßen versperren zu können. Die Schlacht von Gravelotte, zwei Tage später, tat es gründlich und machte der französischen Rheinarmee überhaupt ein Ende, weiter mitzuspielen.

Das, meine Herren Offiziere, Unteroffiziere und Sol-

daten des vierundsechzigsten Infanterieregiments, das ist, kurz erzählt, die Geschichte jenes Tages, an welchem unsere Eiserne Brigade sich das Eiserne Kreuz auf ihre Fahnenspitzen verdient hatte." —

Der Redner schwieg. Oberst von Webern ritt vor und kommandierte: „Stillgestanden! — Helm ab zum Gebet!"

Eine Minute standen wir so — der Toten gedenkend — mit entblößten Häuptern.

* * *

Nach dem Abendessen im Quartier warf ich meinen Mantel um und besuchte noch einmal das Denkmal des Regiments. Weit mehr t r a u r i g als überrascht stimmte es mich, als ich, bei der Stätte angelangt, niemand vorfand als mich allein. Ich nahm auf der untersten Stufe des Sockels Platz und begann nachzudenken. Der Abend war fröstelnd kalt; feierlich strahlten durch zerrissene Wolken die Sterne auf das weite, schweigende Feld herab. Leise säuselte der Herbstwind um den Granitblock über mir. Es kostete mich Mühe, zu glauben, daß auf dieser grabesstillen Rundung einst der mörderische Kampf getobt habe. Und doch war es geschehen. Ich sitze hier mitten im Schlachtfeld von Vionville. Dort unten liegt das Dorf. Lichter, Wachtfeuer und fernherkommendes Singen beweisen, daß alles um mich her Wirklichkeit ist.

Ja, hier haben Tausende junger, blühender Leben sich verblutet, und in der Ferne haben Millionen Augen — dort östlich und hier westlich — um ihre Söhne und Brüder, Gatten und Geliebten geweint. In jenem Bois d'Ognon, der jetzt so friedlich in den Nachthimmel hinaufschaut, wie einst Bethlehems Gefilde beim Gloria der Engel, dort schmetterten

Trompeten zur Attacke, knallten explodierende Granaten, fauchende Schrapnelle, Mitrailleusen schnatterten und Chassepotsalven rollten. Hier an der Chaussee brüllten die deutschen Kanonen aus gußstählernen Hälsen. Dort neben dem Kirchhof klirrten und klapperten Bajonette, auf dem Brachfeld Kavalleriesäbel, und Getroffene stießen gellende Schreie aus. Auf jenem Hügel hallte wildes „Vive la France!“; weiter unten ein „Vorwärts!“ Staub, Pulverdampf, Rauch brennender Dörfer verfinsterten die Sonne, benahmen den Atem. Schweißtriefende, verzerrte, irrsinnig blickende Gesichter huschten aus dem Qualm, flohen zurück und tauchten wieder auf. Hin und her wogte es, überall den nächsten Weg suchend in das Herz des Feindes. Verwundete krochen am Boden. Lebende stolperten über die Toten. Feuer, Blut und Eisen spritzte, wohin das Auge schaute. Hände, den Mordstahl zückend, hoben sich; dieselben Hände — bald nachher — langten zitternd herum nach Hilfe. . „Drauf! Hackt sie in Stücke!“ schrien heisere, häßlich kreischende Stimmen; dieselben Stimmen — bald nachher — wimmerten wie kleine Kinder um Wasser, Verband, Erlösung.

Wie gräßlich, unmenschlich, unbegreiflich töricht ist doch der Krieg mit seinem Morden und Verwüsten, wenn er n a h besehen wird. Und wie ganz anders wird das Bild, hoch herab von der Sternenhöhe gesehen, mit dem Blick des Philosophen. Gestorben seid ihr, junge, lebenskräftige Männer; aber das hättet ihr so wie so getan — nur später. In achtzig und weniger Jahren von heute lebte keiner mehr von euch, und ob ihr dann einzeln, in Federbetten oder sonstwo, von den Eurigen geschieden wäret, die Tränen um die Toten fließen allezeit. —

Ein wunderbares Gesetz ist das der Krafterhaltung, und nicht bloß in der Materie, auch im Reich des Geistes. Nichts geht verloren. Ausströmende Wärme erkältet wohl den Körper, durchhaucht aber seine Umgebung mit der gleichen Wärmemenge. Das vandalische Zerstören hier auf diesen Gefilden; mit all seinem Heulen, Schreien, Winseln, Sterberöcheln; mit all seiner Brutalität und losgeketteten Bestialität — die Menschheit als Ganzes hat nichts dabei verloren. Wiegt nicht der Heldenmut, Opfermut, der lawinenartige Wille, für Ehre und heimatlichen Herd das Herzblut zu vergießen, die tierischen Instinkte auf, die unvermeidlich nebenher laufen im Krieg und Kampfgetümmel? Ist nicht die Begeisterung, welche die gefallenen Helden in uns und der Nachwelt entflammen, gleichwertig dem Verlust, Händeringen und Jammern ihrer hinterbliebenen Lieben? Ist nicht das große, geeinigte Deutschland, und ist nicht auch die Republik Frankreich es wert, daß Tausende sich geopfert haben? Blut war seit der Weltgeschichte erstem Schreiten der zäheste Kitt und Leim, der Familien bindet, Rassen zusammenhält, Staaten schmiedet, Religionen unantastbar macht. Das sind Tatsachen, erprobte Beweise, und kein frommes Wünschen hüpft darüber weg.

Ewiger Friede? Ein Traum (sei er schön oder nicht schön); er gehört nur den ewig Schlafenden. Das Leben kennt ihn nicht und will ihn nicht. Das erste Gliederrecken ist ein Anlauf zum Kampf ums Dasein. Den ersten Atemzug verbraucht ein Schmerzensschrei. Des Herzens erstes Regen ist ein Schlag ins Blut. Vom Erröten keck geküßter Wangen bis zum Zornesglühen — die ganze Stufenleiter der Gefühle, vom leisen Unbehagen,

bis ein ganzes Volk jahrhundertlange Duldung ausbrüllt in der Schlacht — Blut und Schmerzen sind die Eltern alles Lebens, und ewiger Friede ist der Tod.

* * *

Anderen Tags verließ das Regiment diese ihm heilig gewordene Stätte und marschierte auf der südlichsten Straße (Verdun-Metz) gradaus in das Herz des Schlachtfeldes von G r a v e l o t t e.

Drei Jahre sind verstrichen und noch so viele Kennzeichen übriggeblieben, welche dem Beschauer die Schrecken und Zerstörungen aus jenem gewaltigsten Ringen des ganzen Krieges vor Augen führen. Das Dorf Rezonville liegt auf einem freien Plateau. Zur Linken der Chaussee und parallel mit ihr zieht sich eine lange Steinmauer hin. Sie ähnelte jetzt einer Riesensäge, so zerschossen war das Gemäuer von deutschen Granaten. Die einst herrliche Pappelallee zu beiden Seiten der Chaussee war wegrasiert bis auf häßliche Baumstümpfe.

Nun senkte sich die Straße zu Tal; wir überschritten einen Bach und stiegen die Höhen hinan zu Gravelotte. Die Hälfte des Ortes lag noch in Trümmern. Nur wenige Häuser waren neu errichtet; es schien, als hätte Apathie und Verzweiflung die Bewohner ergriffen. Zerschossenes Gemäuer, verkohlte Balken und Dachsparren ließen das Wüten der Schlacht erkennen. Ein Scheunentor, an welchem wir dicht vorbeimarschierten, war siebartig von Gewehrkugeln durchlöchert. Zahlreiche Gräber — um und in dem Dorf, sogar in Gemüsegärten — schmückten Kreuze und Gedenksteine. Meistens höhere Offiziere lagen in diesen Gräbern; die gemeinen Soldaten ruhten (Deutsche und Franzosen

brüderlich beisammen) in großen Löchern, dutzend- und hundertweise.

Ach, dachte ich, könnten doch die Lebenden, diese zwei großen, zivilisierten, gottbegnadeten Völker, Deutschland und Frankreich, auch so brüderlich nebeneinander hausen!

Während des Marschierens erzählten die Offiziere und Unteroffiziere den jetzt größtenteils aus Nichtkombattanten bestehenden Truppen allerlei Episoden aus der Schlacht. Es war ein ununterbrochenes Geflüster und Gerede über das hier abgespielte Schauerdrama.

Sergeant Dornecker zeigte seiner Korporalschaft die Anhöhe, von welcher aus König Wilhelm mit Moltke die gigantische Schlacht leiteten. Als wir von Gravelotte wieder abwärts, in eine noch tiefere Schlucht gelangten, erfuhren wir Dinge, welche uns die Haut schaudern machten. Hier in dieser Schlucht, in diesem sechshundert Fuß tiefen Leichengraben wütete das Ringen der erbitterten Feinde wohl am gräßlichsten; die steilen Höhen waren der Franzosen letzte Position, und die Deutschen mußten sie erstürmen oder alles Blutvergießen der vorhergegangenen Kämpfe war umsonst. Dornecker erzählte, wie dort aus dem Wald das Göbensche Korps im Sturmlauf an den Feind zu kommen versuchte. Die Rheinländer fielen wie von der Sense hingemäht. In jenen mauersteilen Steinbrüchen wurden die Preußen wiederholt und wiederholt zurückgetrieben, und bis tief in die Nacht hinein tobte das Ringen um den Siegerpreis.

Welch eine Bluttaufe hat das tausend Jahre lang gespaltene deutsche Volk zu seiner endlichen Wiedervereinigung empfangen! O möchten wir doch immer, wenn Zwistigkeiten unsere Einigkeit bedrohen, an die Helden denken, die auf diesen Feldern ihr junges Leben opferten.

Spät Nachmittags zogen wir, von einer bayrischen Kompanie als Ehreneskorte begrüßt, in Metz ein. Über Nacht lagen wir im Bürgerquartier. Andern Tags fuhr das Regiment in vollgepackten Eisenbahnzügen durch Lothringen, die Pfalz, Thüringen, Brandenburg nach Prenzlau.

Der Einmarsch der Vierundsechziger in Prenzlau war ein Ereignis, das wahrscheinlich in den Annalen der Uckerstadt für ferne Zeiten niedergeschrieben steht.

Nächste Woche wurde ich zur Disposition beurlaubt.



Als Matrose

Im Januar und Februar 1876 machte ich meine erste Seereise als Matrose.

Es war nicht meine erste Seereise überhaupt: schon früher hatte ich das Atlantische Meer, mehrere Male auch die Nordsee gekreuzt und längere Küstenfahrten gemacht. Diesmal jedoch vermißte ich die Passagierbequemlichkeit (und wär's auch nur solche von der allerbilligsten Klasse); diesmal mußte ich arbeiten, schwer arbeiten, wie eben die armen Matrosen sich draußen auf der weiten See quälen und abschinden müssen — die Leute am Land wissen nicht, wie sehr.

Das Schiff, mit dem ich diese Reise machte, war eine Brigg (zweimastiges Segelschiff) und lag vor seiner Abfahrt bei den Sandbänken am Kap Fear, Nordkarolina.

Die erste Frage, das allererste Wort, mit dem mich der Kapitän beim Betreten des Schiffes anredete, war: „Mensch, wie kommen Sie in diesen Weltwinkel herein?" — Das klingt sonderbar. Wer aber jene Gegend um Kap Fear herum kennt, die schauderhaften Sümpfe gesehen hat, welche fünfzig Meilen weit landeinwärts den Boden undurchdringlicher Tannenwälder bedecken, der wird die Frage am Platze finden: „Mensch, wie kommen Sie in diesen Weltwinkel herein?"

Anstandshalber muß ich nun dem Leser die Frage be-

antworten. Erst seine Neugierde reizen und dann wegschleichen, das könnte das vertrauliche Verhältnis zwischen ihm und mir erschüttern, was niemals geschehen darf.

Also, die Antwort:

Von Kanada, wo ich längere Zeit gearbeitet und etwas Geld zusammengespart hatte, fuhr ich auf der Eisenbahn so weit nach Süden — so weit, bis das ganze Geld verfahren war. Das glich wieder einmal den vielgerühmten Schwabenstreichen, lag jedoch ganz in meinem damaligen Charakter: alles auf eine Karte zu setzen.

Ich reiste nach dem Süden mit der Idee, dort während des Winters zu arbeiten, machte aber die Rechnung ohne den Wirt. Man lernt gewaltig viel beim Reisen. Reisen ist unbestritten die vielseitigste Schule, und die strengste auch, welche der Mensch im Leben besuchen kann. Ich lernte diesmal, daß ein weißer Arbeiter im Süden nichts zu suchen noch zu kriegen hat. Die Südstaaten gehören dem Neger.

Flau gingen die Geschäfte so wie so, weil es Winter war und die Gegend dort unten fast nur auf Agrikultur angewiesen ist. Doch nicht das machte mir den dicksten Strich durch meinen Plan, sondern meine kaukasische Abstammung. Die Neger beanspruchen das Privilegium auf die Arbeitsgelegenheit, und sie haben ein Recht dazu; sie wurden ja von Afrika herübergeholt, um die Arbeitsplätze auf ewige Zeiten zu füllen.

Freilich klagten mir viele Farmer und Geschäftsleute, daß nun der Fluch jener Sklavenhändlerei schwer auf dem Lande laste; daß sie weit lieber Weiße beschäftigen würden, sich jedoch fürchteten vor der Rache der Schwarzen in Gestalt des roten Hahns. Ihre Klagen anzuhören nützte mir nichts; ich hatte selber Klagen auf dem Markte.

Im Westen von Nordkarolina befindet sich eine ausgedehnte deutsche Kolonie. Ich hörte sagen, daß es dort leichter möglich wäre, als weißer Arbeiter Unterkunft zu finden. Ich wanderte nun, meine Lebensbedürfnisse von Farm zu Farm erbettelnd und jede Nacht im Feld und Wald kampierend, nach Charlotte, Grafschaft Mecklenburg.

Aber bis ich dorthin kam, war ich schon ein wenig verwildert und wollte überhaupt nicht mehr arbeiten; wenigstens nicht in diesem schwarzen Erdteil. Auf die See gehen, kam mir in den Sinn, und der Gedanke reifte. Auf die schöne, blaue See! dachte ich. Das bildete wieder einen ganz neuen und ungeheuer tiefen Hintergrund, auf den sich die buntesten Farben schmieren ließen.

Die nächsten Seehäfen hießen: Charleston, Savannah und Wilmington. Von dort unten kam ich, und den heillosen Weg zurückmarschieren — eher hätte ich zwei Dutzend Prügel genommen. Ich wählte Wilmington, und so kam ich nach Kap Fear, in den Weltwinkel, wie mein Herr Kapitän den Ort nannte.

Ich will den Leser nicht mit einer Schilderung meiner Reise von Charlotte nach Wilmington quälen. Mit gelindem Grausen denke ich noch heute an jene einsamen Nächte im feuchtkalten Urwald, der dichter und sumpfiger wurde, je näher ich dem Ziele kam. Fünfzig Meilen vor Kap Fear gibt es kaum einen anderen Weg, als auf dem Eisenbahndamm entlang zu gehn. Überall stehen die Bäume, Büsche und Schlingpflanzen im Wasser. Jäger, Holzfäller und Harzsammler in Flachbooten sind die einzigen Menschen, denen man begegnet. Es war Weihnachten und Neujahr, als ich dort wanderte, und die Luft schwärmte an sonnigen Tagen von Moskitos. Wie muß

das ein Geigen und Zirpen der Insekten sein im heißen Sommer?

Müde zum Umfallen und hungrig wie ein Schiffbrüchiger kam ich frühmorgens in Wilmington an und meldete mich, sobald die Geschäfte offen waren, beim deutschen Konsul. Der Konsul betrieb einen Geschäftsladen im besten Teil der Stadt. Die Nacht vorher hatte ich gehörig Toilette gemacht, draußen im Wald am Wachtfeuer. Ich besaß nämlich zwei Anzüge: den einen, der mir zu Lumpen zerrissen am Leibe hing, und den andern, den ich wohlverpackt als Reserveuniform mitschleppte. Ich kleidete mich um; nahm sogar ein Bad, und glich nach vollendeter Prozedur einem verzauberten Prinzen.

Zum Weinen traurig stimmte es mich dann, als ich meine alten Kleider ins Feuer warf und verbrennen sah. Besonders die Stiefel — die langsamer als das andere Zeug auf rauchender Straße ins bessere Jenseits zogen — kosteten mich Tränen. Ihr armen, doppelt teuren Stiefel (ich bezahlte fünf Dollars dafür); droben in Montreal standet ihr zwischen hundert andern, hoffnungsvoll den Augenblick erwartend, des Lebens Pilgerschritt beginnen zu können. Und nun hier gestorben, und so!

Über alles Erwarten freundlich wurde ich vom deutschen Konsul in Wilmington empfangen. War es, weil ich gut gekleidet, frisch und kerngesund vor ihm stand, oder weil der Herr in seinem Weltwinkel seltener als andere Konsuln von Bittstellern belästigt wird? Immerhin, er hörte mich geduldig an und sagte dann: „Wo wünschen Sie hinzufahren?"

„W o h i n ist mir ganz und gar gleichgültig," antwortete ich, „wenn's nur weggeht von hier!"

„Gut. In acht Tagen segelt eine deutsche Brigg nach Glasgow, Schottland. Der Kapitän braucht Leute; es gingen ihm zwei Mann verloren, einer desertierte und einer ertrank. Das Fahrzeug liegt drunten bei Kap Fear, um seine volle Ladung einzunehmen. Wenn Sie gefrühstückt haben, gebe ich Ihnen genauere Auskunft."

Er rief einen Ladenburschen und befahl ihm, mich in den nahegelegenen Restaurant zu führen; zugleich drückte er mir einen Vierteldollar in die Hand. Ich glaube kaum, daß der Yankee, welcher die Restauration betrieb, dem deutschen Konsul besonderen Dank schuldet für die Zusendung eines Kunden von meinem Kaliber: seit vierundzwanzig Stunden hatte ich keinen Bissen geschluckt.

Nach dem Frühstück ging's wieder zum Konsul; zufällig befand sich jetzt der Steuermann der Brigg im Kontor und das Geschäft ließ sich sofort abschließen. Ich wurde — weil ich noch nie „gefahren", aber ein kräftiger Mensch war — als Halbmatrose ins Logbuch verzeichnet. Meine Löhnung sollte zwei Dollars und fünfzig Cents die Woche betragen; zahlbar, wenn das Schiff seinen Heimathafen Memel erreicht.

Der Steuermann nahm mich unverzüglich mit, wie der Farmer das Roß, wenn die Ernte drängt. Am Kai lag ein mit Fässern beladenes Lichterschiff; auf diesem fuhren wir den Fluß hinunter zum Kap Fear, wo unsere Brigg ankerte. Etliche Neger als Frachtverlader lungerten auf den Fässern des Lichterschiffs herum. Die Fässer waren mit Harz gefüllt, das in den Wäldern von Nordkarolina von den Tannen gekratzt war und nun nach England exportiert werden sollte. In Stahlwerken wird es, wie ich hörte, als willkommenes Heizmittel verwendet. Unsere

Brigg, „Ceres“ von Memel, hatte bei ihrer Abfahrt über dreitausend solcher Fässer an Bord.

Nun war ich an Deck und diente. Das Schiff blieb noch eine Woche vor Anker und nahm täglich mehr Ladung zu sich; mittlerweile verrichteten wir Matrosen allerlei Arbeiten. Die Außenwand des Schiffes wurde abgewaschen; von Eisenteilen wurde mit Hämmern der Rost abgeklopft und das Eisen nachher frisch mit Ölfarbe bestrichen; die Mastbäume wurden leicht gehobelt und dann frisch geölt; Segel wurden geflickt, Taue gespleißt; der Zimmermann machte eine neue Treppe vom Achterdeck auf die Kapitänskajüte; der Koch legte Proviant in die Fässer. Es gibt immer etwas zu schaffen am Schiff. Man wird tatsächlich *nie* fertig, und wenn fünfzig Leute zugegen wären anstatt der neun, die wir zählten, Kapitän, Koch, Zimmermann und alle gerechnet.

Einmal fuhren wir auch mit der Jolle nach den Sandbänken und fischten Austern. Wir füllten rasch zwei Fässer — es wimmelte von Austern dort — mußten aber die Dinger, weil sie faulten, gleich verspeisen und vermochten keinen Vorrat einzulegen.

Der Anfang meiner Dienstzeit gefiel mir mehr als gut. Wiederholt hieß ich mich „ein Kamel“, weil mir der Gedanke, auf die See zu gehen, nicht eher dämmerte. Oder war ich nur außergewöhnlich leicht zu befriedigen? Das kann auch sein. Ich hatte so viele herbe Tage als Vorschule durchlebt, daß mir die rauhe Kost an Bord wie ein lukullisches Gastmahl erschien, und das Lager in meiner Koje wie ein Daunenbett.

Richtig gemeldet: ich besaß *kein* Bett. Ich war der einzige Mensch am Schiff, der ein altes, zusammengefaltetes

Segel als Unterlager und Decke benützte. Ich war auch der einzige, der keine Öltuchkleider sein eigen nennen konnte. Der Bootsmann gab mir aus Barmherzigkeit später eine Ausstattung nebst „Südwester", die jedoch, abgetragen und zerlöchert wie sie war, dem Wasser Durchgang gewährte wie ein Sieb.

Meine Behandlung von seiten der Vorgesetzten und der übrigen Leute war — ohne die geringste Übertreibung — unglaublich gut; besonders noch, wenn bedacht werden muß, daß ich nur als Lehrbursche im Dienste stand. Zur Erklärung diene erstens: so oft es die Zeit erlaubte, erzählte ich den einsamen Schiffsbewohnern Geschichten und machte mich dadurch beliebt. Zweitens: ich verstand gut mit der Nähnadel umzugehen, und da der Herr Kapitän seine Frau in Memel hatte, so flickte ich dem verlassenen Mann seine Kleider und Wäsche. Manche Stunde während der Fahrt saß ich in der Kapitänskajüte, nähend und mich zugleich mit ihm und dem Steuermann unterhaltend.

Das Kleiderflicken war jedoch eine Extraarbeit, die mir gründlich entleidete, die aber, einmal begonnen, nicht mehr verweigert werden durfte. Ich mußte gleich den anderen alle sonstigen Arbeiten verrichten, auf die Masten und Rahen klettern, die Segel reffen und stellen, Wasser aus dem Schiffsrumpf pumpen. Nur wenn nichts weiter zu tun war als Ausschau halten — eine Beschäftigung, die ich liebte — dann wurde ich zur Schneiderei abkommandiert. Indessen fleißig wie ich war, hatte ich in ein paar Wochen das sämtliche Zeug meines Vorgesetzten in Ordnung und blieb dann während der zweiten Hälfte der Seereise vom Nähen verschont. Übrigens hätte ich's auch nicht mehr gekonnt; es wurde bitterkaltes Wetter und wir brannten

bloß in der Küche ein kleines Feuer, und auch das nur während des Kochens.

Endlich bekam das Schiff seine letzte Ladung Harzfässer. Die Neger nahmen Abschied und fuhren singend nach Wilmington zurück. Wir verschlossen die Luke, wuschen das Deck, lichteten den Anker, spannten die Segel, und fort ging es. Bald verschwand das trostlose Nest am Ufer, Smithville; dann die noch viel gottverlassenere Sanddüne. Eine Zeitlang hatten wir noch Land zu Backbord. Dann umsegelten wir das Kap mit seinem im Sonnenlicht schneeweißen Leuchtturm. Jetzt verschwand auch das, und die „Ceres" schaukelte auf den Wogen des Atlantischen Meeres.

„Leb wohl, Amerika!" rief ich, wehmütig zurückblickend. Ich glaubte Amerika n i e wieder zu betreten.

* * *

Gott Neptun machte mir in der Tat den Anfang meines Matrosenlebens so leicht und angenehm wie nur irgend möglich. Ob der Alte mit seiner Mistgabel durch solche verzuckerten Tage mich wohl zu ködern versuchte? —

Wir fuhren nun durch den Golfstrom; durch dieses rätselhafte Wasser mit seinem warmen Odem, seinem immer blauen Auge. Das waren unbeschreiblich schöne Stunden, besonders schön und feierlich bei Nacht. Diese S t i l l e; diese weihevolle Meeresstille. Und dieses wimmelnde Leben ringsherum, der Mollakkord zur Harmonie. Jede Welle, die sich am Schiffe brach, erhellte mit Phosphorglühen die Finsternis. Jede Welle, die sich nah oder weiter draußen überschlug, war ein Feuerwerk in allen Farben. Magischgrüne Seesterne schillerten aus der Tiefe herauf.

Spielende Delphine nahmen ein Wasser- und Funkenbad zugleich.

In der dritten oder vierten Nacht nach unserer Abfahrt — ich war auf Morgenwache mit noch vier Mann, darunter der Kapitän — hörten wir ein mächtiges Schnauben auf dem Meer. Bald näher, dann ferner ertönte das langgedehnte, unheimliche Schnaufen. Sehen konnten wir nichts, aber offenbar wollte das Ding in unserer Nähe verbleiben.

„Ein Walfisch,“ sagte der Kapitän.

Als es dann dämmerte, da sahen wir's. Nur wenige hundert Meter vom Schiff schwamm das Mammut des Ozeans gleich einem gekenterten Boot. Alle paar Minuten spritzte es Geifer durch seine Nasenlöcher, und das war das in der Nacht gehörte Geräusch.

Bei Tage hatten wir häufig Besuche von Möwen. Ah, diese Möwen! — Ich stellte in müßiger Stunde einmal eine Liste solcher Kreaturen auf, die in Gottes weiter Welt das freieste, ungebundenste Dasein genießen. Ich hatte den Wüstenkönig auf der Liste; den Tiger in seinen Gangessümpfen; den Kondor über den Schneegipfeln der Anden; die Anaconda im Affenpferch des Amazonenstroms. Obenan in der Liste standen aber die Seemöwen. Führen die ein Leben zwischen Erde und Himmel!

Gut, daß ich eben von der Freiheit der Tiere rede; jetzt fällt mir die Geschichte ein, die ich zur Abwechslung nicht übergehen mag.

Wir hatten ein Schwein an Bord; ein lebendiges Schwein. Der Kapitän hatte das Vieh in Smithville billig gekauft und an Deck schaffen lassen. Der Zimmermann machte aus einer Holzkiste einen Käfig für die zum Tode Verurteilte;

denn daß sie lebend nach Schottland gebracht werden solle, an das glaubte keiner.

Da hockte nun das arme Tierchen in der Kiste und blinzelte zwischen den Latten heraus. Wer je das Schweineleben auf einer amerikanischen Farm gesehen hat, der würde meiner obigen Liste „freier Kreaturen“ unzweifelhaft die Sau beigesellen. Wild wie die Wölfe laufen die Schweine in Feld und Wald herum und werden nur eingefangen, wenn's mit ihnen zu Markte geht.

Und da hockte sie nun, aller Freiheit beraubt, im Käfig und schaute heraus zu uns; und wir hinein zu ihr. Wie ganz anders waren aber die Menschengedanken als die Saugedanken. Hier zeigte es sich wieder einmal, daß der Mensch weniger durch seine physische, als durch seine moralische Überlegenheit das Recht beanspruchen darf, die Krone der Schöpfung genannt zu werden.

Ob das Schwein eine Ahnung des ihm bevorstehenden Schicksals hatte? Man muß glauben: ja! Es nahm sich das Herannahen seines Lebensabends so zu Herzen, daß es das beste Futter unberührt stehen ließ, daß es schwermütig wurde und Tag und Nacht kein Auge schloß.

Nun harmonierten doch wenigstens die Herzensschläge zwischen Mensch und Sau; wir wurden über das unverständliche Fasten des Borstenviehs ebenfalls traurig und niedergeschlagen.

„Was sollen wir machen mit dem Luder?“ sagte der Kapitän zum Koch. „Sie frißt nicht, und wenn das so anhält, dann haben wir Haut und Knochen zu meinem Geburtstagsdiner, anstatt Speck!“ — Es war uns bereits bekanntgemacht worden, daß das Schwein gemästet und dann zum Geburtstag des Herrn Kapitäns geschlachtet werden sollte.

„Man wartet noch einen Tag,“ meinte der Koch, und der Steuermann stimmte bei. „Wenn sie ganz gehörig ausgehungert ist, werden ihr schon die vernünftigen Gedanken kommen. Übrigens werde ich's mal mit süßem Bohnenbrei probieren, Herr Kapitän. Ich hab' einen Teller voll in der Küche.“

Das Mitgefühl für das arme Schwein hatte solchen Umfang angenommen, daß am Käfig eine Generalversammlung aller Leute stattfand, als der Koch mit dem Teller voll Bohnenbrei erschien. Aber allgemeine Enttäuschung — die Sau rührte das Futter nicht an.

„Gottverdammtes Schwein!“ fluchte der Koch. „Hat man je so was gesehen, seit die Welt steht? Das Schwein frißt die Bohnen nicht!“ — Er legte sich auf den Bauch und schrie durch die Luken hinein: „Verdammt! Soll ich dir's in einer silbernen Bowle servieren? Soll ich dir eine seidene Serviette um den Hals binden?“

Alles umsonst. Das Tier rührte sich nicht. Es schaute weder den Koch noch die Leckerspeisen auf dem Teller an. Seine Blicke hingen unverwandt am blauen Himmel, der sich wie eine Kuppel über das gleichfarbige Meer spannte; wir segelten damals bereits im Golfstrom hin.

„Vielleicht frißt sie, wenn sie herausgelassen wird!“ sagte der Steuermann.

Allgemeine Zustimmung. Ein vortrefflicher Gedanke!

Nun wurden vom Zimmermann die Latten von der Kiste gerissen. Als das geschehen war, wurde die Gefangene freundlichst gebeten, in die Freiheit herauszuschreiten. Sie tat's aber nicht.

„Das heißt doch die Abstinenz zu weit treiben!“ knirschte der Kapitän. „Werft die Kiste um, dann muß sie 'raus!“

Die Kiste wurde umgestülpt, und jetzt stand die Sau auf dem Verdeck. Aber sie rührte sich nicht vom Platz. Der Zimmermann schob, der Koch zog an ihr; das bewegte sie ein paar Schritte vorwärts. Aber freiwillig machte das Tier keine Bewegung. Steif, wie ein Holzbock stand es da, alle viere krampfhaft von sich spreizend.

Was ließ sich nun machen? — Es entspann sich eine bandwurmlange Debatte: was mit dem Unglücksvieh tun? Der Kapitän meinte so, der Koch meinte so; der Steuermann und Bootsmann hatten ebenfalls ihre eigenen Ansichten. Wir anderen, minderwertigen Schiffsbewohner eröffneten eine Spezialversammlung, das gleiche Thema erschöpfend.

Da — mit einem Male fällt der Koch auf den Hintern und schlägt einen Purzelbaum; die Sau war ihm zwischen seinen Sichelbeinen durchgerannt. Ein dröhnendes, neunstimmiges „Ho! Halt!" erschallte. Das Schiff legte sich auf Backbord, und dort schießt die Sau wie ein Pfeil über das Geländer weg und hinaus ins Meer.

Fertig! Amen! Ans Retten war nicht zu denken; wir hatten guten Wind.

* * *

Die schönen Tage der Golfstromfahrt gingen (gleich den Tagen von Aranjuez) vorüber. Die „Ceres" hielt ihren Kurs gegen Nordosten, und das brachte uns bald aus dem blauen Wasser ins grüne; aus der frühlingswarmen Luft des Südens in die winterkalte des Nordens. Es war Ende Januar jetzt.

In der zweiten Woche nach der Abfahrt von Kap Fear — und ein Freitag war's, ich vergesse ihn nie — da bekam

ich zum ersten Mal die Gefahren und Strapazen des Matrosenlebens zu kosten. Das Wetter schlug plötzlich um. Windstille herrschte am Vormittag. Dann zeigte sich, fernweg an der Steuerbordseite, ein herannahender Sturm; der Sturm nach der Stille.

Seltsam, i ch hätte die hellen, von der Sonne lieblich durchschimmerten Wolken am Horizont nicht als gefährliche angesehen. Der Kapitän wußte es besser. Sogleich schickte er mich in die Fockſel (Vorderkajüte) mit dem Befehl: „Alle Mann an Deck!" Er selber rief den Steuermann.

Die armen Kerle schliefen so friedlich und fest; viel Schlaf bekommt man nicht während der Reise, und die Salzluft macht ohnehin noch schläfriger als die Landluft. Ich mußte die Schnarcher buchstäblich aus ihren Kojen herausziehen und schütteln wie halbreife Zwetschgenbäume. Allerdings sieht es so aus, als bekäme der Matrose genügend Zeit zum Ausruhen; vier Stunden an Deck, dann vier in der Koje; so geht es abwechselnd Tag und Nacht während der Fahrt. Das wären zwölf Stunden Ruhe den Tag. In Wirklichkeit ist es anders. Selten dürfen die Leute ungestört ihre Zeit durchschlafen; sie werden, gleich einer großstädtischen Feuerwehr, herausgerufen, wenn Gefahren drohen oder Extraarbeiten zu verrichten sind.

„Alle Mann an Deck!" schrie ich, die Fockſeltür aufreißend und das Schütteln beginnend. „Sturm im Anzug, 'raus! 'raus!"

Matrosen schlafen während der Seereise nur halbentkleidet; somit dauerte es nicht lange, bis die ganze Schiffsmannschaft auf Deck versammelt war. Nun ging's mit Laufschritt in die Rahen. Der Bootsmann, zwei Matrosen und ich stiegen auf den Fockmast und holten zuerst das obere

Bramsegel ein; der Steuermann, der Zimmermann, ein Matrose und der Koch taten ein gleiches auf dem Hauptmast. Bei solchen Ereignissen mußte der Koch sogar mithelfen; wir waren ja trotz meiner Einstellung immer noch um einen Mann zu wenig. Der Kapitän bediente auch, ganz unter seiner Würde, das Steuerrad.

Näher und näher kam das helle, zerfaserte Gewölk dort aus dem Südosten. Wenn wir die Segel (das Besansegel wurde schon vorher mit einem Ruck herabgelassen) nicht wenigstens gerefft haben, eh der erste Anprall des Sturmes kommt, dann geht's uns schlimm! Wie Menschen, die um ihr teures Leben kämpfen, so arbeiteten wir. Das Bramsegel war gesichert; jetzt ging's an das tieferhängende, größere. Zuweilen warf ich einen hastigen Blick in die Ferne, um das herannahende Unwetter sehen zu können. Dort am Horizont kam es jetzt. Ein unruhiger, milchiger Streifen säumte den Horizont und die Wolken legten sich auf das Meer herab.

„Es kommt! Jungens, es kommt!" schrie der Bootsmann. „Zieht, Jungens, zieht! Rin mit det Segel, or we häwwen de Tewel up de Nacken!" — Der Steuermann auf dem benachbarten Mast kommandierte ebenfalls, jedoch unverständlich für uns. Der Kapitän am Steuerrad, in voller Seemannsausrüstung mit dem Südwester auf dem Kopfe, hatte das Schiff vor den Wind gestellt; wenn's kommt, trifft es uns wenigstens nur von hinten.

Und es kam. War das ein Anprall! Ich war auf einen Anprall gefaßt, aber nicht auf solchen. Der Mast bog sich; die Rahe bog sich; die Taue, welche den Mast und die Rahen halten, surrten wie Geigensaiten, so straff spannten sie sich beim Anprall des entfesselten Elements. Das Meer senkte

sich tief und hohl, und die „Ceres" glitt auf der glasglatten Wasserhalde zu Tal. Hätte ich in diesem Augenblick meinen krampfhaften Griff am Segel gelockert, dann wäre mein Körper durch die Luft geflogen wie ein Ballon und nie wieder gesehen worden.

Jetzt begann der Hexentanz. Die milchige Masse, die den Horizont gesäumt hatte, erreichte das Schiff. Sie kam etwas hinter dem Anprall des Orkans anmarschiert. Es schien, als hätte sie den Wind vorausgeschickt zum Platzmachen, denn dieser brüllenden, sich bäumenden, sich überschlagenden Wogenattacke durfte *nichts* in den Weg gelegt werden. Und die „Ceres" *lag* im Weg. Einer Schneelawine gleich, mit Donnergetöse wälzte sich die erste See über den Achterteil der Brigg; wälzte sich — den Mann am Steuerrad, die hintere Kajüte, dann die vordere, das ganze Schiff tief unter Wasser drückend — in das vor uns liegende glatte Tal und füllte es aus. Zitternd wie ein gewürgtes Tier, hob sich das Schiff wieder aus dem Wellengrab.

Und wir zerrten noch immer am Segel. Mit jedem Nerv der Körperkraft zogen wir an dem Tuch; mit den Zähnen bissen wir in das Tuch und zogen. Manchmal gewann der Sturm einen Zoll von dem Zeug; dann *wir* zwei Zoll. Manchmal setzten wir ganz aus im Feldgewinnen und klammerten nur das schon Eroberte fest für den Augenblick. Gesprochen wurde nichts; wer hätt' es können, und wer hätt's gehört? Zum Zerplatzen blähte sich der Segelbauch unter uns. Man konnte mit *krallenden* Fingern keinen Griff machen, und die schlenkernden Tauendchen zum Ziehen hingen seitwärts, oder noch zu tief.

Dazwischen rumorte es im Takelwerk gleich tausend-

stimmigem Katzengeschrei. Vom Sturm geköpfte Wogen flogen schleierartig übers Meer, durch die Luft, in die Rahen herein und überfluteten uns, Augen und Ohren mit salzigem Gischt füllend. Nach Backbord legte sich die Brigg und wir kamen den vorbeirasenden Wassern so nahe, daß ihr Gähnen gefühlt wurde. Dann rollte die Brigg nach Steuerbord und wir flogen durch die Luft, als hingen unsere Leiber in einer Schleuder. Und unser ganzes Leben, mit all seiner schönen Zukunft, seinen Freuden und Genüssen kommender Tage (wir waren ja lauter junge Leute noch) lag in dem einen Gelingen: das Schiff vor dem Wind zu halten.

Die Segel waren gerefft, nicht festgebunden; laßt sie schlenkern droben, wir haben notwendigere Arbeit zu tun! Das Großsegel am Fockmast überließen wir halboffen dem Wind, um steuern zu können; jetzt ging es hinab aufs Verdeck, den Schiffskörper zu retten. See auf See klatschte mit grauenerregender Vehemenz über den Achterteil der Brigg. Der Kapitän hatte sich schon längst die Schultergürtel umgebunden, ohne die er von seinem Posten am Rad hinweggeschwemmt worden wäre. Der arme Mann ertrank beinahe unter dem unaufhörlichen Schwall rollender Wasser.

Ein mächtiges Tau wurde nun an beiden Bordseiten, eine Riesenschleife bildend, ausgeworfen. Diese Tauschleife, schier hundert Meter lang, wurde von dem dahinschießenden Schiff nachgezogen und — ich erstaunte über die Wirkung — es köpfte und durchschnitt die Wellen, welche hinter uns her kamen.

Das getan, ging es abermals auf die Masten, zum Segel festmachen. Das getan, ging es wieder aufs Verdeck hinunter. Die Rahen wurden gedreht, um dem

Sturm weniger Fläche zu bieten. Welch ein Hin- und Herrennen; Ziehen und Zerren an den triefenden Tauen, deren Enden schlangenartig herumtanzten; „Hoh-iho!" schreien; Fluchen und Schwören. Ich glaube nicht, daß je, seit es Seefahrer gibt, ein Schiff ohne Fluchen und Schwören gerettet wurde.

Und dazwischen dröhnte das empörte Meer, heulte der Sturm, und Sturzwellen überfluteten mit Donnergetöse uns und das ächzende Boot, das sich kaum vor dem Kentern bewahren konnte.

Noch immer keine Ruhe; es gibt während eines Sturmes keine Minute zum Verschnaufen. Wir hingen nun das wirr herumschwimmende Tauwerk auf; versuchten auch Wasser aus dem Schiff zu pumpen; vermochten uns auf dem schwankenden Verdeck nicht zu halten. Der Bootsmann und ein Matrose lösten den Kapitän am Steuer ab; es war höchste Zeit, der Kapitän war vollkommen erschöpft. Er hatte eine Arbeit getan, welche zwei kräftige Männer beansprucht; bei schwerem Seegang stehen immer zwei am Steuerrad.

Jetzt geschah etwas — der Sturm drehte sich, nach einer merkwürdigen Stille, von Südost zu Südwesten und wurde zum Tornado. Ein neues Wogengedränge, aus anderer Richtung, mischte sich in das frühere. Das war eine Flankenattacke; nun wurde Gehen und Stehen auf dem Verdeck zur Todesgefahr; rettungslos würde jeder, der es wagte, über Bord gewaschen. Wir flüchteten neben die Achterkajüte und klammerten uns fest; abwartend, bis das fürchterliche Tosen vorübergehen würde. Lange hält der Wirbelsturm nicht an, das wußten wir. So zu blasen, da geht auch dem Gott der Stürme die Puste aus. Aber ob

unsere schwergeladene Brigg den Augenblick aushält?

Ein Schauspiel eröffnete sich nun vor meinen Blicken, das ich mit kühnster Phantasie nie zu malen vermöchte. Staunen und Entzücken über das grandiose Ringen der Elemente ließ mich keine Sekunde lang an die Gefahren denken, die ihnen gleich nebenher laufen. Da schoß die Brigg gleich einem scheuen, von den Strängen gerissenen Pferd die Wasserhalde hinunter und wühlte sich tief in den gegenüberliegenden Schaumberg. Schaum, haushoch, wälzte sich von vorne nach rückwärts über das Verdeck, uns und das Schiff begrabend. Ich fühlte den Wasserdruck auf mir. Nur der Griff am Geländer versicherte mich, daß ich noch an Bord war und nicht draußen auf dem Meere trieb.

Jetzt hob sich das Schiff und taumelte triefend hoch oben auf dem Wellenkamm. Und abermals machte es den schwindelerregenden Schuß in das Tal. Es lehnte sich wagrecht auf die Seite während des Hinabgleitens. Es machte sogar mit dem Bugspriet eine drehende Bewegung, als versuche es mit bohrendem Stoß ein Loch zu erzwingen — ins Bodenlose hinab.

Und dort, rechts und links vom Schiff, kämpfen die Wogen unter sich. Sie laufen sich den Rang ab, schiebend und stoßend. Eine wirft sich der anderen auf den Rücken; reitet auf ihr, bis die schwächere zusammenbricht unter der Last und ein kochendes, glattes Meer — mit langanhaltendem Zischen — den Platz bezeichnet, wo's geschehen ist.

Kaum eine halbe Stunde währte das Toben; dann wurd's stiller. Die Brigg hatte die Attacke ausgehalten, brav wie ein deutsches Schiff. Daß es bei Tag und ohne

Blitz und Donner geschah, das nahm dem Ereignis viel von seiner Grauenhaftigkeit; aber dennoch, es war der heftigste Seesturm, den ich auf dieser und meinen späteren Fahrten erlebte. Kapitän Lüdge, der gewiß schon manches gesehen hatte, sagte hinterdrein, er habe an die Verschiebung der Ladung, Kentern und Zerbrechen des Fahrzeugs geglaubt; was auch geschehen wäre, hätte der Tornado nur ein wenig länger gedauert.

Aus Freude über das glückliche Entkommen bewirtete uns der Vorgesetzte mit feuerheißem Kognak. Wir tranken und schritten dann lachend und wohlgemut an die Pumpen. Das Schiff hatte doch ziemlich Wasser geschluckt.

* * *

Nach dem Sturm bekamen wir eine lange Reihe sehr schlechter Tage. Der Wind pfiff uns entgegen, die Brigg mußte kreuzen und machte keine Fortschritte. Darüber wurden nicht bloß der Kapitän und der Steuermann, sondern die ganze Bemannung übler Laune. Es gibt auch kaum eine verdrießlichere Beschäftigung, als das Kreuzen gegen starken Gegenwind. Die ganze Quälerei des immerwährenden Rahenverstellens ist für die Katz'; man kommt nicht über den Meridian oder Wendekreis hinaus.

Eine kuriose Unbequemlichkeit, von der sich die Landbewohner nichts träumen lassen, bildete dieses Kreuzen für mich. Meine Koje (natürlich die schlechteste am Schiff) lag quer, also von Steuerbord nach Backbord oder umgekehrt. Wenn das Schiff kreuzt, dann lehnt es sich stark auf die Seite, und meine Koje glich einem halb aufgerichteten Sarg. Selbstverständlich legte, vielmehr *stellte* ich mich in meine Koje *so*, daß ich die Füße nach unten hatte.

Nach einer Stunde wurden die Rahen gedreht, das Boot legte sich auf die andere Seite und der Schwarzwaldbub stand sechzig Minuten lang auf dem Kopf, ohne es zu wissen; er schlief ja wie ein Rip van Winkel. Ob ihn in dieser Lagestellung geträumte Prinzessinnen anlächelten oder der Schinderhannes ihm die Gurgel würgte, weiß er nicht mehr.

Schier eine Woche dauerte das Hundewetter, dann bekamen wir Nord- und bald darauf Nordwestwind. Nun ging es flott an den Azoren vorbei. Seeadler und zahlreiche Möwen besuchten uns. Die schönen Inseln konnten wir jedoch nicht sehen; sie lagen zu ferne.

Anfang der fünften Woche durchsegelte die „Ceres" die Fahrstraße des transatlantischen Verkehrs. Scharf und unablässig mußte Ausschau gehalten werden, denn hier war es leicht möglich, von einem fremden Schiff angerannt zu werden. Wir sahen auch während des Tages einen großen Viermaster, und am Horizont die Rauchstreifen zweier Dampfer. Bei Nacht bemerkten wir, oben in den Rahen ausschauend, ebenfalls Lichter vorbeiziehender Schiffe.

Als diese Linie überschritten war, begann das Wetter mit jedem Tage kälter und stürmischer zu werden. Wir kamen jetzt in den von allen Seeleuten vermaledeiten Nordatlantischen Ozean. Es gibt kein größeres Meer, das sich stürmischer, rauher, flegelhafter benimmt, als diese Wasserfläche vom 50. Wendekreis bis hinauf zur Grön- und Eislandküste. Unablässig, Tag und Nacht donnerten die Wogen über das Verdeck. Sie drangen, wenn zum Ein- und Ausschreiten die Türen geöffnet wurden, in die Kambüse; in die Focksel. Der Kajütenboden war patschnaß vom Seewasser. Meine Koje (am tiefsten liegend) war naß, das Segeltuch, auf dem ich schlief, war naß; ich selber — gar nicht

geschützt gegen das immerwährende Sturzbad der über Deck schlagenden Wasser — hatte seit dem Verlassen des Golfstroms keinen trockenen Faden auf dem Leibe, und konnte meine Kleider nicht wechseln, weil ich keine Reserven hatte. Dazu blies der Nordwest mit eisigem Hauch über das Meer. Manchmal schneite es.

Das waren Strapazen, die einen Grizzli gezähmt hätten. Nachts, wenn die Kapitänswache (meine) zum Dienst gerufen wurde und ich mit dampfenden Kleidern — ich schlief in allen Kleidern, hatte ja sonst nichts, um mich warm zu halten — hinaustrat auf das Verdeck und eine heimtückische Sturzwelle mich begrüßte, das war nur erst der Beginn des vierstündigen Zähneklapperns, welches folgte. Und dann hinauf in die Rahen, hu! da ging mir der Wintersturm durch Mark und Bein. Und die qualvoll langen Stunden auf dem Auslug! Wenn ich so längere Zeit stillsaß, dann gefroren mir die Kleider und krachten und kreischten bei der nächsten Bewegung. Daß ich nach all diesen Strapazen keinen und bis zu der heutigen Stunde keinen Rheumatismus in den Knochen verspürte, ist wohl auch ein kleiner Beweis meiner Sonderlingsbeschaffenheit.

Geschützt durch bessere Kojen, Reservekleider, Ölanzüge und Kautschukstiefel, hatten die anderen Schiffsbewohner trotzdem auch schwer unter dem Unwetter zu leiden. Sie klapperten auch mit den Zähnen und lamentierten über die Kälte, das unverschämte Rollen der „Ceres" und das häufige Abrufen während der Schlafenszeit.

„Du arme Mutter in Hinterpommern!" mußte ich seufzen, als ich in einer besonders grimmigen Nacht mit Fritz das obere Bramsegel reffte. Fritz war ein junges Bürschchen, kaum zwanzig Jahre alt, blond, blauäugig,

blühend frisch und weich. Die Natur hatte einen unverzeihlichen Mißgriff getan, aus diesem Material nicht ein Mädchen zu machen, und das Schicksal einen gleichen Fehler: den bildschönen Knaben nicht als Pagen unterzubringen, anstatt ihn ins rauhe Seemannsleben zu drängen. Fritz und ich refften das Segel. Plötzlich hörte ich den Kameraden auf seiner Backbordrahe laut singen; in allen Tonarten singen. Schon regte sich ein wenig Neid in mir ob solcher Lebenslust; da — die Arbeit war getan und Fritz und ich begegnen uns am Mast — da merk' ich's erst: das Singen war nur ein herzbrechendes Weinen und Wehklagen. „Du arme Mutter in Hinterpommern!" mußte ich seufzen.

Und die Menage an Bord? Hier war ich der Beneidenswerte. Ich machte die unvermeidliche Periode einer Seekrankheit durch, wurde nach dem Überschreiten des 40. Meridians seefest, und ein Haifischhunger beglückte mich. Das Essen am Schiff war reichlich, aber miserabel schlecht. Besonders das Fleisch, das nur im Salze liegend vor dem Verfaulen bewahrt werden konnte, wurde schier ungenießbar. Daß es mit Bohnen oder Erbsen in einem Kessel gekocht wurde, benahm ihm nur wenig von seinem Salzgeschmack. Es zerfraß uns allmählich den Gaumen, die Zunge, und oft blutete unser Zahnfleisch von dem ätzenden Zeug. Mir machte es auch Schmerzen; mein Heißhunger ließ es jedoch leichter überwinden.

Manchmal gab es aber gar kein warmes Essen und wir mußten den knurrenden Magen mit Zwieback betrügen. Gekocht wurde die Mahlzeit, ja — hm — aber Neptun schnappte uns das Gericht vom Munde weg.

„Jungens!" schrie der Koch in unsere Focksel herein

— ein kleines Loch in der Bretterwand diente als Sprachrohr zwischen Küche und Matrosenkajüte —: „Jungens, holt das Essen; es gibt Speck mit Erbsen!“ — Das Schiff schwankte wieder einmal zum Kentern, und vier Mann stark zogen wir aus, das Essen zu holen. Zwei Mann paßten auf die überschlagenden Wellen auf; einer hielt Wache an der Tür, um rasch zu öffnen. „Rut!“ ('raus!) erscholl das Signal. Matrose Hermann kam nun, mit kräftigen Händen den Erbsenkessel tragend, aus der Küche; machte zwei Schritte, hielt ein wenig still, um das augenblickliche Schwanken des Boots vorübergehen zu lassen. Dann machte er rasch drei, vier weitere Schritte und kam glücklich um die Ecke herum. Hier drohte die Krisis und einer von uns Reservisten mußte helfen. Jetzt legte sich aber die „Ceres“ vollständig auf die Seite und Hermann mit seinem Beistand lehnten sich wider die Kajütenwand. Wir andern liefen der Erbsenschüssel ebenfalls zu Hilfe, jedoch vergebens: Hermann rutschte aus, wir rutschten aus. Eine riesige Woge klatschte über uns, riß die ganze Gesellschaft nach dem Steuerbordgeländer, schwemmte sie von dort nach Backbord, von dort nach der Wasserpumpe und löste sie auf. Als die See vorüber war, lehnte ich am Mast; zwei andere der Getauften hielten sich am Pumpengestell, Hermann lag neben der Luke, und die sauber gespülte Erbsenschüssel rollte klappernd gleich einer Kegelkugel auf dem Verdeck herum.

Wir armen Matrosen waren übrigens nicht die einzigen, welche derartige Enttäuschungen erlebten; dem Kapitän, Steuermann und Bootsmann in der Achterkajüte ging es oft ebenso. War das Wetter sehr stürmisch, dann mußten auch etliche Mann mithelfen, wenn der Koch den Vor-

gesetzten das Essen bringen wollte. Ein Mann stand Posten an der Achterkajüte; der andere an der Küche, um die Tür zu öffnen. Auf das Kommando „Rut!" stürzte der Koch gleich einem Rennpferd aus der Kambüse über das Verdeck nach seinem Bestimmungsort. Meistens gelang ihm der Schuß; manchmal aber nicht.

Ich glaube, diese Szene — wie der vom vielen Decklaufen sichelbeinig gewordene Koch sich gegen das Ausrutschen wehrte und dabei den Rücken krümmte, Gesichter schnitt, sich in die Knie herabließ, bis er schier auf dem Hintern rutschte, und dennoch drei Schritte vor der offenen Himmelstür vom Teufel geschüttelt wurde, daß Schüsseln, Teller, Löffel, Gabeln und der Koch selber in wirrem Durcheinander auf dem Verdeck herumkollerten -- diese Szene, im Theater gespielt, müßte einen hypochondrischen Essigfabrikanten zum Lachen reizen.

* * *

Die sechste Woche der Seereise hatte begonnen. Wir bekamen abermals schlechtes Wetter und kreuzten an der Nordküste von Irland. Der Kapitän hatte uns befohlen, scharf auszuspähen — nach Licht bei Nacht, nach Land bei Tag. Welch ein Zauber liegt in diesem einsilbigen Worte: „Land!"

Als um Mitternacht meine Wache begann und das unvermeidliche Geschäft des Wasserpumpens getan war, stieg ich — wohl mehr als alle mich sehnend — in die höchste Takelage.

„Land! Licht!" rief ich so laut, daß es drunten an Deck gehört wurde. Rasch klomm Kapitän Lüdge zu mir hinauf und fixierte mit seinem Marineglas den südlichen

Horizont, wo das Feuerzeichen gesehen wurde. Oft verschwand es eine geraume Zeit, dann schien es wieder. Das kam vom Auf- und Abgehen unseres Schiffes in der stark bewegten See.

„Der Leuchtturm von Malin Head," sagte der Kapitän.

Bald verschwand jedoch das Licht gänzlich und schwarze Nacht bedeckte den Horizont, das Meer. Die Brigg änderte ihren Kurs. Zugleich verschob sich der Wind um einen Strich; wir hatten ihn endlich ganz von hinten. Bis vier Uhr gab es nun gehörig zu tun für uns paar Mann mit Rahen- und Segelstellen.

Als ich um acht Uhr Morgens geweckt wurde — eigentlich wurde ich nicht geweckt, sondern aus der Koje herausgerissen und geschüttelt — und auf das Verdeck stolperte, da lag Land zur Rechten und Land zur Linken; aber unser Schiff lag a u ch — in einem heftigen S t u r m. Das war schlimm; weit gefährlicher als draußen auf offener See. Die Durchfahrt durch den Nordkanal ist auch ohne Sturmeswüten gefährlich. An Steuerbord starrte uns die graue Granitwand von Irland entgegen, an Backbord die schneebedeckten Berge von Schottland. Große und kleine, oft von Gischt und Wellen überspülte Felsen und Riffe drohen hier dem Schiffer.

Kapitän und Steuermann hielten Beratung, ob es nicht weiser wäre, sogleich zurück auf die offene See zu fahren und besseren Wind abzuwarten; da — wir dankten alle Gott — kommt uns über die Wellenhügel ein englischer Schleppdampfer entgegengefahren. So nah, wie es der hohe Seegang erlaubte, dampfte der Engländer an die Brigg heran und die beiden Kapitäne unterhandelten durchs Sprachrohr. Sie verständigten sich und ein schweres Seil

verknüpfte uns alsbald. Die „Ceres" wurde ins Schlepptau genommen. Wir zogen die Segel ein.

Es war Abend, als uns der Dampfer in den Firth of Clyde hineinschleppte. Nun kam die Nacht, und was für eine Nacht! Eine Blizzardnacht auf der See. Schnee und Hagelschlossen kamen augenblendend durch die Luft geweht und bedeckten die Schiffsplanken mit einer schlüpfrigen Masse. Schnee und Eis überzogen die Rahen, hingen in glasigen Klumpen an den Strickleitern und Tauen. So rabenschwarz wurde die Nacht, daß wir die Lichter auf dem nur hundert Meter entfernten Schleppdampfer nicht sehen konnten. Wir vermochten kaum unser eigenes Schiff zu erkennen; kaum einer den anderen. Der Kapitän — er dauerte mich, der edle Mann — war in Verzweiflung. „Jungens, wenn der Strick reißt, dann ist die „Ceres" verloren und wir auch!" sagte er mehrere Male.

Der Bootsmann und ich mußten das Schlepptau bewachen, während der Steuermann und etliche Leute bei der Ankerkette standen, um den Anker sogleich versenken zu können, wenn das Tau reißen sollte.

An einem Haar hing unser Leben zwar nicht: es war ein mehrere Zoll im Durchmesser starkes und schier neues Seil; aber spannen tat es, daß man es surren und Harfentöne spielen hörte.

„Denken Sie, es hält?" fragte ich den Bootsmann; er war der älteste Mann an Deck der Brigg.

„Wir wollen's hoffen," sagte der Bootsmann; „aber etwas anderes kann geschehen."

„Was?"

„Der Engländer kann das Tau springen lassen."

„Das Tau springen lassen?"

„Oder durchschneiden, was dasselbe ist."

„Alle Heiligen!" rief ich. „Das wird er nicht tun. Das wär' ja teuflisch, uns den Klippen und Wellen zu überlassen."

„Wenn er aber muß?"

„Muß?"

„Ja, mein Landsmann aus Schwaben. Wenn der Schlepper uns nicht vorwärts kriegt — wie es schon aussieht —, wenn er merkt, daß er mit seiner Last selber in die Riffe geblasen wird, dann muß er zu seiner Rettung das Seil fallen lassen. Das kommt manchmal vor und kann jeden Augenblick, kann jetzt geschehn."

Nun wurde mir die Situation erst recht klar. Ach, so nah am Land und doch so fern! — „Wenn's geschieht, können wir dann das Schiff nicht mit Ankerauswerfen retten?" fragte ich den Bootsmann.

„Du kannst Gott danken, wenn nur du gerettet wirst," kam die Antwort. „Die Ankerkette wird reißen!"

Ich sagte nichts mehr. Ich überlegte selber und fand es natürlich: schnappt das Tau, dann jagt die Brigg dahin. Der Anker wird ausgeworfen; packt er nicht, dann nützt er nichts; packt er fest in dem felsigen Grund, dann vermag er oder die Kette den furchtbaren Ruck nicht auszuhalten, der plötzlich kommen wird.

Es war nicht das erste Mal, daß ich das Stoßgebetlein sprach, das mich mein gutes Mütterchen gelehrt hatte.

* * *

Der Morgen kam. Das Tau war nicht gerissen. Der Engländer hatte uns nicht geopfert. Er hatte sogar in

Nacht und Schneegestöber seinen Weg in und durch die Höllengasse gefunden.

Mittags passierten wir Greenock; dann zog uns der Schlepper den Clydefluß hinauf. Abends erreichte die „Ceres" ihren Bestimmungsort: Glasgow.

Zwei Ruhetage folgten den Strapazen der Seereise. Es war grimmig kaltes Wetter, und tiefer Schnee bedeckte die Straßen und Hausdächer von Glasgow, die Werften und Schiffe im Hafen. Wir bekamen die willkommene Erlaubnis, einen kleinen eisernen Ofen in unserer Focksel zu errichten, und bald durchströmte belebende Wärme den Raum.

Ich machte mich nun daran, meine Kleider zu flicken. Aber da war guter Rat teuer! Der Anzug — nagelneu angezogen in den Wäldern hinter Wilmington — sah jetzt wie eine Lumpensammlung aus. Eis und Seewasser hatten ihn zerfressen, und wo ich auch flickte, platzte es daneben wieder auf. Es bedurfte meiner ganzen Schneiderkunst, die Garderobe einigermaßen brauchbar wiederherzustellen.

Nach den Ruhetagen begannen wir die Ladung zu löschen. Beim Heraufwinden der Fässer riß mir der ganze rechte Ärmel aus der Schulternaht. Ich stattete dem Kapitän einen Besuch in seiner Kajüte ab und zeigte ihm meine Verlegenheit. Der Herr mußte mir beistimmen: so gehe es nicht länger. Er gab mir zwanzig Schilling Vorschuß und sagte: ich solle mir neue Kleider verschaffen. Das war wenig Geld, aber mehr gab es nicht.

Nach Feierabend trottete ich mit dem Geld in der Tasche durch die Straßen von Glasgow. Die Straßen wimmelten von Menschen. Die Verkaufsläden strahlten im Licht unzähliger Gasflammen. Aus den Restaurants wehte der

Wohlgeruch saftiger Braten und dampfender Suppentöpfe. Ich dachte an das stinkende Salzfleisch und den steinharten Zwieback an Bord der „Ceres". Lachende Pärchen schritten Arm in Arm in das weitgeöffnete Theater, in die Konzert- und Tanzhallen, und ich dachte an die einsamen Stunden auf dem einsamen Meer. Warmgekleidete Ladys in Robbenjacken, Herren in pelzgefütterten Winterröcken schritten an mir vorüber, und ich besah meine Lumpen.

„Ist das alles, was ich errungen habe?" seufzte ich. „Alles, für die überschwere Arbeit, für das Dranwagen meiner Gesundheit, meines Lebens?"

M u ß ich denn? ging es mir plötzlich durch den Kopf. M u ß ich wieder zurück aus diesem, mich so warm anhauchenden Licht- und Menschenmeer, und zurück an Bord der Brigg? — — Ha, ich tu's, ich desertiere! — Aber wie? Mit solchen Lumpen am Leibe darf ich mich nirgends zeigen; die Leute würden ja fliehen vor mir. Noch ist es Nacht und niemand sieht mich genau an; aber wenn es Tag wird, was dann? Neue Kleider kaufen? Das Geld langt kaum dazu, und geb' ich's weg, dann bin ich mittellos, fremd und verlassen. Und W i n t e r ist's in Schottland. Bekomm' ich gleich Arbeit?

Ich blieb stehen und betrachtete das Drängen vieler Menschen, die eben aus einer Halle strömten. Alle lachten und scherzten; es muß schön gewesen sein da drinnen, dachte ich. Kutschen hielten neben dem Trottoir und wurden von reichgekleideten Herren und Damen bestiegen. Eine besonders feine Dame bestieg mit einem schneeweißen Pudelhündchen im Arm eine Karosse, und der Kutscher fuhr davon.

Was nun? dachte ich; es muß spät sein. Ohne Wissen

und Wollen war ich lang herumgewandert. Die Verkaufsläden waren nun geschlossen; die Theater und Vergnügungsplätze wurden auch geschlossen. Alles wurde geschlossen. Die Straßen verödeten. Die Menschen schliefen.

Ich durchwanderte die Gassen von Glasgow. Das Glockenschlagen der Turmuhren sagte mir die Zeit; ich zählte jeden Schlag. Als der Morgen dämmerte, wußte ich, wohin. Ich ging zum Bahnhof und kaufte eine Fahrkarte nach Edinburg.

In Edinburg erbettelte ich mir von einem barmherzigen Schiffskapitän billige Überfahrt nach London. Hier war ich aus früheren Zeiten wohlbekannt und hier fand ich Hilfe.

Zwei Jahre lang blieb ich nun in der Themsestadt. Durch Zufall geriet ich beim Arbeitsuchen in eine Bäckerei und erlernte das Bäckerhandwerk. Bald hatte ich wieder gute Kleider auf dem Leib, Geld in der Tasche und Mut und Jugendlust im Herzen.



Bei den Antipoden

Am Abend des 10. Oktober 1878, drei Tage nach meinem siebenundzwanzigsten Geburtstag, fuhr die „Newcastle" — an deren Bord ich als Bäcker und Helfer des Kochs beschäftigt war — in den Hafen von Wellington auf Neuseeland ein.

Schon am nächsten Morgen desertierte ich vom Schiff. Mittags entwich ich auf einem Küstendampfer, der nach Napier an der Hawke Bay fuhr. In Napier ließ ich mich zum Holzfällen im Busch anwerben. Ein Schleppdampfer, der Flöße transportierte, nahm mich und noch zwei Männer mit nach Collins Landing. Von dort mußten wir einen beschwerlichen Tagemarsch in den Busch machen und erreichten unsere Arbeitsstätte „Collins Camp" bei stockfinsterer Nacht.

Das Lagerleben nahm nun wieder seinen romantisch-prosaischen Anfang. Ich werde den Leser jedoch mit der Prosa verschonen und ihm so viel wie möglich die romantische Seite meines zwölfmonatlichen Waldlebens auf Neuseeland vor die Seele führen. Eine kurze Einleitung muß vorausgeschickt werden; hier ist sie.

Seit dem ersten Verlassen Deutschlands, ja bis in meine Lehrjahre, in Kindeszeit hinab bewegte mich der nie rastende Wunsch: einmal, irgendwo in recht stiller, schöner Gegend

Robinson Crusoe spielen zu dürfen. Abgeschlossen und weit weg vom Getriebe der Welt, vom Lärm der Menschen, eine Hütte zimmern, ein Stückchen Erdreich bebauen, jagen und fischen daneben, und vor allem beten zu Gott und den Traumbildern meiner Seele! Ich war als Jüngling und junger Mann sehr, sehr fromm.

Schon in Kanada und den Vereinigten Staaten suchte ich nach so einem Idealplätzchen für meine Sehnsucht, aber wie immer: die Wirklichkeit ist rauher als der Traum, und nirgends gefiel es mir, zu bleiben.

Mit diesem Einsiedlerwunsch nahm ich Dienste auf dem Dreimaster, der zu Wapping in der Themse lag. Mit diesem Robinsongedanken lief ich von der „Newcastle" weg, als sie in Wellington ankerte.

In Collins Camp wollte ich mir nun zuerst genügend Geld verdienen, um die nötige Ausrüstung zum Betreiben einer kleinen Farm ankaufen zu können. Armselig darf das neue Leben nicht begonnen werden, sonst möchte es mir entleiden, dacht' ich. Voll und ganz wollte ich's genießen oder gar nicht; denn Sorgen sind meine verhaßtesten Ruhestörer.

* * *

Wer das Wort gesprochen hat: „Nirgends auf dieser Erde gibt es einen Ort des reinsten Glücks," der hat wahr gesprochen.

Da stand ich nun auf einem Boden, wo die Natur sich schier erschöpfte im Geben; wo sie auch dem vielseitigsten Geschmack gerecht wird. Das Klima der Insel hat seinesgleichen nicht auf unserm Planeten. Kranke werden hier gesund nur vom Einatmen der Luft und vom Trinken des

Wassers. Die Vegetation reicht von der borstigen Fichte bis hinauf zur Palme. Was der allgütige Schöpfer zu pflanzen vergaß, darf der Mensch mit bester Hoffnung nachholen, denn alle Früchte gedeihen. Die Flüsse wimmeln von Fischen. Das Tierreich des Landes ist zwar spärlich vertreten, dafür lauern aber auch keine Raubtiere, keine Schlangen und sonstigen Giftspritzer. Eiskaltes Wasser, kochendheißes Wasser sprudelt, je nach der Gegend, aus dem Gestein heraus. Im Osten der Südinsel liegen ausgedehnte Weideplätze; im Westen ragen schneebedeckte Alpen und Gletscher füllen die Täler. Auf der Nordinsel rauchen Vulkane; Geiser dampfen; warme Quellen fließen. Und rings um diese Perle der britischen Kolonien flutet das Meer, sie trennend von der Außenwelt. Sogar gegen Sturmflut und Meereswüten schützte die Natur dies kleine Paradies: endlose Sandbänke umzirkeln, weit draußen liegend, das Gestade als Wellenbrecher.

Und dennoch blieb ich nicht in Neuseeland. Ich fällte Kaurifichten und ersparte mir Geld; dann fuhr ich, mit dem Geld eine Schiffskarte lösend, zurück nach London, und der Traum war aus.

Warum?

Im Lager hatten wir einen Maori als Koch; einen Chinesen als dessen Helfer; einen Schotten zum Aufseher. Kaukasier, Malaien, Mongolen, zusammengewürfelt aus allen Zonen, die in mir unverständlichen Sprachen kauderwelschten, waren meine Arbeitskollegen, und mit Saufen, Raufen, Kartenspielen vertrieben sie sich die müßigen Stunden.

Heimweh hatte ich nach deutscher Gemütlichkeit, deutscher Ehrlichkeit; nach der deutschen Sprache.

Riesentannen rauschten im Wald. Harzgerüche schwängerten die Luft. Felsen ragten ringsherum. Wolken zogen hoch darüber weg. Der Nachtwind flüsterte.

Heimweh hatte ich nach meinem fernen Schwarzwald!

Heimweh trieb mich weg. Heimweh, das mich nirgends auf allen meinen Reisen so unablässig quälte wie dort. Ich glaube, Heimweh lastet für einen Deutschen tatsächlich in der Luft auf dieser Antipodeninsel.

Ich hoffte anfangs, die Schwäche würde nachlassen, und fällte derweil im Bund mit meinen kuriosen Kameraden die Tannen, rollte die Stämme in den Bach oder spannte Ochsen dran. Das waren noch gewaltigere Baumriesen, als sie der Schwarzwald liefert; aber sie erinnerten mich nur desto gewaltiger an die Murg und Enz, den Neckar und den Vater Rhein.

Daß ich, mit solcher Sehnsucht belastet, nicht sonderlich fleißig arbeitete, ist wohl einigermaßen selbstverständlich. Alle Lust fürs Reale verging mir, und mancher blaue Montag wurde mit Herumspazieren im Walde vertan. Zweimal setzte ich eine volle Woche aus und machte Erforschungsreisen in das Innere der Insel. Ich besuchte die heißen Wasser, die heißen Schlammweiher, die Geiser und Steinwüsten. Ach! der Möchtegern-Robinson suchte einen passenden Ort für seine Klause nebst Klostergarten, und die Unruhe ließ ihn nichts sehn.

Hier werde ich etliche Einblicke in meine Streifzüge geben, die zugleich Einblicke in mein Inneres werfen.

* * *

In einem ziemlich morschen Kanu ohne Ruder, das ich jedoch mit einer Stange vorwärtsschob, manchmal auch

über Baumstämme und kleine Katarakte schleifen mußte, steuerte ich den Bach hinauf, der an Collins Camp vorbeifließt. Nach etlichen Stunden harter Arbeit gelangte ich dann an eine Stelle — wahrlich, hier hätte es mir gefallen, für den Rest meines ganzen Lebens zu bleiben.

Aber mit Dornen und Steinen kann auch der genügsamste Eremit sein' Leib und Seel' nicht vor dem Ausdorren bewahren. Zum Anlegen einer Heimstätte war der Platz viel zu wild und enge. Er war überhaupt nicht zum Bleiben, kaum zum Besuchen geschaffen. Eine Kesselschlucht im Urwald, mit Felsenmauern abgesperrt. Ein Idyll von so überwältigender Reinheit, daß ich zauderte, es zu betreten; als wagte sich mein Fuß auf verbotenen Grund, auf geweihten Boden; als hätte die Natur, was an Farben, Düften und Zaubern sich in ihrem Riesenwarenlager finden ließ, hierher zusammengetragen und eine Laube gebaut — nur für *sich allein*. Durch wogendes Blätternetz schillerten die Wasser des nahen Bachs, der melodisch plätschernd in weitem Bogen sich um dieses Heiligtum wand. Mammutbäume wölbten hoch über efeuumranktem Unterholz, über moosbedeckten Steinen ihr Schattendach, durch welches die Sonnenstrahlen spinnfadenfein in die grüne Finsternis hereinzitterten. Tiefblau ruhte der Neuseelandhimmel auf dem Panorama; weich, atmend, gleich einem Kuß tiefinnigster Liebe.

Im schwärzesten Winkel der Schlucht gähnte als passender — nein! *notwendiger* Mittelpunkt zur allgemeinen Harmonie der Eingang einer Grotte. Als ich den Ort das erste Mal besuchte (ich besuchte ihn oft), klagte meine von der Romantik berauschte Seele: „Gott! hast du in diesem überwucherten Schattenwinkel die *Höhle* zu graben ver-

gessen, dann muß i ch sie graben!" Aber der Schöpfer aller Schönheiten war früher aufgestanden als ich.

Wenn ich in den Höhlenspalt hineinschritt, was für schaurig-süße Gedanken wälzten sich da in meinem Hirn! Diese Stille, diese Finsternis, Einsamkeit, schier überirdische Abgeschlossenheit. Wenn ich mich setzte und den Atem anhielt, konnte ich die Höhlengeister flüstern hören; oder — war es nur der Luftzug, der den langen Korridor bestrich?

Was dieser Raum wohl erzählen könnte? dachte ich. Ob je ein menschliches Wesen vor mir auf diesen Steinplatten saß? Und w a s f ü r e i n M e n s c h ? Ein Maori, der vor seinen Feinden flüchtete, oder vor den Blitzen eines Gewitters? Ein nackter, tätowierter Kannibale vielleicht, der mit ungestörtem Schlafen dem Bauch die Verdauung erleichterte? — Oder weiter zurück: als noch Riesenkröten auf der Insel herumkrochen und Saurusdrachen nach schlüpfrigen Molchen schnappten — huh! was muß dieses feuchte Grab für Gewürm beherbergt haben? Wie müssen sie sich gedrückt, gestoßen, gebissen und zerrissen haben, wenn die Lava der Inselkrater die rotzige Brut unter den Boden verscheuchte? Vielleicht atmet noch irgend solch ein Ungeheuer weit hinten in der Spalte und zehrt von seinem eigenen Fett? Wenn es jetzt herausgekrochen käme; mich gerochen hätte — dürr, vom tausendjährigen Hungerleiden einer Spinne gleich herausgekrochen käme, das grünäugige Scheusal — huh!

Ich mußte rasch ein lichteres Bild malen, es schauderte mich.

Ja, ja, so vergehen die Zeiten und Dinge, dachte ich dann. Welch ein Meer von Geschehnissen mußte das Schicksal aneinanderreihen, durcheinanderwürfeln, um mich von

den sonnigen Wiesen des Eyachtals bis hierher in diese mitternächtige Öde zu treiben?

Und wenn ich fortgegangen sein werde aus dieser Höhle, fort aus dem Leben; und fort alles, was dort außen jetzt noch grünt und wächst, sich regt und nach den Wolken strebt; wenn der Urwald ausgerodet, die Sümpfe vertrocknet, die Berge geglättet sein werden und der Weizenfelder gelbe Wogen an den Eingang dieser Grotte schlagen: welche Menschen werden wohl dann diesen Raum besuchen? Vielleicht Schnitter vom Felde, die sich hier abkühlen und ihr Vesperbrot verzehren? Vielleicht werden eines Farmers Kinder hier Verstecken spielen? Ah! vielleicht wird ein Liebespärchen zu unbelauschtem Küssen und Kosen diese Nacht und Verschwiegenheit aufsuchen; oder — aller Freude Gegenteil: ein vom Schicksal schwer Geschlagener, ein ruheloser Grübler, Weltverneiner, der die Schöpfung abgesucht hat nach einem Gott, jeden Stern am Himmel, jeden Winkel der Erde, und — nichts entdeckt; und der nun hereinwankt in dies allerletzte Loch, wo er finden muß, wenn nicht, verzweifeln.

O, alle seid mir im voraus gegrüßt, ihr nahen oder fernsten Zukunftsmenschen! Wer je von euch — mit Schwermut beladen oder leichten Herzens, mit gutem oder mit quälendem Gewissen — diese Einsamkeit besuchen kommt, ich knüpfe die Verbindung fest zwischen jetzt und dann, zwischen mir und euch mit: „Vater unser! der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme zu uns!“

* * *

Weihnachten in Collins Camp. Das Wetter war heiß; die Arbeit drängte nicht sehr; der Christtag mit seinem An-

hängsel von Bummeleien spaltete die Woche. Wir feierten darum gleich drei runde Tage.

Während meine Kameraden im Lager verblieben und sich mit Gähnen oder Trinken und Kartenspielen unterhielten, zog es mich zehn Meilen weit durch den Urwald zu einem alten, treuen Freund von mir — dem Meer. Ja, zum Meer, zu dem einsamen, röchelnden Titan, der am Boden gehalten wird von dem allmächtigen Despoten „Schwere".

Gleich nach dem Frühstück verließ ich das Lager, gewappnet gegen der Expeditionen gefährlichsten Feind mit stullengefülltem Brotbeutel. Auf einem halbfertigen Floß überschritt ich den Bach und stieg bergan. Den Felsenberg erklommen, setzte ich mich zum Ausruhen und Verschnaufen; zugleich hielt ich Umschau. Urwald füllte das Tal im Norden; Wald den Süden, Wald die Schluchten und Berge des Westens. Soweit das Auge wandern konnte, lag's zu meinen Füßen, ein wogender, dunkelgrüner Ozean. Doch d i e s e s Meer wollte ich heute nicht sehn.

Nach kurzer Rast stieg ich südwärts in die Mulde. Viel bequemer hätte ich die See mit Benützen des Fahrwegs erreichen können, der als zivilisierter Begleiter des Wildbachs Collins Camp mit dem Ufer verknüpfte. Mich verlangte aber, auf diesem Umweg das Meer, meinen Freund, zu ü b e r r a s c h e n. Ich stieg also in die Schlucht hinab. Bald begrüßte mich ein lustig fließendes Bächlein und die Expedition war gerettet. Ich hatte nun Trinkwasser. Ich hatte zugleich einen unfehlbaren Wegweiser, denn jedes Flüßchen der Insel eilt rasch und kurzen Laufs in den Ozean.

Jetzt wurde die Reise bei jedem Schritt interessanter.

Hier betrat ich wieder einmal jungfräulichen Boden. Wie das packt, ergreift, die Geister aufrüttelt bei dem Gedanken: daß schwerlich je ein bestiefelter Fuß diese Straße wanderte.

Nach mehrstündigem Marschieren durch Hochwald und Gestrüpp warf ich mich ins Moos, um zu rasten. Grabesstille trat ein, als mein Schreiten auf dem Gestein verstummte. Das Bächlein neben mir floß in einen Tümpel und ruhte aus. Der Wald schlief sein Mittagschläfchen. Herzbrechendes Verlassensein ergriff mich auf einmal in dieser Stille. Ich mußte Gesellschaft haben und begann — mit der Umgebung zu reden. Ich lobte die Baumriesen, weil sie ein Dach über diesem Ort meiner Rast bilden. Ich bat die efeuumrankten Felsen, sie möchten eine schützende Garde stellen. Dem Walde rief ich ein lautes „Hallo!“ entgegen, und sogleich erhielt ich seinen Gegengruß im Echo. Dem Bächlein wünschte ich glückliche Reise.

Es ist mein Himmelsgeschenk, in starre Umgebung Leben hineinträumen zu können. Ich griff nach einem Blümlein am Wasserrand, um es zu pflücken. „Nein, Kind,“ sagte ich lächelnd und zog meine Hand zurück. „Das tue ich nicht. Das wäre Tod für dich, wenn du deiner Heimat entrissen würdest. Aber sag mir doch, du fremdes Ding mit deinen roten Watschelohren, wie heißt du? Und wie du so staubig bist, Wildfang. Wart, ich wasche dich!“

Eine Handvoll Wasser aus dem Bache schöpfend, spritzte ich die Blume an. Sie schüttelte sich. Ich lachte: „Brrr! Wasser! Ja, so seid ihr Struwwelpeter überall; auch hier bei den Antipoden. Nur nicht waschen lassen! So schüttelte mich's auch, wenn meine gute Mutter mit dem Schwamm nahte. Hast du keine Mutter mehr, Kind? Nein! O, das

ist traurig. Den Bach hinabgetrieben ist sie, ins große Meer? — Warte, Kind, jetzt sag' ich dir ein Sprüchlein vor, das dich in deiner Einsamkeit trösten wird. Ein schönes Sprüchlein ist's, ein neues, und wie du noch kein innigeres gehört haben wirst in deinem ganzen Leben. Der Mensch, der es dichtete, hat's mit seinem Blut geschrieben, behaupten die Leute.

„**Über allen Gipfeln ist Ruh',**
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch!" —

Jetzt war es so sterbensstill, daß nichts zu hören war als das Murmeln des Bachs, der weiter unten wieder einen seiner Sprünge machte; nichts als das Atmen des Waldes, hier und da Blätterfallen und — ja, das Schluchzen eines Mannes, der „Heimweh" seufzte und: „o mein Deutschland!" —

Hoch im Norden stand die Sonne, als ich, die Mulde abwärtsschreitend, ein wohlbekanntes Brausen hörte und mir salzigkühle Luft entgegenwehte. „Brandung! Meer!" rief ich, und herausgaloppierend aus dem Wald auf die Düne: „Freiheit!" Meine heilige Freiheit! Hier treffe ich dich endlich wieder. Und so weit hast du fliehen müssen; so weit haben sie dich zurückgedrängt, über Länder und Meere weg in diese ungetaufte Bucht. Ha! laß sie rauchen und dampfen, die Welt dort außen. Laß sie schwitzen und sich schinden und plagen, die verständnislose Kreatur; mit ihren zwei Beinen Ketten zu schleifen; mit ihren Händen Gold zu scharren, Gesetze zu schreiben; mit dem Rücken sich zu bücken vor selbstgeschaffenen Herren. Freiheit, ich liebe dich! ich bleibe dir treu!

Jetzt schleuderte ich meine Stiefel in den Sand, Hosen, Hemd und Schlapphut drauf, und stürzte mich laut jubelnd in die — Badewanne. War das ein Hochgenuß! Herzhaft schlug ich ins Wasser, ließ mich tragen, untersinken, herumwerfen, ans Land spülen. Dann lief ich die weiße, glatte Düne entlang und tauchte wieder in das Meer, und schwamm von Sandbank zu Sandbank. Des Badens müde schritt ich jetzt majestätisch am Strand auf und ab; ich hatte ja die Welt für mich allein. Ich machte Paradeschritt, Langsamschritt, rechts- und linksum. Dann sang ich aus voller Brust den Wellen Lieder vor; deklamierte ihnen Monologe wie der alte Homer — aber deutsche. Dann spielte ich Weltschöpfer — drückte die Augen zu und schrie: „Es werde"; öffnete die Augen, und es war. Dann spielte ich Napoleon auf St. Helena und runzelte die Stirne. Dann spielte ich Robinson Crusoe und witterte Kannibalen in meinen eigenen Fußspuren. Zuletzt baute ich noch Hügel von Sand und Häuser aus Muschelschalen.

Endlich hatte das große Kind sich müde gespielt. Es kleidete sich an; öffnete den Brotbeutel; aß und schlief ein. —

Als ich erwachte, war es tiefe Nacht. Ich richtete mich auf und fuhr mit der Hand über die Augen. Eine geraume Weile wußte ich nicht, wo ich war und wie hierhergekommen. Der Vollmond stand über dem Wald. Die Bäume warfen Schatten auf den Dünensand. Das Meer lag in tiefer Ebbe, weit zurück jenseits der zweiten Sandbank, und nur sein dumpfes Rauschen, dann die regenbogenfarbigen Schaumgarben der Brandung zeugten von seiner Gegenwart.

Ich stand auf und schaute mich um. Mühsam erinnerte ich mich an gestern. Es dünkte mich weit, weit weg; und viel, viel geschehen zwischen gestern und jetzt.

Ich schritt am Strand entlang und gewahrte die Muscheln, mit denen ich am Abend spielte. Das brachte mich langsam ein wenig zur Wirklichkeit zurück. Ich schaute nach dem schwarzen, gespenstischen Wald, der halbkreisförmig die Bucht umrahmte; nach dem Mond, der über den Bergen im Untergehen war; nach der Brandung, die unermüdlich wiederholend ihr „Memento mori" stöhnte — und das brachte mich noch mehr zurück zur Wirklichkeit.

Ich griff eine Handvoll des bläulichschimmernden Sandes auf und ließ ihn zwischen den Fingern hindurchrieseln gleich Wasser. „Ist das die Erde, die alte Mutter Erde?" flüsterte ich. „Ja, das ist zweifellos die alte Vielgeplagte, Vielbeschäftigte."

Wieder schritt ich auf der Düne hin und her, im fahlen Mondenschein, in der schaurig stillen Nacht. Kopfschüttelnd betrachtete ich den Boden unter mir. Mutter Erde! so ruhig vermagst du hier zu atmen, derweil drüben deine andere Hälfte lärmt gleich einem Pandämonium? Welch ein Treiben wirbelt (derweil hier die Brandung phosphorsprühend die Mitternacht verklärt), welch ein Schauspiel rollt sich ab auf deiner Tagesseite! Dort wälzt der Mississippi seine gelbe Flut zum Golf. Dort rauscht des Nilstroms Wassermasse zwischen Schilf und Palmen. Die Lena schiebt ihr schneebedecktes Schollenfeld stauend in die eingefrorene See. Ach! und wie ein Kind geschwätzig, lustig hüpfend, plätschert durch mein Heimattal die silberklare Eyach.

Dort rauchen tausend Schlote; tausend Städte dampfen gleich einer kleinen Hölle. Millionen eingepferchte Menschen keuchen, husten, zappeln wie Ertrinkende im Qualm und Staub. Daneben rauschen Wälder, duften Gärten; Bäume mit langen Schattenarmen winken zur Einkehr.

Dort schwanken Ährenfelder und Schnitter ziehen singend und lachend zur Ernte. Daneben donnert die Lawine in das Tal und begräbt die Lachenden.

Dort brüllt ein Massenmorden siegestrunkener Scharen. Daneben beten andere am Altar zum Gott des Friedens.

Dort schlummert Unschuld, Kindlichkeit, traumverloren zwischen Lilien und Rosen. Daneben watet das Laster hüftentief durch den Morast.

Glück und Kummer, Lust und Leid, Tod und Leben schreiten her und hin auf deinem Leib! Der Tag erwacht und weckt die Ausgeruhten frisch zum Kampf und Weiterstürmen. Die Nacht kommt an und weckt auch ihre lichtscheuen Gestalten. Ein Wogen ohne Ende; wie Flut und Ebbe, wie das Tosen und Sichglätten deiner Meere, so wallt es auf und ab, und wenige nur finden ihren Hafen. —

Hoch über diesem Chaos aber, über dieser Welt in Wolken thront die andre Welt in stiller Harmonie! Aus ungezählten Sternenaugen schaut sie unser Leben. All das Kreisen, Drehen, Ruhelose dieser Erde; all das Ringen und Sehnen dieser Erdenkinder; all ihr Händefalten oder Verzweifeln; all der Menschen Siegen und Erliegen unterm Wirbelsturm Leidenschaft ist den himmelnahen Geistern jener Welten nur ein weher Traum aus grauer Zeit.

Daß sie uns sehen können — unser Irren wie ein Schiff auf grenzenlosem Meer —, daß sie uns helfen möchten, uns den Weg zum Himmel zeigen möchten: des zum Zeichen malten sie dort mit magisch reinen Sternen an den Pol der Welt — das Kreuz.



Im Urwald

An einem sehr heißen Sommermorgen 1881 saß ich in Little Rock unter einem Nußbaum. Ich dachte nach, welchen Weg ich wählen solle, um am schnellsten aus dieser verdammten Moskitohölle herauszukommen. Die ganze Nacht hatte ich nicht geschlafen. Ein Güterzug, auf dem ich mich schlau als blinder Passagier versteckte, brachte mich den Tag vorher von Texas herauf. In Argenta, am linken Ufer des Arkansas und gegenüber Little Rock, wurde meine unwerte Persönlichkeit entdeckt und prompt abgeworfen.

Es war spät Abends. Ich versuchte, ehe sämtliche Lichter erloschen, nach der Stadt zu kommen. Von Argenta führte ein Feldweg durch Schilffelder nach dem Landungsplatz, wo tagsüber ein Floß als Fährboot den Fluß übersetzt und die Farmer am Norduser des Arkansas mit der Zivilisation von Little Rock verbindet. Das Floß war jedoch nicht zur Stelle. Es lag zweifellos jenseits des Wassers und hatte seine schneckenträgen Fahrten eingestellt für die Nacht.

Was tun? — Ich legte mich auf den Sand am Ufer, um die langen Stunden bis zum Tagesgrauen zu verschlafen. Der Fluß hatte sehr niederen Wasserstand. Seit vielen Wochen hatte es nicht geregnet, die Nebenflüsse waren

vertrocknet oder am Vertrocknen und eine breite Sanddüne zog sich jetzt am Strande hin.

Die Nacht war sternenklar, windstill und schwül zum Ohnmächtigwerden. Ich versuchte zu schlafen; müde genug war ich; aber in einem Sumpfland, im heißen Süden, bei windstiller Nacht, ohne Zelt und Feuer kampieren ist auch eine Situation, die unserem nach Höllenqualen suchenden Dante entschlüpft sein mußte. War das eine Nacht! Ich hätte es eigentlich wissen sollen; ich wanderte weit genug in der Welt herum und machte Bekanntschaft genug mit diesen singenden Blutsaugern, um belehrt zu sein. Es geschah mir somit recht. Aber schuldig oder nichtschuldig, die Moskitos sind keine buchführenden Steuereinzieher und schröpfen Sünder wie Heilige gleich.

Ans Schlafen war nicht zu denken; nicht einmal ans ruhige Hinsitzen war zu denken. Ich verhüllte mir Gesicht und Hände mit dem Taschentuch. Die Teufel stachen durch das Tuch; stachen durch meine Hosen; durch meinen Rock, den ich trotz der Hitze anbehalten mußte. Auf und ab gehen am Ufer und nach dem Ungeziefer schlagen, brachte wenig Erlösung; die wilde Jagd verfolgte mich, wie Eumeniden den Mörder. Ein Bad nehmen? dachte ich. Mich unters Wasser verstecken? — Das hätte ihnen erst recht Spaß gemacht, wenn ich mich entkleidet hätte.

Ratlos versuchte ich, den Fahrweg hinüber nach der Station zu laufen. Nun fiel ich aber erst recht aus der Bratpfanne ins Feuer. Am Ufer hatten mich nur Tirailleure bajonettiert; jetzt entdeckte mich das Gros der Armee. Ich fühlte tatsächlich die Wolke von Insekten gleich einer Last, als ich tiefer in das Schilf hineingeriet.

„Raus wieder!" stöhnte ich und rannte blindlings zurück

nach dem Fluß; Gesicht und Nase mit dem Tuch verbunden — aber atmen mußte ich doch auch. Ich erreichte glücklich das Ufer, aber die Moskitos erst r e c h t glücklich. Sie spielten vor lauter Glückseligkeit einen Hexenpolka auf, mit Millionen Geigen und Zimbeln.

Es blieb mir kein anderes Mittel — wollte ich noch einmal die Sonne aufgehen sehen —, als die Feinde durch eine G e g e n a t t a c k e von mir halten. Ich hatte Streichhölzer in meiner Kitteltasche; ich war nie ohne Streichhölzer. So gut ich es vermochte — mit verbundenem Gesicht — rupfte ich dürres und grünes Schilfgras und machte ein Feuer. Bald loderte das erlösende Element gewaltig und r a u c h t e auch gewaltig. Das war gut, denn Rauch können die Moskitos nicht vertragen. Ich konnt's a u c h schier nicht vertragen, aber lieber wollte ich den Erstickungstod sterben, als ausgesogen werden.

Das war wieder eine Nacht, in welcher mich ziemlich starke Sehnsucht packte nach dem Leben in der Stadt, nach dem erquickenden Ausruhen im weichen Bett.

Gegen Tagesanbruch zogen sich die gefährlichsten Moskitos — die lichtscheuen — zurück ins sumpfige Gras. Ich nahm ein sehr notwendig gewordenes Bad im Arkansas; dann, als das Floß seine Fahrten wieder aufnahm, setzte ich über.

Little Rock liegt auf einem kleinen Felsenplateau, das vom Fluß aus schlecht zu erklimmen ist. Der Ort ist die Hauptstadt des Staates Arkansas, hat heute vierzigtausend Einwohner; damals nur dreizehntausend. Ich stieg den Berg hinan und setzte mich oben bei den ersten Häusern — wie schon gesagt — unter den Nußbaum.

Kaum dreißig Minuten hatt' ich dort gesessen, da schritt

ein gutgekleideter Herr vorbei, blieb stehen, und sich nach mir umwendend, fragte er freundlich: „Wollen Sie Arbeit haben?"

Das kommt im Westen häufig vor, daß man so angeredet wird. Es mangelt an Händen, und umgekehrt von dem bevölkerten Osten sucht hier die Arbeit den Arbeiter.

„Wo befindet sich der Platz?" fragte ich den Herrn meinerseits. Das Wo war mir das Wichtigste. Wenn er mir zehn Dollars den Tag verspricht für Grasmähen im Sumpf, dann will ich den „Job" nicht haben.

„Sind Sie ledig?" fragte der Arbeitgeber.

„Ja, mein Herr."

„Na, dann wird es Ihnen nichts ausmachen, hundert Meilen aus der Stadt zu gehn. Wir brauchen Leute an der Fort Smith-Eisenbahn zum Bahnausbessern. Die Reise kostet Ihnen nichts."

„Was bezahlen Sie?"

„Einen Dollar und zwanzig Cent den Tag."

„Das ist wenig, mein Herr."

„Allerdings, aber die Arbeit ist stetig. Sie können bleiben, solang' es Ihnen paßt; Sommer und Winter."

„Was verlangen Sie für Kost und Bett?"

„Drei Dollars die Woche."

„Gut," sagte ich aufstehend. „Ich akzeptiere den Platz."

Der Gentleman nahm mich nun, etliche Häusergevierte entfernt, in seine Kanzlei. Es war, wie ich jetzt bemerkte, das Hauptbureau der Little Rock-Fort Smith-Eisenbahngesellschaft.

„Hier gebe ich Ihnen eine Fahrkarte," sagte der Herr. „Nehmen Sie den Zehnuhrzug, der von Argenta abfährt. Verpassen Sie aber die Zeit nicht; der Zug ist der einzige

täglich, der nach dem Indianerterritorium abgeht. An der Gold Creek-Station fragen Sie Mister Gray, den Sektionsaufseher. Sollte Mister Gray schon versehen sein, dann fahren Sie weiter nach Green Grove. Sie können den Güterzug nehmen; diese Karte genügt. Von Gold Creek aufwärts bis Forth Smith brauchen wir auf jeder Sektion einen oder zwei Mann. Also, viel Glück! — Haben Sie Geld, um über den Fluß zu kommen?"

Es kostete fünf Cents, über den Arkansas zu fahren mit dem Floß. Ich brauchte die fünf Cents nicht zu nehmen, meine Börse klapperte noch. Die Fahrkarte nahm ich aber dankend an und entfernte mich.

Um zehn Uhr verließ der aus vier Waggons bestehende Personenzug Argenta, extra belastet mit meiner Wenigkeit. Was mir gleich auffiel, war die — im Westen allerdings nicht seltene — Zusammensetzung des Reisepublikums. Die Hälfte der Passagiere waren Holzhacker und hatten ihre Äxte, Baumsägen, Keile und Schlegel bei sich im Wagen. Dann befanden sich Männer dazwischen mit Piken und Schaufeln; mehrere mit Gewehr und Jagdausrüstungen; auch etliche Indianer in ihren grotesken Lederanzügen bewiesen, daß sie noch immer Amerikaner sind. Es war eine rauhe, bärtige, verwegen aussehende Reisegesellschaft. In besonderem Wagen saßen feinere Leute; wahrscheinlich Beamte, Ingenieure, Geschäftsreisende, Ranchenbesitzer.

Nicht *eine* Lady befand sich im Zug. Wenigstens konnte ich, so sehr ich auch spähte, keines dieser lieblichen Wesen entdecken, die das wilde Gebaren der Männer vielleicht vor dem Verrohen gerettet hätten.

Bald nach dem Verlassen der Station fuhr der Zug aus leichtfertig kultiviertem Farmland in den Urwald hin-

ein. Seltener wurden die ausgehauenen Lichtungen mit ihren Blockhäusern, welche Fußstapfen gleich den Marsch der Zivilisation bezeichnen. Die Eisenbahn zieht sich am linken Ufer des Arkansas hin, alle seine Krümmungen in schwächeren Kurven mitmachend. Berührt wird der Fluß auf der zweihundert Meilen langen Strecke nur dreimal, gesehen schier nie. Der Wald strotzt in einer Üppigkeit, die jedes Fernsehen vereitelt.

In Bartlett hielt der Zug an und setzte etliche Farmer und Holzhacker aus; in Maumelle wieder. An der Gold Creek-Station verließ ich den Zug. Ich hätte weiterfahren dürfen, wenn ich gewollt, aber es zog mich aus dem Wagen heraus. Diese Wildromantik, diese wuchernde Vegetation, diese Waldespracht mußte genossen werden.

Weit zurück vom Bahngeleise, inmitten schattiger Waldbäume, stand das Sektionshaus. Ich betrat es. Ein alter Mann, zwei alte Frauen (Schwestern) waren zugegen. Die Leute betrieben das Kosthaus für die Eisenbahnarbeiter. Sie sagten mir: Mister Gray lege mit seinen fünf Mann droben bei Conway neue Schwellen; Mister Gray werde mich ganz gewiß beschäftigen, da er notwendig mehr Leute brauche.

Das genügte mir. Ich mußte nur warten, bis der Aufseher von der Arbeit kam, was erst am Abend geschehen konnte. Inzwischen verspeiste ich Schinken mit süßen Kartoffeln und trank Tee, was alles die Leute mir freundlichst vorsetzten. Sie hatten ja nun wieder einen Kostgänger mehr, was viel wert war in dieser menschenleeren Wildnis.

Nach der Mahlzeit streifte ich in der Umgegend von Gold Creek herum.

Auf der Landkarte ist Gold Creek mit einem gewichtigen Punkt und leserlichem Namen gekennzeichnet. Wer in die Verschwiegenheiten des entvölkerten Westens nicht eingeweiht ist, möchte glauben: hier liege eine Stadt oder wenigstens ein Dorf. In Wirklichkeit bedeutet der Punkt auf der Landkarte nur ein Wasserfaß, das neben der Pfahlbrücke über den Gold Creek steht und zum Tränken vorbeireisender Lokomotiven bestimmt ist.

Hundert Schritt von der Brücke befindet sich das Bahnhofgebäude. Daß dieses keinen vollen Vergleich mit dem Nordwestbahnhof in London oder dem Anhalter in Berlin aushalten kann, werde ich wohl nicht zu beschwören brauchen. Eine rohe, ungehobelte Holzkiste, nicht größer als ein Schilderhäuschen: das ist der Bahnhofbau von Gold Creek. Einen Wartesaal gibt es bei solcher Raumknauserei nun freilich nicht; auch keinen Restaurant und Stationschef. Man kann überhaupt gar nicht in das Gebäude hinein; es hat nur ein kleines Türchen mit wagrechter Spalte; darüber steht geschrieben: Vereinigte Staaten-Postamt. Außer dieser Kiste, dem Wasserbehälter und der Kosthaushütte steht nichts weiter herum, das der Station ein mehr imponierendes Gepräge verliehe.

Das Erdreich der Gegend besteht aus gelbem Lehm, mit wenig Sand vermischt; überall feucht, zäh, klebrig — ein richtiger Freßtisch für die hundertfach verschlungenen Lianen, wilden Reben, Weiden, Dornhecken, Farne und das mannshohe Büffelgras. Brutal über dem Unterholz spreizen die Baumriesen ihre tausendfingrigen Arme aus, jeden Sonnenstrahl wegfangend und aufsaugend. Zum Verwundern ist es, wie in dieser ewigen Finsternis der Tiefe trotzdem so viel wimmelndes Leben herrscht; solches Sprossen und

Treiben, Wachsen, Recken und Grünen. Dazwischen fliegen zwitschernde Vögel, schwirren Käfer, flattern buntfarbige Schmetterlinge; Bienen und Hummeln surren und das Gewürm der Erde gräbt seine Tunnels.

Unter der Pfahlbrücke fließt der Gold Creek, auf Deutsch: Goldbach. Wer dieser braungelben, schmierigen, übelriechenden Pfütze den schönen Namen gegeben hat, das weiß ich nicht; aber kennen möchte ich den Landvermesser. Jedenfalls gibt es noch verrücktere Romantikanbeter, als *ich* einer bin, denn *der* Name wäre mir nicht eingefallen.

Unter der Pfahlbrücke fließt der Gold Creek? Ich hatte nie das Vergnügen, den Bach *fließen* zu sehen. Da liegt er, regungslos; überkleistert mit grünem Schlamm, überwuchert von Blattlilien, Schilf und Schlingpflanzen, daß man versucht wird, auf dem Wasser spazieren zu gehen. Die Farmer sagen: wenn ein Wolkenbruch den Wald überschwemme, dann fließe der Gold Creek. Das glaub' ich wohl; dann treibt überhaupt *alles* — loses Gras, Moos, Blätter und Baumzweige — gleich einem lebendig gewordenen Düngerhaufen hinüber zum Arkansas.

Gegen Abend ging ich zurück in mein Kosthaus. Alsbald erschienen die Arbeiter; Mister Gray schritt hinterher. Er war ein ältlicher Mann; schlottrig und zum Überfluß des Elends — ein Invalide. Mister Gray hatte als Soldat der Konföderierten im Bürgerkrieg den rechten Arm verloren, wie ich später erfuhr. Da er mit der Linken sein Brot nicht verdienen konnte, gab ihm die Bahngesellschaft eine Anstellung als Sektionsaufseher.

Der alte Mann war ein „Crank" und Brüller. Ob er als Schreihals geboren wurde, oder sich das Brüllen während des vierjährigen Krieges angewöhnte, oder erst jetzt, um

aus seinen paar Arbeitern möglichst viel Leistungskraft herauszuschinden, das auszufinden ist mir nicht gelungen. Das letztere schien mir jedoch das Wahrscheinlichste.

„Wer schickt Sie her?" fragte er mürrisch.

„Die Bahngesellschaft in Little Rock," antwortete ich.

„So —!" — Lange Pause. — „Haben Sie schon solche Arbeit getan?"

„Drunten in Dallas," antwortete ich.

„So!" — Wieder eine, diesmal unverschämt lange Pause.

„Wissen Sie was, Mister Gray!" sagte ich *auch* unverschämt, „ich bettle mich nicht an. Wenn Ihnen meine Hände nicht *sehr* willkommen sind, dann geh' ich weiter. Gold Creek-Station ist nicht die ganzen Vereinigten Staaten."

„So meinte ich's nicht," platzte der „Crank" heraus. „Bleiben Sie nur. Ich brauche Leute. Ich meinte nur — 's ist schon recht; bleiben Sie."

Ich glaube, es war ein gelungener Stich, daß ich den Alten anschnauzte; er behandelte mich nachher immer viel vorsichtiger als die anderen Arbeiter.

Nach dem Abendessen saßen wir außerhalb der Shanty (Hütte) um ein Feuer, das die Moskitos verscheuchen sollte. Es gab auch Moskitos in Gold Creek; wo gibt es *keine*? Sie sind tatsächlich allgegenwärtig in Arkansas.

Sehr früh wurde zu Bett gegangen. Mückennetze — ohne welche in jener Gegend niemand sein kann — versperrten das immer offene Fenster und die immer offene Tür. Sehr früh wurde auch aufgestanden. Wie ich bereits am Abend erzählen hörte, ward mit allerfrühester Tagesstunde zur Arbeit gegangen und dafür Mittags von zwölf bis drei Uhr pausiert, der Hitze wegen. Neben dem „Bahn-

hofgebäude" und dem „Postamt" lag eine Truhe mit Werkzeug; daneben stand der Handwagen, der Morgens mit allgemeinem Anfassen auf das Eisenbahngeleise gehoben wurde; er war schwer. Dann luden wir die nötigen Gerätschaften auf und bestiegen das Gefährt.

Der Handwagen besteht aus vier massiven Rädern, auf denen eine Plattform ruht, zum Draufstehen. Aus der Mitte der Plattform ragt ein Eisengestell, an dem sich bewegliche Querstangen befinden. Die Arbeiter stellen sich, je zwei und zwei oder drei, an die Stange und pumpen; ähnlich, wie es bei altmodischen Feuerspritzen geschieht. Dieses Auf- und Abpumpen bewegt die Räder und so den Wagen, der bei kräftigem Drücken rasend schnell dahinfährt.

Die Arbeit, das Bahngeleise in gutem Zustand zu erhalten, ist sehr leicht und — sehr schwer. Müssen neue Schienen und Schwellen gelegt und manchmal weit hergeholt werden, dann ist die Arbeit schwer. Brauchen die Schwellen bloß gehoben zu werden, oder verlangen sie neue Nägel und die Schienenschlüsse Schrauben, dann ist die Sache leicht. Das vom Regen ausgewaschene Bahnbett flicken, ist ebenfalls Spielerei. Rasch arbeiten tut man so wie so nicht im Süden und Sommer; die Hitze ist zu groß dazu.

Allerdings, wenn es nach den Befehlen unseres Mister Gray (wahrscheinlich ehemals Sklaventreiber) gegangen wäre, dann hätten wir den ganzen Tag Laufschritt gemacht. War das ein Hetzer und Krakeeler; und so ganz umsonst! Die Leute gaben nichts auf sein Gebrüll; sie lachten, schwatzten, zündeten sich mit Seelenruhe die Pfeife an. Offenbar waren sie das Schimpfen gewöhnt, wie ein alter Esel das Prügeln.

Nun, und die Fort Smith-Eisenbahn? — Sämtliche Eisenbahnen jenseits des Mississippi haben bedeutend schlechtere Bahnbetten als die in Deutschland. Die Fort Smith-Strecke aber (zu der Zeit, als i ch dort arbeitete) war zum Kopfschütteln und Lachen miserabel. Unwillkürlich mußte ich über den Schutzengel der Menschenleben staunen. Wie er's nur fertig kriegt, dacht' ich oft, einen dahinsausenden Zug auf solchem Schienenweg vor dem Entgleisen zu bewahren? Von Böschungen und Einschnitten in die Hügel ist kaum die Rede. Wie das Terrain läuft, wellenförmig auf und ab, so steigt und fällt auch das Bahnbett. Der Fahrdamm — wenn man ihn so nennen darf — besteht aus weicher, lehmiger Erde. Von beiden Seiten wurde der Grund herübergeschaufelt, und das gibt das Bahnbett und zugleich die schützenden Gräben längs der Strecke. Gras und Kräuter wachsen üppig zwischen den Schwellen und Schienen; wird's zu hoch, dann mähen es die Arbeiter mit der Schaufel ab. Die Schwellen sind rohgezimmerte Baumstämme aus dem nahen Wald. Gleich lang und dick sind sie nicht, und dürfen sie auch nicht sein, wenn die Symmetrie mit der übrigen allgemeinen Pfuscherei erhalten bleiben soll.

Ein deutscher Lokomotivführer würde Abschied auf Leben und Sterben von den Seinigen nehmen, ehe er die Fahrt von Little Rock nach Fort Smith beginnt. Der Yankee ist das Hüpfen und Schwanken seiner Maschine gewöhnt. Stecken bleibt er auch nicht an steilen Stellen; kommt eine Terrainvertiefung, dann fährt er den Berg hinunter, als kratzten ihm Teufel den Rücken, und diese Schnelligkeit hilft dem Zug auf die gegenüberliegende Höhe.

Warum sie überhaupt in solcher Wildnis eine Eisenbahn

bauen? — In Europa wurden zuerst die Städte, dann erst verbindende Bahnen gebaut; hier im öden Westen legt man vor allem den Schienenweg, Dörfer und Städte gründen sich später an der fertigen Strecke.

Nach dem Mittagessen, das wir uns aus der Shanty mitnahmen, wurde zu einem mehrstündigen Schläfchen ausgeschwärmt. Das war immer die willkommenste Zeit, nach der ich mich sehnte. So im Moos auf dem Rücken liegend und faulenzend hinaufschauen zu dürfen in die Baumkronen, durch die nur selten Sonnenstrahlen in die grüne Finsternis herabfielen — das glich einer Siesta im Paradies.

Aber — Schlangen gab es im Paradies. Und Schlangen gibt es im Urwald und Taranteln gibt es. Eine dieser tödlich giftigen Riesenspinnen fingen wir lebendig. Wir stülpten das leere Kochgeschirr über die Nichtsahnende. Hui! machte sie Sprünge unter dem Blechkessel; es tönte dawider gleich Hammerschlägen. Mit Tabakrauch, den ein Arbeiter unter ihren Käfig blies, wurde das borstige Tier betäubt und dann in einer Flasche versichert.

Und Schlangen? Hier werde ich das Abenteuer einschalten, das ich im zweiten Monat meines Dortseins erlebte.

Westlich der Gold Creek-Station lag eine aus Polen bestehende Ansiedlung. Einer der Kolonisten, welcher schlechtes Englisch, dafür aber gutes Deutsch redete und gelegentlich unsere Shanty verproviantierte, ersuchte mich, ihn zu besuchen. „Werden jagen gehen," sagte er; „habe zwei feine Flinten im Haus, und Wild gibt's, das weißt du." Sonntagmorgens machte ich mich auf die Beine. Der Weg führte in verwirrendem Zickzack durch den Wald. Nur das Unterholz war beseitigt worden, um dem zu Markte

fahrenden Farmwagen Durchgang zu gestatten. Endlich erlöste mich Licht und Sonnenschein aus der beängstigenden Nacht des Urwalds. Ein ausgedehntes Welschkornfeld, in welchem die Bäume übrigens noch gar nicht gefällt, sondern bloß getötet waren, lag vor mir. In geringer Entfernung bemerkte ich des Polen Blockhütte, umgeben von einem hohen Zaun; innerhalb des Zauns einen schlechtgepflegten Gemüsegarten. Außer schläfrigen Hühnern und frei herumlaufenden Schweinen sah ich aber kein lebendes Wesen ringsherum und rief deshalb laut nach meinem Landsmann: der Pole nannte wenigstens mich immer so.

Hölle und Teufel! ich hatte sie geweckt; da schnellen zwei Hunde — wahre Cerberusse — hinter der Hütte hervor und attackieren mich. Ein Glück, daß ich diesseits der starken Umzäunung stand und die Bestien nicht überzuspringen vermochten. Lauter schrie ich nach den Hausbewohnern; jedoch ganz vergebens. Wenn mein Schreien und dieses Hundegebell nicht gehört wird, dachte ich, dann sind die Leute unzweifelhaft nach Conway zur Kirche geritten! — Und so war es auch, wie ich nächste Woche erfuhr.

Was tun jetzt? Warten, bis die Gesellschaft mit dem lieben Gott im reinen ist und nach Hause kommt? — Ich schaute mich in der sonnedurchglühten Halbwildnis um und sah unweit der Ansiedlung jenen kahlen Berg, den Steinhaufen, den ich schon so oft zu ersteigen gewünscht hatte, aber jedesmal beim Versuch, es zu tun, im Wald stecken blieb.

Das tu' ich! rief mein neuigkeitendürstendes Innere; ich besteige den mysteriösen Steinhaufen und blicke mal von oben herab auf die Landschaft. Vielleicht gelingt's

mir auch, die Wasser des Arkansas zu sehen, der jenseits und nicht sehr fern liegen muß.

Der geradeste Weg zur Anhöhe führte durch des Farmers Kornfeld. Dann mußte ich mich noch eine Viertelmeile weiter durch abscheuliche Dornhecken schlagen. Der Berg begann nun steil und plötzlich aus dem Buschwerk emporzuragen; grau, zerrissen, ohne jedes Grün auf seinem nackten Rücken.

Wie kommt dieses unflätige Geröll nur hierher? fragte ich mich verwundert. Das widerspricht ja allen Gesetzen der Geologie! Es schien als hätte die Natur, beim Bau der mehr nordwestlich gelegenen Ozark Mountains, hier im flachen Land eine Schaufel voll Steine fallen lassen.

Kühn begann ich denn nun den etwa hundert Meter hohen Damm zu ersteigen. Kaum hatte ich aber die Hälfte erklommen, da prallte ich auch schon zurück. Eine mächtige Klapperschlange fährt aus dem Gestein heraus, züngelt mich an und verschwindet ebenso schnell in der nächsten Spalte. Das war e i n e; jetzt kommen zwei — fünf — sieben — kleine und große. „Fort!" schrie ich, „das ist ja ein Nest, ein Klapperschlangen-Eldorado, dieser Steinhaufen!" und wie von Furien verfolgt, lief ich die Halde hinunter. Während des Laufens sah ich rechts und links und vor mir noch etliche dieser schlüpfrigen Kriecher. Der ganze Berg wimmelte; oder s c h i e n's nur so? Gleichviel, ich stürzte fort, fort, und schlug mich durch das glücklich erreichte Dornengestrüpp hinaus in das Ackerland.

„Das nenne ich eine Retirade vor dem Feind!" lachte ich unten im Kornfeld. Aber in Wahrheit war mir gar nicht lächerlich zu Mute. Ich keuchte und zitterte sogar. Ich durchlebte nachher eine kurze Periode von nervöser

Reizbarkeit und erschrak jedesmal, wenn sich im Gras oder Laub irgend etwas raschelnd bewegte.

Außer diesem kleinen Ungeziefer gab es auch noch größeres im Wald. Bären sah ich in der Nachbarschaft des Gold Creek keine, aber Panther zweimal. Die Bären wohnen droben in den Ozarkbergen und verlassen, scheint's, ihr Heimatland nicht gern. Die Panther streifen jedoch weit herum; so weit als der Urwald ihre gesetzwidrigen Streiche überschattet. Sehr gefährlich ist die scheckige Katze nicht. Zahlreiche Jäger, Fallensteller und Sportsleute haben ihr schon dermaßen Respekt vor dem Menschen beigebracht, daß es wohl eine der andern sagt: „Lauf, was du laufen kannst, wenn der Herr der Schöpfung kommt!"

Einen ähnlichen Lehrmeister muß die Bestie gehabt haben, die mir eines Abends begegnete. Ich spazierte nach dem Essen ganz allein die Bahnstrecke hinunter. Jenseits der Pfahlbrücke ist der Wald besonders dicht und hoch; er sieht wie eine hohle Gasse aus, in die der Mond mehr unheimlich als gastlich herabscheint. Eine Weile stehen bleibend, stellte ich Betrachtungen über das mysteriöse Schweigen so vielen Lebens an; da knackte und knisterte es ein Dutzend Schritte von mir im Gebüsch.

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran!" berichtete der Taucher dem König.

Ich dachte an den Panther, und da kroch er auch schon aus den Dschungeln heraus und schritt majestätisch auf das Bahngeleise.

Jetzt mußte er mich gesehen haben. Gleich einer Katze, wenn sie vom Bullenbeißer überrascht wird, fuhr das Tier zusammen, sperrte seinen stachelgefüllten Rachen auf, fauchte, vergrößerte die grünleuchtenden Augen, krümmte den Rücken

zum Sprung und — machte ihn. Aber nicht nach mir, sondern gleich einem abgeschossenen Pfeil schnellte die Bestie in den Wald hinein und fort.

Das war meinem Dasein viel wert; ich hatte keine Waffe, nicht einmal einen Stock bei mir.

Die denkwürdigste Episode aus jenem Waldleben bleibt mir aber — ich werde die Geschichte erzählen:

Zehn Meilen östlich und zehn Meilen westlich von Gold Creek erstreckte sich das Arbeitsgebiet unserer Sektion. Wir kamen von der äußersten östlichen Grenze heimgefahren. Wir pumpten aus Leibeskräften den Handwagen; nicht so sehr, weil es Feierabend war, sondern weil ein schweres Gewitter nahte.

Schon hatte der Wagen die Pfahlbrücke passiert und fuhr langsamer, um alsbald zu halten; da springt oder fällt mein Nebenmann vornüber von der Plattform und so unglücklich, daß sein rechter Fuß am Knöchel vom Rad gepackt und zerdrückt wurde. Ich hörte deutlich, durch den Schrei des Getroffenen hindurch, die Knochen in seinem Fuße krachen. Der arme Mensch wurde ohnmächtig und mußte zur Shanty getragen werden.

Jetzt nehme ich alles zurück, was ich Böses über meinen Sektionsaufseher gesagt habe. Sowie das Unglück geschehen war, verwandelte sich Mister Gray aus einem Sklaventreiber in einen barmherzigen Samariter. Der einarmige Aufseher wußte aus Erfahrung, wie es schmeckt, verwundet zu sein, und das greift tiefer ins Gemüt, als das bloße Sehen des Elends. Helfen konnte Mister Gray wenig mit seiner einen Hand, aber kommandieren tat er, und viel Kenntnis im Lazarettdienst bekundete er. Auf seinen Befehl schnürten wir das verletzte Bein unterhalb des Knies mit Stricken

fest zusammen und verhinderten das Verbluten. Dann schnitten wir mit dem Messer den Stiefel in Stücke; die Sohle war schon abgeplatzt.

War das ein Anblick! Der bedauernswerte arme Mann trug keine Strümpfe, und da hingen die zerquetschten, bluttriefenden Fleisch- und Knochenmassen am Bett herunter.

„Fahrt nach Conway und holt den Doktor!“ befahl Mister Gray. „Sagt ihm, was geschehen ist; er soll seine Instrumente mitbringen!“

Auch ohne diesen Befehl hätten wir aus vollem Willen das gleiche getan; nur liefen wir noch schneller. Nur vier Mann stark war jetzt die Sektion; ein Arbeiter ging weg am Zahltag, und einer wurde soeben von der Liste gestrichen. Weniger als vier Mann dürfen es nicht sein; der Handwagen ist auch ohne die Gerätschaften so schwer, daß es aller unserer Kräfte bedurfte, ihn aus und auf die Schienen zu stellen. Wir hoben den nach dem Unglücksfall in den Graben geworfenen Wagen auf die Schienen, bestiegen ihn, und fort jagte das Gefährt in die Richtung von Conway, der westlichen Sektionsgrenze.

Jetzt merkte ich erst, daß es regnete, daß wir in das Gewitter hineinfuhren. Ich fühlte die naßkalten Tropfen auf meinen, nur mit dem Hemd bedeckten Rücken klatschen. Fester zog ich mit der Linken meinen Hut, den ein jäher Windstoß entführen wollte, über die Stirn.

Nun brach das Gewitter los; doppelt schnell, weil wir ihm entgegenflogen. Der Regen wurde zum Wolkenbruch; der Sturm zum Orkan. Ein Blitzstrahl erleuchtete die Finsternis, dann wurde es wieder Nacht, rabenschwarze Nacht. Eiskaltes Wasser goß in Strömen herab. Dazwischen zischten Hagelschlossen. Der Sturm wehte uns schier von

der Plattform. Blitz auf Blitz, mit gelbem, blauem Feuer, umzuckte den Wagen, und Donnerkeile schlugen Takt zu dem grausigen Orchester, welches die Götter komponierten, um Wilde zu betenden Menschen zu formen.

„Ausschauen nach dem Zug!“ schrie plötzlich der Mann vor mir. Ein lähmender Schrecken durchfuhr mich bei diesen Worten, und jeder hatte ihn gekriegt, denn ich fühlte das Zucken aller Hände an der Pumpenstange. Ausschauen nach dem Zug! Das ist der fast einzige und ganz zur Gewohnheit gewordene Warnungsruf, welchen der Mann des Handwagens täglich, stündlich und immer zu hören bekommt. Und da jagen wir in die phosphordampfende Nacht hinein, geblendet, betäubt von Blitzen und Donnern, und hören plötzlich das Schreckenswort: Ausschauen nach dem Zug!

Es kommt kein Zug um diese Zeit von Little Rock oder Fort Smith; aber das wissen wir jetzt nicht. Wir wissen nicht, welche Zeit es ist, ob Morgen oder Abend, ob der Handwagen südlich oder nördlich schießt; wir können nicht überlegen. Zwischen Himmel und Erde fliegen wir dahin und jede Klarheit irdischer Verhältnisse ist uns verloren gegangen.

Wenn jetzt ein Zug käme? dachte ich mir nur ganz verworren. Wenn plötzlich — ungesehen, ungehört in diesem Höllenlärm — ein Zug vor uns auftauchte? oder hinter uns auftauchte? Wenn hinter uns her das schlangenartige Ungetüm mit seinen glühenden Augen, seinem heißen Atem aus der Nacht herausbellte und die Verfolgung aufnähme? Oder wenn der Wald sich schlösse vor uns; die Schienen aufhörten; die Brücke bräche? Wenn jäh der Blitz die Erde spaltete und wir in ein Loch hineinrollten — fallend in alle Ewigkeit?

Der Schutzengel schwebte ungesehen, aber sicher neben uns her, denn glücklich erreichten wir Conway.

Wir hoben den Handwagen aus dem Geleise (das ist das eiserne Gesetz, das nie, unter keinen Umständen übertreten werden darf) und eilten in strömendem Regen nach der Wohnung des einzigen Arztes im Ort.

Eingelassen wurden wir, aber bloß in den Korridor, weil unsere Kleider von Wasser trieften wie Gießkannen. Der Herr Doktor hörte die Meldung, schüttelte den Kopf und sagte trocken: er werde *nicht* mitgehen, nicht bei *solchem* Wetter. Das wäre zu viel verlangt, denn seine Gesundheit sei ihm ebenso teuer, wie er den Patienten die ihrige berechne.

Wir baten ihn, mitzukommen — umsonst. Wir drohten ihm schließlich — *auch* umsonst; er drohte ebenfalls und jagte uns mit gezogenem Revolver zum Haus hinaus.

Enttäuscht wankten wir zurück zum Bahngeleise, hoben den Wagen zurück und pumpten uns — traurig, ohne ein Wort zu reden — nach Gold Creek.

Der Sektionsaufseher fluchte ohne Unterlaß, als er die Weigerung des Doktors erfuhr. Das half natürlich dem Verwundeten, der die ganze Nacht über stöhnte und wimmerte, nichts. Am Morgen kam der Güterzug von Fort Smith herab. Wir luden den bereits Halbtoten auf und Mister Gray fuhr selber mit, nach Little Rock, um ihn so bald als möglich im Hospital unterzubringen.

* * *

Bald nach diesem Vorfall verließ ich Gold Creek. Das blutige Ereignis raubte dem idyllischen Ort ein gut Teil

von seiner Anziehungskraft, und dann verlangte es mich auch wieder nach Abwechslung.

Mit zwei Monatslöhnen in der Tasche reiste ich singend und jodelnd den Arkansas hinauf. Jenseits der Boston Mountains werde eine neue Eisenbahn gebaut, hörte ich sagen; dorthin zog es mich. Von Ozark wanderte ich ins Gebirge, um den Platz zu erreichen. Die Leute, die ich nach dem richtigen Pfad befragte, lachten mir aber ins Gesicht; und sie hatten leider recht, wenn sie mein Wagnis, die Bostonberge kreuzen zu wollen, für verrückt erklärten. Eine Wildnis empfing mich, wo auch die miserabelsten Feldwege ins Nichts verlaufen gleich Steppenflüssen.

Entmutigt prallte ich vor dem Unternehmen zurück und ging wieder flußabwärts nach Little Rock.



Zickzackwanderungen

Eine besonders stürmische Wanderperiode erlebte ich im Winterhalbjahr 1882—1883.

Die Kleider und der Gentleman an mir waren wieder einmal gründlich verlottert, und da die kalte Jahreszeit vor der Tür stand, mußte ich mich notgedrungen um eine Versorgung bemühen. Im freien Arbeitsnachweis zu St. Louis erfuhr ich, daß bei Edwardsville in Illinois eine Eisenbahnstrecke gebaut werde, die für den Winter Beschäftigung sichere. Ich reiste dorthin.

Aber nur drei Tage währte meine Ausdauer auf dem Platz. Das Essen glich einem Schweinefutter; das Schlafen in zerrissenen Zelten auf schmierigem Stroh und ohne Decken war auch nicht verlockend. Die Arbeit dauerte vom frühesten Tagesgrauen bis die Dunkelheit so schwarz über der Gegend brütete, daß man kaum eine Picke von einer Schaufel unterscheiden konnte.

Das wäre übrigens noch zum Aushalten gewesen; mein Aufseher gehörte jedoch zu jener Sorte „Wanzen-Kontraktoren", welche von einem größeren Kontraktor etliche Kilometer zu bauen übernehmen und dann ihre Leute schier buchstäblich totschinden, um doch noch etwas Geld aus dem Geschäft zu machen. Auf einem Pony ritt er unablässig die Strecke auf und ab; überall antreibend, krakeelend,

fluchend. Man durfte den Rücken in elf Stunden nicht einmal gerade recken, durfte kaum seinen Durst am Wasserkübel löschen, und von Sprechen war keine Rede.

Mit welcher Geriebenheit solche Sklaventreiber ihre Leute auspressen, ist vielleicht auch dem fernstehenden Leser zu wissen erwünscht. Mein Kontraktor hatte einen fünf bis zehn Fuß hohen und mehrere hundert Fuß langen Eisenbahndamm zu bauen übernommen. Die Erde zu dem betreffenden Damm wird rechts und links von ihm auf Schiebkarren geschaufelt, dann auf einem Brettersteg hinaufgerollt und oben abgeladen. Etwa ein Dutzend Schiebkarren bilden eine Abteilung, deren es, je nach der Zahl der Leute, viele oder wenige gibt. Die Schiebkarren fahren in einer Reihe, dicht hintereinander. Sie sind gleich groß, gleich schwer, und ihre Räder, gleich schlecht geölt, krächzen und wimmern lauter noch, als die schweißtriefenden Karrenschieber stöhnen und schnaufen.

So weit wäre nun einigermaßen Gleichheit und sogar leidliche Harmonie in der Sache; jetzt kommt aber die Ungleichheit und Disharmonie. Der vorderste Mann in der langen Schiebkarrenreihe ist ein erprobter, ausgesuchter Arbeiter, ein Experte im Schaufeln und Laufen; ein Herkules mit der charakteristischen niederen, brutalen Stirn, ohne jedes Mitgefühl für seine schwächeren Brüder. Dieser Flügelmann bekommt fünfundzwanzig oder gar fünfzig Cents mehr Tagelohn als die übrigen Leute; dafür arbeitet er denn auch wie ein Verrückter. Da sämtliche Karren mit dem Vordermann abfahren müssen, so ist jeder andere in der Reihe gezwungen, über Hals und Kopf mitzutun. Erscheint eine Schiebkarre dreiviertel- oder gar nur halbvoll auf dem Damm, dann flucht der Aufseher den Schul-

digen an, daß man Schwefel riechen kann. Kommt es wiederholt vor, daß ein armer Schelm, dem die Natur schlappere Muskeln an die Knochen klebte als andern, mit halber Ladung in der Parade marschiert, dann wird er fortgeschickt. Ja, fortgeschickt, und seinen Lohn für Tage, oft Wochen verliert er meistens. Die verflossene Arbeitszeit verkaufen (übertragen auf andere Arbeiter, welche bleiben), das lassen solche Wanzenkontraktoren nicht gelten; und warten bis zum fernen Zahltag?

Unten in Louisiana am Dammbau habe ich die Gemeinheit beobachtet, daß Kontraktoren Leute nur aus diesem Grunde wegjagten: deren Guthaben im Buche streichen zu können.

Mißmutig schleuderte ich am vierten Morgen meine Schaufel in den Graben; lachte den Sklaventreiber aus und verließ Edwardsville.

Ich ging nach Alton am Mississippi. Hier ist das Land mit reichen Farmen bedeckt, und ziemlich wohlgepflegte Wege verbinden sie unter sich. Das Reisen in dieser Gegend gefiel mir so gut, daß mich die alte Leidenschaft beschlich: mit Stromern und Fechten wenigstens noch den Herbst zu verbringen.

Der Mann vom Schwarzwald hatte merkwürdiges Glück beim Fechten. Vielleicht war es, weil er Übung darin erworben, denn Schnorren ist auch ein Handwerk, das gelernt sein will. Die Hauptsache, um in diesem Metier Erfolg zu haben, liegt in der Fähigkeit, das anzuschnorrende Opfer abzuschätzen und dann je nach dessen Charakter die Register der Bettelstimme spielen zu lassen. Keine edle Kunst; aber — die Not!

Dutzendmal begegnete ich halbverhungerten Kollegen,

die sich bitter über die Hartherzigkeit der Farmer beklagten; mit Hunden waren sie gehetzt und mit Schießprügeln über die Grenzpfähle gejagt worden. Ich konnte mich nur äußerst selten beklagen, und nicht einmal wurde meine (gewiß auch unerwünschte) Persönlichkeit mit Hunden verscheucht. Die Kläffer selber attackierten mich freilich oft genug.

Hu, diese Farmhunde! Gerade auf der Wanderung nach Alton erlebte ich eine Affäre mit Bulldoggen, welche dem gruseligsten Abenteuer wenig nachgibt.

Es war kurz nach Sonnenuntergang. Ich saß innerhalb einer Umzäunung; das will sagen: auf verbotenem Grund. Mein Rücken lehnte sich gegen die Bretterwand eines leeren Stalls, der, wenn es Nacht geworden, mir zur Herberge dienen sollte. So hatte ich mir's ausgedacht.

Da kam plötzlich ein Schatten um die Ecke, und der Farmer stand vor mir. Ich glaube, wir erschraken beide; wenigstens zuckte ich zusammen, und er machte zwei Schritt rückwärts. Der Farmer war ein kleines, verdorrtes, harmloses Männchen und wenigstens sechzig Jahre alt; ich dagegen ein großer, robuster, verwegener Bursch und nur halb so alt wie er. Aber der Schwächere stand auf seinem Eigentum, und die Landesgesetze erlauben ihm, jeden Eindringling in seine Domäne mit einer Schrotladung zu begrüßen. Kann der Getroffene die bleiernen Pillen nicht verdauen, dann kräht weiter kein Hahn danach.

„Guten Abend!" sagte der Farmer und schnitt dabei Gesichter wie ein gestellter Tourist in den Abruzzen.

„Guten Abend!" erwiderte ich und wünschte den Knirps in die tiefste Spalte eines Mondkraters.

Nach dem Grüßen blieb es eine Weile still. In der Stille kommen mir immer die glücklichsten Gedanken; ge-

mütlich sitzen bleibend sagte ich: „Bin müde, Sir. Marschiere schon acht Tage lang von Indiana herüber, wo ich die Ernte einheimsen half."

Das letztere war nun geradeswegs erlogen, aber schaden tat's dem Zuhörer nicht, und mir nützte es unendlich viel. Sobald irgend ein Farmer hört, daß man bei der Ernte mitschaffte, dann hat der Betreffende im Nu des Bauern Herz gewonnen. Sind doch Erntearbeiter des Farmers Helfer in der Not.

Ich merkte die Wirkung meiner Worte und rückte nun keck mit der Bitte heraus: „Hoffentlich erlauben Sie mir, in diesem Stall zu übernachten?"

„Wenn du nicht rauchst, dann hab' ich nichts dagegen," meinte der Farmer.

Ich beteuerte ihm, daß ich kein Feuer schlagen werde. Wir plauderten noch eine Zeitlang über landwirtschaftliche Angelegenheiten, welche den Alten einzig und allein zu interessieren schienen. Vor dem Gutenachtwünschen (der Bauer war zum Schluß unserer Konversation aufrichtig freundlich geworden) sagte er: „Nimm dich aber in acht, daß du nicht an meine Wohnung herankommst; ich hab' sehr gefährliche Hunde im Hof."

Laut lachen mußte ich, als ich wieder allein war und über die Drohung nachdachte. Der Knirps traut mir nicht und will mich in Schach halten mit seinen jedenfalls nur eingebildeten Hunden! Aber so ist es nun einmal in dieser Räuberwelt des Kampfes um das Dasein: jeder wehrt sich seiner Haut, und wär's auch bloß mit den negativen Waffen der Heuchelei und Lüge. Hab's ihm ja auch so gesteckt!

Wie ein Murmeltierchen schlief ich dann im Heuschober. Als der Morgen dämmerte, weckten mich Durst und Hunger.

Ich schritt über das Stoppelfeld zu der Wohnung meines Herbergvaters, mit der bescheidenen Absicht, bei ihm das Frühstück zu erfechten. Ein Extrazaun umgürtete sein Haus nebst dem geräumigen Garten. Schon hantierte ich an der Gartentür, da schnellten vier ungewöhnlich große Hunde aus dem Haus heraus und mir entgegen.

In solcher Nähe fliehen, das hätte wenig genützt. Ich schwang vorteilhafter meinen Stock, um den ersten der Köter, welcher den Sprung über den Zaun bewerkstelligen würde, auf die Nase zu treffen. So weit kam es aber glücklicherweise nicht. Ein schriller Pfiff nebst dem Erscheinen des Farmers beschwichtigte die Hunde. Indessen g a n z beschwichtigte es sie nicht. Knurrend und zähnefletschend starrten sie mit wütenden Blicken durch die Latten.

„Was willst du?" fragte mich der Bauer, näherkommend.

„Guten Morgen!" sagte ich. „Was ich will? Etwas zu essen möchte ich haben; bin hungrig."

Es fiel mir unangenehm auf, daß der Alte bei weitem nicht so gemütlich dreinschaute als am Abend vorher. War es wegen meiner Aufdringlichkeit oder in seinem Machtgefühl, dessen er sich inmitten der Kläffer bewußt schien? — Immerhin öffnete er mir die Pforte und hieß mich eintreten.

Ich folgte ihm zur Vortreppe des Hauses, und die Hunde folgten m i r. An der Treppe hieß mich der Farmer warten. „Werde etwas zu essen herausschicken," sagte er und verschwand. Ich setzte mich.

O, ihr Opfer der Neroschen Arena! Waren das Minuten, die ich nun durchlebte! Die vier Bulldoggen umringten mich sogleich nach ihres Meisters Entfernung. Besonders der jüngste der Hunde gebärdete sich wie eine echte Kanaille; er reizte die andern mit giftigem Bellen, eine allgemeine

Attacke auf den Fremdling zu machen. Mit jedem Augenblick wurden die Kläffer frecher. Sie hatten den beruhigenden Pfiff ihres Bändigers vergessen und rückten näher. Sie konnten kaum mehr näherrücken, denn alle vier hielten mir die fletschenden Rachen so dicht vor das Gesicht, daß sie mich betupften und ihren Geifer auf mich bliesen.

Und ich war allein! Der gedankenlose Farmer hatte seinen Gast der Gnade und Ungnade der Bestien überlassen. Wenn er nicht bald zurückkommt, dann geht's mir wie dem Polonius: ich bin beim Frühstück, wo nicht ich esse, sondern wo ich gefressen werde.

Schwerlich hat der Engel, der den armen Seelen des Fegefeuers die Paradiespforte öffnet, je in dankbarere Augen geblickt, als das junge Weib, das jetzt auf die Veranda heraustrat und mit einem Besen die kläffende Meute bis hinter den Stall verjagte.

O ihr Frauen! wie oft muß ich es wieder sagen: ihr allein seid die Meister des Gefühls und Takts!

Dann lud mich das nicht sehr schöne, aber zum Beneiden gesunde, rotwangige Weib ein, ihr in die Küche zu folgen. Dort bekam ich Milch, Butterbrot und kaltes Rauchfleisch, so viel als ein heißhungriger Handwerksbursche vertilgen kann.

* * *

Mittags stattete ich einem anderen Farmer meinen Besuch ab und dinierte, am Abend wieder einem andern und machte es ihm ebenso. Nachts versteckte ich mich im Heu und schlief mit dem denkbar ruhigsten Gewissen.

Die Stromerei nahm jedoch ein jähes Ende. Das bisher milde Herbstwetter schlug in kalte, nicht endenwollende

Regenschauer um und zwang mich, Unterkunft zu suchen. In Alton erfuhr ich, daß weiter oben am Mississippi, bei Elsa, ein Tunnel gebohrt werde, wo man täglich Leute anstellt und — auch täglich Leute weglaufen. Ich machte mich auf den Weg nach Elsa.

Eines Abends kam ich, mitten im Wald, zu einem reißend angeschwollenen Bach — und die Brücke fehlte. Es war eine Stelle wie so viele andere, wo die Farmer das Durchfahren und Durchreiten des Wassers dem zeit- und geldraubenden Brückenbauen vorzogen. Bei trockenem Wetter geht's; aber jetzt hatte der wolkenbruchartige Regen das sonst gewiß sanfte Bächlein in einen wildtosenden Strom verwandelt.

Ich steckte nun fest. Was ließ sich machen? Zurückgehen, etliche Meilen? Das Zurückgehen ist nie meine Liebhaberei gewesen. Ich wanderte also durch Busch und Hecken den Bach hinauf, um vielleicht weiter oben eine Gelegenheit zum Übersetzen zu finden. Umsonst! Aber eine verlassene Blockhütte fand ich. Da es finstere Nacht geworden war, mußte mir — schlecht oder recht — die Hütte als Herberge dienen. Das waren wieder Stunden der Qual, der Reue, des Heimwehs, welche der Wilde in diesem halbverfaulten Blockhaus verlebte. Feuer anzünden war unmöglich, alles tropfte und triefte von Wasser. Schlaflos im stockfinsteren Winkel der Shanty kauernd, lauschte ich bis zum Morgen auf das Prasseln des Regens, auf das Brausen des nahen Bachs und das Heulen des Sturms in den Baumwipfeln.

Gibt es Zeichen und Wunder? — Als ich am Morgen die Hütte verließ, lag nicht weit von ihr ein Baumstamm quer über dem Wasser, als Steg die beiden Ufer verbindend.

Der Baum mußte vor ganz kurzer Zeit umgeweht worden sein, denn die Erde bröckelte noch von seinen aus dem Boden gerissenen Wurzeln ab.

Gezögert durfte aber nicht lange werden: die provisorische Brücke war mit dichtstehenden Ästen besetzt und diese mit herbstlichem Laub. Die Hälfte der Baumkrone tauchte unter Wasser, und die Wucht des nassen Elements zerrte gewaltig an dem jetzt ankerlosen Stamm; er konnte jeden Augenblick fortgeschwemmt werden.

Rasch betrat ich den Steg. Anfangs ging es gut; sobald aber die Hälfte überschritten war, bog sich das dünner werdende Ende unter meiner Last und verschwand im Wasser. Zugleich fing die Brücke an sich zu bewegen. Mir in den Ästen forthelfend, kam ich jedoch hinüber. Daß ich bei den letzten paar Schritten den forttreibenden Baum fahren lassen mußte und bis an die Hüften ins Wasser fiel, das blieb Nebensache. Nässer, als ich schon war, konnte mich selbst der Niagara nicht machen.

Halb verhungert, völlig durchnäßt und sogar ein wenig fieberkrank langte ich anderen Tages in Elsa an. In diesem Zustand begann ich die Arbeit am Tunnelbau. Es war eine schwere, gefährliche und nicht einmal gutbezahlte Arbeit. Das Kostgeld, der Kleider- und besonders der Stiefelverbrauch verschlangen den größten Teil des Lohns. Mehr trotzig als willig verharrte ich jedoch auf dem ungemütlichen Posten bis Ende Januar, bis — die ganze Felsensprengerei plötzlich aufhörte gleich dem Hornberger Schießen. Der Bahngesellschaft ging nämlich das Geld aus, sie fallierte.

Als ich Mitte Oktober zu schaffen begann, war der ungewöhnlich tiefe Einschnitt bis zur Tunnelmündung fertig

und die oberste Etage des Tunnels ebenfalls zwanzig Meter tief geschlagen. Es verlangte starke Nerven, in diesen Höllenspalt hineinzusteigen, und noch stärkere, darin zu schaffen. Schmutziges Wasser rieselte fortwährend von der turmhohen Felsenwand herab. Wasser stand zoll-, oft fußtief im Graben, und wir wateten mit mehr oder minder durchlöcherten Stiefeln in der Pfütze. Täglich kamen frische Leute zugereist; wenige nahmen die Arbeit auf, die meisten entsetzten sich schon am Anblick der schaurigen Stätte und flohen. Besonders nach dem Abfeuern der Bohrlöcher, wenn der Pulverrauch sich nicht verziehen wollte und konnte, dann glich die Felsenspalte einer frisch geöffneten Gasse in die Unterwelt.

* * *

Ich war noch keine zwei Wochen in Elsa, da kam ein ältlicher Mann zugereist und wurde mein Nachbar bei der Arbeit. Er sprach fließend Englisch, aber seine Physiognomie zeigte so unverkennbar den deutschen Michel, daß ich ihn während des Steinebrechens fragen mußte: „Du bist wohl auch ein Deutscher, was?"

„Ja," antwortete er.

„Woher im Vaterland?"

„Von Württemberg."

„Von Württemberg! Sapperment, dann sind wir ja ganz enge Landsleute; ich komme ebenfalls vom Schwabenländle. Aus welchem Oberamt bist du?"

„Von Saulgau."

Toni (so hieß der Entdeckte) war wieder mal eine ansehnliche Bereicherung meiner Sammlung interessanter Käuze. Das Sonderbarste an diesem „Neuesten" war: er

lächelte ununterbrochen. Beim Arbeiten, beim Reden oder Schweigen, während des Essens, sogar im Schlaf umspielte ein immerwährendes Lächeln seine stoppelbärtigen Lippen. Toni blieb bis zur Bankrotterklärung der Bahngesellschaft in Elsa und gab mir genügend Gelegenheit, über die Ursache seines unversiegbaren Lächelns nachzusinnen. Anfangs glaubte ich sie in meines Landsmanns spiegelreinem Gewissen gefunden zu haben, denn ein mehr friedliebender, fleißiger, ehrlicher Mensch als der Toni kam mir kaum je vor die Augen. Das ist wieder einmal ein Idealmensch, an denen unsere sündhafte Welt so bedauerlichen Mangel leidet! dachte ich und betrachtete seine Kameradschaft als Geschenk der Vorsehung. Gerade so einen Nebenarbeiter brauchte meine aus den Fugen geplatzte Brauchbarkeit, um sie vor gänzlichem Verwildern zu bewahren.

Aber Idealmenschen gibt es keine am Eisenbahnbau. Der Saulgauer hatte nur einen, aber einen betrübenden Fehler: er besaß keine Willenskraft; absolut gar keine Willenskraft. Er war der reinste Waschlappen unterm Druck des jeden Menschen mehr oder weniger pressenden Schicksals. Er war die reinste Wetterfahne, wenn Versuchung und Leidenschaft ihren Schirokkosturm durch seine Adern bliesen.

Schon am ersten Zahltag bekam meine Bewunderung für Toni den Dämpfer aufgesetzt. Ohne ein Wort zu sagen, verschwand er, sobald seine knochigen Fäuste sich um den sauer verdienten Monatslohn krampften; wohin? in die Schnapskneipen von Elsa. Das taten allerdings viele der Arbeiter; aber meinen Freund rechnete ich nicht zu den vielen.

Ja, diese Zahltage an der Eisenbahn! Die Arbeiter

versammeln sich in der Shanty. Der Zahlmeister in Begleitung des Aufsehers kommt mit seinem banknotengespickten Kofferchen. Die beiden Herren setzen sich hinter den Eßtisch, und einer nach dem andern der Wartenden wird gerufen, tritt vor und empfängt seinen Monatslohn. Hui! Wie sich die herben, verkümmerten Gesichter da verklären, wenn sie ihre paar armseligen Papierfetzen auf der Hand liegen sehen; zu Kindern werden die wettergestählten Bursche. Ja, zu Kindern; aber Kinder *naschen*; die kleinen laufen mit ihrem Penny in den Zuckerladen, diese großen, alten laufen — in die Branntweinschenke.

Dort machen sie dann in wenigen Stunden die ganze Entwicklung des Menschenlebens durch. Als lachende, fröhliche Kinder hüpfen sie an den Schanktisch. Nach etlichen, rasch geleerten Gläsern werden sie wilde Buben, dann Flegel, dann Männer, welche ihre Kräfte messen wollen. Eine solenne Prügelei kennzeichnet den Zenith menschlicher Leistungsfähigkeit. Dann geht's abwärts mit der Energie. Den Männern schlottern die Kniee, und Stuhllehnen müssen als Krücken dienen. Physische Schwäche, Gedächtnisschwäche, Verlangen nach Ruhe zeigen an, daß jetzt das Greisenalter sich nähert. Nochmals kindisch werdend, fallen sie dann um gleich Sterbenden.

Als mein Freund Toni am nächsten Tag *auch* noch nicht an die Arbeit zurückkehrte, ging ich nach Feierabend auf die Suche. *Wo* ihn finden? Das bereitete mir weiter keine Sorge; Elsa hatte bloß vier Wirtschaften. Der Mann hinter dem Schanktisch sagte denn auch lakonisch: „Dort im Spielzimmer liegen noch ein paar; such ihn dir aus." Von Rechts wegen hätte er beisetzen sollen: nimm sie *alle* mit, ich bin fertig mit ihnen.

Da lagen drei, und Toni als der Mittlere hatte sich eben sitzend aufgerichtet. Selbstverständlich lächelte er; und warum auch nicht, er hatte sich ja brillant amüsiert. Ich hieß ihn mitkommen, und weil mein Landsmann keinen eigenen Willen hatte, ging er sogleich mit.

Wir schritten (Toni noch etwas schwankend) den Feldweg entlang zu unserer Shanty. Es war eine liebliche Nacht, und so war auch Tonis Stimmung. Friede, Wohlbehagen durchhauchte die Luft und nicht minder Tonis Gemüt. Der Vollmond schien, und Toni lächelte ihm zu, als wollte er sagen: bist auch wieder voll, alter Bummler? Der Herbstwind schüttelte leise die Bäume am Weg, und Toni lächelte, als wollte er sagen: die schwanken ja auch.

Obwohl alles ringsherum mit meinem Kameraden harmonierte, hielt ich ihm doch eine gesalzene Standrede.

„Schäme dich!" schrie ich den Lumpen an. „So alt sein, grau wie ein Esel, eine Glatze haben wie der Vollmond dort, und weniger Verstand unter der Glatze als ein Baby: das hört doch zu trinken auf, wenn die Natur es befiehlt. Was soll denn aus dir werden, wenn du noch älter wirst und nicht mehr arbeiten kannst? Betrachte dich mal; lumpige Hosen hast du; ein Hemde und das fleht um Versetzung in den Ruhestand; lecke Stiefel; Hut und Bluse und alles Geld ist fort — oder wurd's dir gestohlen?"

Ich mußte zu predigen aufhören. Toni lächelte jetzt mich an und sagte diesmal wirklich: „Du saufst nicht, du rauchst nicht, du spielst keine Karten, und hast doch auch nichts."

* * *

Noch öfter nachher rieben wir uns mit solchen ätzenden Wahrheiten gegenseitig das Gewissen ein und blieben gute Kameraden; ein Beweis, daß unsere Freundschaft ein Gibraltar zu werden versprach.

Selten wohl kamen zwei Menschen in engere Verbindung, welche ungleicher begabt waren und sich gegenseitig mehr ergänzen konnten und taten, als Toni und ich. Ich war damals aufbrausenden Temperaments, ein gelinder Grobian, und mir meiner Körperstärke bewußt; meine Nebenarbeiter brauchten mich gar nicht besonders zu reizen und sie hatten Backpfeifen weg, die man knallen hörte. Toni verstand es, mir den Beweis zu liefern, daß man glatt durchs Leben pilgern kann, auch ohne seinen Bruder zu verprügeln. Seine Gutmütigkeit war so auffällig, daß sie keinem verborgen bleiben konnte; seine Geduld so verlockend, daß sie bald zur Zielscheibe häßlicher Neckereien wurde. Einmal, nach dem Abendessen vor der Shanty, bewarfen ihn etliche Flegel mit kleinen Steinchen. Toni saß eine Pfeife rauchend auf der Bank und lächelte wie gewöhnlich, als die Geschosse ihn trafen. Aus den Steinchen wurden jedoch größere, und bald flogen gefährliche Brocken durch die Luft und prallten wider ihr Opfer. Toni lächelte noch immer. Ich glaub', er hätte sich totsteinigen lassen und die Gemütlichkeit nicht verloren, wenn mein Protestieren der Neckerei nicht Einhalt geboten hätte.

Wie viel konnte ich auf diesem Tugendweg von meinem Kameraden lernen.

Dann war ich auch schon kein Jüngling mehr, sondern ein Mann, dem harte Kämpfe ums Dasein schaumlöffelgleich den Übermut abgeschöpft hatten und in trüben Augenblicken sogar an seiner Lebensfreude rüttelten. Ich muß bekennen,

daß ich (nachdenkend über meine Lage und das heranschleichende Alter) oft der ganzen Existenz den Feierabend wünschte. Selbstmordsgedanken in buntesten Kostümen waren auch in *meinem* Gehirn oft bewirtete Gäste.

Wie viel konnte ich auch hier wieder vom Toni lernen. Hier war *er* der Fels und ich das schwankende Rohr. Der immer lächelnde Toni, viel älter als ich, viel ärmer noch, hilfloser, ungeschickter bei jeder Arbeit und Bewegung, und doch so glücklich, zufrieden; dankbar sogar, denn er kniete manchen Abend in einem Winkel der Shanty und betete vor dem Schlafengehen.

Für alles das, was mich der Freund, wenn auch unbewußt, lehrte, tat ich ihm den Gegendienst und verwaltete seine Finanzen. Sobald er zehn Arbeitstage hinter sich hatte, mußten auf meinen Befehl neue Stiefel aus dem Gesellschaftsladen geholt werden. Eine Woche später hieß ich ihn neue Hosen anziehen; wieder eine Woche später neue Hemden; dann Strümpfe nebst sonstigen Notwendigkeiten.

Auf diese Weise bekam der Verlumpte bald ein ordentliches Aussehen. Als jedoch der nächste Zahltag erschien, bekam mein Toni anstatt baren Geldes — *nichts*. Das war die Schattenseite der Reformation.

Und erst der Zahltag*abend*! Fast sämtliche Hüttenbewohner schwärmten singend und jauchzend nach Elsa hinunter, um sich zu amüsieren, oder besser gesagt: um die Schnapswirte zu amüsieren. Ich und Toni saßen vor der Shanty, allein. Toni betrachtete den Mond; ich betrachtete abwechselnd den Mond und Toni. Es fiel mir gleich auf, daß zwischen den beiden nicht der gewöhnliche herzinnige Verkehr ausgetauscht wurde. Der Mond war erst vorgestern voll gewesen und litt wahrscheinlich noch an den

Nachwehen eines Katzenjammers, was seinen trüben Ausdruck entschuldigte. Aber Toni? Der hatte seit vier Wochen keinen Rausch gesehen und doch glich sein Lächeln eher einem Mundverziehen zum Heulen.

Nur zu wohl wußte ich, was den armen Schlucker drückte; er sah die andern nach Elsa in die Schenke trotten und hatte kein Geld, den Rummel mitzumachen. Aber ein wenig necken wollte ich ihn und sagte ganz unschuldig: „Toni, was ist los? Was fehlt dir?"

Er antwortete nicht; blickte sich auch nicht nach mir um, obgleich er mich gehört haben mußte, denn eine leichte Unruhe schüttelte ihn jetzt.

„Toni, was fehlt dir? Hast du was auf dem Herzen, das 'runter will, dann sag's!"

Wieder keine Antwort. Ein gesteigertes Schütteln verriet jedoch seine bis zum Zerreißen gespannte Unruhe. Als Merkzeichen des nahenden Ausbruchs, den ich kommen fühlte gleich der Eruption des Vesuvs, wenn drüben auf Ischia die Häuser wackeln, klopfte er seine Pfeife aus. Dann steckte er das noch warme Ding in die Blusentasche, wischte sich den Mund (verstohlen auch die wässerig werdenden Augen) und seufzte geradezu herzbrechend: „'s ischt langweilig."

Ich versuchte laut aufzulachen; es kam aber nicht recht natürlich heraus; er dauerte mich. „Toni, wenn's dir langweilig wird, hier zu sitzen, dann können wir ja ein wenig spazieren gehn!"

„Wohin?"

„In den Wald hinüber; auf den Berg hinauf!" sagte ich, schon wieder spöttisch.

Toni ließ seine unflätig großen Hände schlaff über die Kniee fallen und sank in sich zusammen. „Ach!" seufzte er

wieder, ohne mich übrigens anzuschauen (wozu ihm offenbar die Courage fehlte), „ich mein' halt: wenn man den ganzen Monat lang schafft wie ein Vieh, dann sollt' man nachher sein bißchen Vergnügen haben."

„Was für ein Vergnügen?" fragte ich scharf; mußte aber sofort umsatteln und sagte wohlwollend: „Weiß schon, was dir fehlt; Toni, du hast heut kein Geld bekommen und sitzest auf dem Trockenen. Freilich trägst du dafür jetzt gute Kleider am Leib, und wenn du mir auch ferner gehorchst, dann bist auf dem graden Weg, dir das Saufen abzugewöhnen. Aber so schwer soll dir die Tugendreise nicht gemacht werden. Hier hast du einen Vierteldollar; viel ist's nicht; zum Abgewöhnen wird's jedoch langen. Geh und kauf dir einen!"

Fünf Sekunden später saß ich schon allein auf der Bank vor der Shanty. Fünf M i n u t e n später hörte ich nur noch die letzten Töne verhallen, die Tonis genagelte Stiefelsohlen auf dem steinigen Weg hervorbrachten, der nach Elsa hinab führte.

* * *

Wie schon gesagt, nahm die Tunnelgraberei am Schluß des Januar ein jähes, klägliches Ende, indem unsere Bahngesellschaft fallierte. Die Ursache lag wohl im schlechten Berechnen der Steinformation. Kaum hatten wir hundert Meter tief in den Berg hinein gewühlt, da wurde die anfangs weiche Felsmasse härter und schließlich zum glasharten Granit. Da keine Dampfbohrer verwendet, sondern die Löcher nur mit Hammerschlägen auf Handbohrer gemacht wurden, so war der Fortschritt zum Verzweifeln träge. Eine angedrohte Lohnsteigerung von seiten der

Arbeiter für die immer schwerer und gefährlicher werdende Felsensprengerei stieß dem Fasse vollends den Boden aus, und das Unternehmen blieb stecken.

Das tat besonders m i r sehr leid. Ich hatte wieder einmal den Plan gefaßt: möglichst viel Geld zu ersparen, um dann drunten in Arkansas oder Texas eine kleine Farm mit dem bewußten Robinsonschen Stillleben zu gründen; und hier schien die Gelegenheit günstig; der zweitausend Fuß lange Tunnel versprach Beschäftigung für geraume Zeit. Zudem war das Verhältnis zwischen mir und meinem Aufseher, Mister Queensland, ein außergewöhnlich freundliches. Der Mann hauste ganz für sich in einem Zelt, abseits von den drei Blockhütten, welche uns Arbeiter beherbergten. Oft saß ich nach Feierabend mit Mister Queensland vor seinem Zelt und plauderte über Politik, Krieg und sonstige gepfefferte Themen. Das unterhielt den einsamen Mann, und ohne Bitten bekam ich Extraarbeiten mit Extra b e z a h l u n g angewiesen, was in meinen Plan, schnell reich zu werden, vortrefflich paßte.

Eine besonders originelle Extraarbeit möcht' ich hier beschreiben. Gewöhnlich wurden kurz vor Feierabend die Bohrlöcher in der oberen Etage des Tunnels abgefeuert. Die gesprengten Steinmassen lagen dann wirr herum und mußten auf Schiebkarren während der Nacht an die Mündung gefahren und dort in einen bereitstehenden Rollwagen geschüttet werden, damit den Leuten am Morgen der Platz nicht versperrt sei.

Dieses Tunnelsäubern gehörte im letzten Monat ganz ausschließlich mir. Nach dem Abendessen ging ich in den Tunnel, zündete etliche Lampen an, nahm den Schiebkarren, lud ihn voll und begann die einsame, aber leichte

Arbeit. Unbequem war bloß die unebene, niedere Decke, unter welcher ein Mann kaum aufrecht schreiten durfte, wenn er nicht seinen Schädel anschlagen wollte. In drei, manchmal schon in zwei Stunden war ich mit der Wegschaffung des Gesteins fertig und bekam einen halben Tag aufgeschrieben.

Aber schön, für meine Gemütsstimmung wenigstens, war es, so recht allein in der Höhle zu sein. Ich vertrieb mir während des Karrenschiebens die Zeit mit Singen und Deklamieren auswendig gelernter Monologe und Gedichte. Eine entzückende Akustik reizte mich geradezu zum Krakeelen. Ach, wie manches deutsche Lied und Wort haben jene Granitwände verschlungen und — wohl nie wieder gehört bis zu dieser Stunde, wo ich an sie denke.

Schwer wurde mir auch die Trennung von der herrlichen Gegend. Fast jeden Sonntagnachmittag (am Morgen wuschen wir unsere Wäsche) gingen Toni und ich an den Mississippi hinab. Das diesseitige Ufer war steil und felsig, das jenseitige tafeleben. Wir bestiegen irgend einen hohen Punkt und schauten dann oft stundenlang über das urwaldgesäumte Wasser. Manchmal kam ein Dampfer den Strom entlang und wir schwenkten unsere roten Taschentücher, bis die Menschen am Schiff es bemerkten und auch Zeichen gaben. Mit scharfen Augen konnte man weit draußen im grünen Flachland den mächtigen Missouristrom sehen, der unten bei Alton sein gelbes Wasser in den Mississippi wälzt.

Das nahm nun alles ein Ende. Ich mußte scheiden. In Jerseyville wurden sämtliche Arbeiter abgelöhnt und entlassen. Eine Woche großer Aufregung ging diesem letzten Zahltag voran: vierhundert Männer (so viele wurden an

der ganzen Bahnstrecke beschäftigt) fürchteten um ihren Lohn zu kommen, da die Gesellschaft den Bankerott erklärt hatte. Die Gesetze des Staates Illinois zwingen aber jedes fallierende Geschäft, zuallererst die Guthaben ihrer Angestellten zu begleichen, und so erhielten auch wir, was wir zu verlangen hatten. Nur mußten wir acht Tage lang warten und zudem noch zwanzig Meilen bis Jerseyville laufen.

Dann zerstreute sich die Schar. Viele zogen gen Norden, andere gen Westen und Osten; die Mehrzahl strömte nach St. Louis. Toni und ich trieben mit dem Gros; jedoch nicht ganz bis in die Stadt des heiligen Ludwig. In Ost-St. Louis verließ mich der Saulgauer: kein Bitten und Einreden vermochte ihn zu bewegen, die Brücke zu überschreiten. Zum ersten Mal zeigte Toni eine Willenskraft, eine Starrköpfigkeit, die mich verblüffte. „Geh *nie* wieder auf die *andere* Seite!" sagte er bestimmt. „In Missouri hab' ich immer nur Unglück erlebt. Werd' nach *Lebanon* reisen. Mister Wachtler hat ein Hotel dort, eine Farm und Ziegelbrennerei. Vielleicht gibt's was zu tun; hab' schon früher bei dem Mann geschafft."

Wir schieden. Toni reiste nach dem Osten, ich überschritt die große Brücke über den Mississippi und tauchte im Häusermeer der westlichen Metropole unter.

* * *

Zwanzig Dollar in der Tasche und gute Kleider auf dem Leib hatte ich bei meiner Ankunft in St. Louis, aber — keine Arbeit in Aussicht.

Ich wußte das von früher, und jetzt wurde es mir förmlich in die Haut gerieben wie eine Salbe: St. Louis ist der Schwamm der Prärieſtaaten. Beim Herannahen des

kalten Wetters entlassen die Farmer ihre Arbeiter, und die Metropole am Mississippi saugt Tausende dieser Entlassenen ein. Viele bekommen während des Winters Anstellungen; ebensoviele bekommen *keine* Anstellung, dürfen aber (innerhalb der Gesetze) alles tun und lassen, was sie nur immer wünschen; Amerika ist ja bekanntlich ein freies Land.

Im Frühjahr drückt sich der Schwamm aus, und die Proletariermassen fluten wieder auf das Land. So wogt es hin und her.

Es war Anfang Februar, als ich dort ankam; eine Zeit, wo weder ein Ausdrücken noch ein Einsaugen stattfindet. Vollkommener Stillstand herrschte. Acht Tage lang stolperte ich von Platz zu Platz, um meine Kräfte, Kenntnisse und Talente zu verkaufen. Ich fuhr nach Carondelet in die dortige Eisengießerei; ging am Strande auf und ab und suchte als Frachtverlader Arbeit zu erlangen; bettelte in der riesengroßen Brauerei Anheuser-Busch um Anstellung; und so auf vielen, vielen Stellen. Alles vergebens, und die Hoffnung wie meine Ersparnisse schrumpften bedenklich.

Zum Übermaß des *Unglücks* (wie der Leser bald erfahren wird) bekam ich endlich doch Arbeit. Im Arbeitsnachweis wurden Leute für den Süden verlangt. Die Anwerbung kostete einen Dollar Kanzleigebühren; die Reisekosten wurden vorgeschossen. Ein Agent nahm mich und noch etwa fünf Dutzend *Verzweifelte* mit nach Ost-St. Louis; dort wurden wir in Wagen gepfercht, auf der schmalspurigen Eisenbahn nach Kairo gefahren, in Kairo auf einem Dampfer den Mississippi hinab nach — — ja, wohin denn?

Ich sagte eben: Verzweifelte. Das waren wir mehr

oder weniger; denn keiner wußte, wohin die Reise ging, ob Damm- oder Eisenbahnbau, oder gar Holzhacken unsere Beschäftigung sein werde. Nicht einmal der Lohn war festgesetzt; es hieß nur: ungefähr anderthalb Dollar. Aber mit gingen wir, und wenn's geheißen hätte: zum Kohlenschaufeln für Seine Majestät den Satan; so entleidet war uns die Arbeitlosigkeit.

Kairo liegt am Zusammenfluß des Ohio mit dem Mississippi. Ich weiß nicht, wie das Nest eigentlich aussieht, obgleich wir zwei Tage lang dort quartierten. Es regnete, regnete, regnete.

Schon die ganze vorige Woche, als ich noch die Straßen von St. Louis ableierte, goß es schier unaufhörlich; hier unten in dieser ohnehin immer feuchten Gegend war's geradezu zum Ertrinken. Woher nur all das Wasser kommt? fragte ich mich. Wohin es geht, konnt' ich sehen: den Mississippi hinab. Hu! war der angeschwollen; und der Ohio nicht minder. Diese Stromvereinigung glich jetzt schon eher dem offenen Meer, dem chinesischen Gelben Meer. Gelb — sogar der Schaum war schmutziggelb — wälzten sich die Wasser rechts und links an der Landzunge vorbei, auf welcher Kairo eingekeilt liegt. Gras, Laub, Holzstücke, Bestandteile von Blockhütten, Bäume jeglicher Größe — einige mit allen Ästen und Wurzeln — trieben in der Flut. Es schien, als wäre das ganze Stromgebiet auf einer Auswanderung begriffen. Und noch immer prasselte aus grauen, tiefhängenden Wolken unendlicher Regen herab.

Das war ein Wetter, wo die Bestien eher in ihren Schlupfwinkeln hungern, als den Elementen ihre Haut preisgeben. Wir aber mußten heraus und hinaus. Naß wie begossene Pudel standen wir zitternd und zähneklap-

pernd im offenen Schuppen am Flußufer und warteten auf das Boot, das uns zu den Arbeitsplätzen bringen sollte.

Endlich kam es. Es war ein Ohio-Frachtdampfer, ein alter, miserabler Kasten und obendrein bis zum Versinken schwer mit Heuballen beladen. Aber Raum für unsere fünf Dutzend wertlose Leben fand sich doch noch an Bord. Fünf Dutzend waren wir übrigens jetzt nicht mehr: etliche der frierenden armen Teufel meldeten sich krank; ein paar anderen ging die Courage aus, und sie desertierten.

Wir, die mitfuhren, taten es auch ungern genug. Wiederholt bestürmten die Ungeduldigsten unter uns den Agenten um klaren Bericht, wohin eigentlich das Wandern gehe? Mürrisch sagte er dann: „Hundert Meilen weiter hinab!" — Nun schwankten wir auf dem breiten Rücken des angeschwollenen Stroms. Ein langweiliger Tag ging zögernd dahin; langweilig sogar für mich, der doch schier aus nichts Unterhaltung saugen kann. Von Aussicht war keine Rede; man schaute ins Graue hinein, wie Vater Noah, als er seine erste Taube fliegen ließ. Der Mississippi windet sich unterhalb Kairo in gigantischen Krümmungen, und das Schiff kam bald dem linken, dann dem rechten Ufer näher. Für eine kurze Weile sahen wir bei solcher Gelegenheit Land, aber was für Land? Wald, Wald!

An Bord war höchstens der Kontrast unter den Mitfahrenden interessant. Die Schiffsbemannung, die bis auf Kapitän und Maschinist ganz aus Negern bestand, lachte und scherzte, sang und pfiff fast ununterbrochen. Wir nassen, schlottrigen Passagiere schwiegen oder seufzten, wenn wir nicht schwiegen. „Ja, ja," seufzte ich, „ihr Schwarzen habt gut lachen; ihr seid aus der Sklaverei befreit worden, aber wir weißen Arbeiter noch nicht!"

Abends legte der Dampfer bei Hickman auf der Kentuckyseite des Stromes an; lud wenige Frachtartikel ab und nahm andre an Bord. Dann fuhr er weiter. Schwarze Nacht legte sich über den Mississippi. Kein Licht, noch sonst etwas war zu sehn; das Schiff mußte seinen Weg tatsächlich entlang *fühlen*. Den Fluß *herauf* fährt bei solcher Finsternis und solchem Wetter kein Boot; das machte unsere Nachtfahrt weniger gefährlich. Dann hatten wir auch Hochflut, und die riesigen Baumstämme, die, im Sand und Schlamm stecken geblieben, wahre Riffe und die größte Gefahr für Schiffe bilden, lagen jetzt harmlos unter Wasser. Das *schwimmende* Holz ist weniger hinderlich. Manchmal stießen wir allerdings gegen einen Baumkoloß, daß das ganze Schiff krachte. Da die Schaufelräder an unserem Dampfer jedoch hinten beim Steuerruder angebracht waren, so kam nur der Bug mit dem treibenden Holz in Berührung.

Als wir am Morgen aus unseren Betten (den steinharten Heuballen) krochen, hatte sich der Himmel endlich erschöpft. Es regnete nur noch in Tropfen. Ein Dampf und Nebel lag aber auf der Gegend, daß vorläufig kein Sonnenstrahl zu erhoffen blieb. „Alle Mann an Land!" rief der Agent und schritt über die Gangplanke voran. Wir folgten im Gänsemarsch. Neumadrid hieß das unbeschreiblich armselige, aus rauhesten Brettern zusammengezimmerte Dorf am rechten Flußufer, in das wir nun einzogen. Ich mußte lachen über den Namen: Neu*madrid*. Mit welcher Leichtfertigkeit die Amerikaner ihre Wohnstätten taufen, ist manchmal zum — hinter den Ohren kratzen.

In einem billigen Kosthaus wurden wir nun auf Kredit abgefüttert. Es war höchste Zeit, daß der Agent endlich

daran dachte: unsere Augen begannen bereits zu verglasen vor Heißhunger.

Nach dem Essen ging's zur Station. Ein Zug mit Eisenbahnschienen, Schwellen und sonstigem Baumaterial stand dort. Bald kam auch eine rostige Lokomotive angekeucht und koppelte sich an die Wagen. Wir kletterten zwischen den Wust und fuhren — ja, wohin nun wieder?

In Neumadrid hatten uns die Leute schon halbwegs unterrichtet, wohin wir reisen werden und was unser warte. „Die Gegend ist überschwemmt," sagten sie. „Vielleicht ist es gar nicht möglich, daß an der neuen Eisenbahn, welche die White River-Sümpfe durchkreuzen soll, gearbeitet werden kann. Wenn ihr beim Schaufeln nicht ertrinkt, dann werdet ihr wenigstens im Wasser stehen müssen bis über die Knie. Überhaupt ist es keine Arbeit für Weiße; sogar die Nigger laufen weg!"

Sie hatten gut prophezeit; wir fuhren durch überschwemmtes Heideland, wo der Bahndamm oft nur handbreit aus dem Wasser ragte. Aber das war noch nicht der allerletzte Vers des Liedes; wir fuhren jetzt in den Sumpf selber hinein. Bis hierher und nicht weiter, hieß es, und — aussteigen!

Bretterhütten auf Pfählen standen hier und dort im Schlamm. Schauderhaft bärtige Männer kamen uns entgegen und redeten mit dem Agenten. Viel Kopfschütteln und Gestikulieren sah ich. Viel Fluchen und Lamentieren hörte ich. Schließlich redete der Agent — dessen Gesicht seit dem Verlassen Kairos immer länger geworden war — die Versammlung also an: „Augenblicklich kann nicht gearbeitet werden. In zwei Wochen, möglicherweise schon nächste Woche, je nachdem sich der Mississippi zurückzieht,

wird der Bau der Bahn fortgesetzt. Bis dahin gibt euch die Bahngesellschaft Verköstigung auf Kredit!"

„Amen," sagte ich laut.

Ein allgemeines Gemurmel folgte der Grabrede unserer Hoffnung. Hier sollen wir tage-, vielleicht wochenlang warten? In miserablen, unsauberen Pferchen, bei rauhester, knapper Kost warten auf — was?

Die Mehrzahl der Angeworbenen blieb. Was hätten sie anderes tun können, die mittellosen, erschöpften Gesellen? Sie merkten ja nicht — was ich durch meine praktische Geographie wußte — daß hier herum das Wasser nie abläuft, daß sie sogar im trockensten Sommer im Moraste schaufeln und Pfähle rammen werden: denn diese Gegend deckt — nach den Everglades in Florida — der ausgedehnteste, stinkendste Sumpf von ganz Amerika.

Kein Wunder, daß der Agent die Wahrheit verheimlichte und uns Hungerleider mit freien Mahlzeiten hinter sich her lockte.

* * *

Schon während der Reise hatte ich die werte Bekanntschaft von vier Deutschen gemacht: einem Bayern, einem Badener von Konstanz, und zwei noch engeren Landsmännern, Württembergern. Wir hielten unter zehn Augen eine Beratung und einigten uns: die Schweinerei sofort zu verlassen und nach menschlicheren Gegenden zu fliehen. Vier von uns fünfen hatten noch etwas Geld im Besitz; ich das meiste, wie ich bald erfuhr. Einer der Kernschwaben war jedoch finanziell gleich Null und mußte schon mitgeschleppt werden.

Die zwanzig oder mehr Meilen bis Neumadrid machten

wir während des Nachmittags und tief in die Nacht hinein zu Fuß. Mitfahren ließ uns nämlich der Lokomotivführer nicht, weil wir Deserteure waren. Wir hatten sogar eine heftige Auseinandersetzung mit dem Agenten, er wollte seine Reisekosten ersetzt haben, eh wir abzogen; aber auf Englisch wie auf Deutsch wurde er ausgelacht.

Andern Morgens, nach gutem Schlaf in einem Holzschuppen und nicht minder gutem Frühstück im billigsten Restaurant, erkundigten wir uns nach Weg und Steg, um weiter zu kommen. Stromabwärts wollte keiner, nicht einmal ich; stromaufwärts fuhr vorläufig kein Schiff. Im Osten flutete der viele Meilen breite Mississippi, und die Neger, die in Ruderbooten gelegentlich Passagiere über den Strom setzen, wagten es nicht bei dieser Hochflut. Vom Westen trennten uns die mit Urwald bewachsenen White River-Sümpfe.

Keine andere Wahl blieb übrig, als zu warten oder zu Fuß nach dem südöstlichen Missouri zu gehen. Wir marschierten.

Den ersten Tag zogen wir lachend und singend auf Feldwegen, und weit öfter noch ohne Wege, durch überschwemmtes Land. Wiederholt mußte tiefen Wasserlachen ausgewichen werden. Weniger tiefe durchwateten wir mit den Stiefeln.

Den ganzen zweiten Tag ging der Marsch, schweigend und düster gestimmt, durch einen so schaurig wilden Wald, daß meine Kameraden Mutlosigkeit befiel. Keiner war noch sehr viel gereist; der Badener war überhaupt erst drei Monate im Land. „Wo führst du uns denn eigentlich hin?“ fragten sie mich (ich war der Führer der Expedition) und begannen zu murren, sogar an meiner Fähigkeit zu zweifeln.

Der Konstanzer wollte ganz gewalttätig nach Neumadrid retirieren und dort „verrecken", wie er jammerte. Ich hatte meine schwere Not und wünschte wieder einmal allein zu sein; allein war ich immer stärker, sicherer, glücklicher.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang (vor „Dunkelwerden" paßt nicht, denn es war immer dunkel in diesem Wald) warfen wir unser Gepäck ab und sammelten Holz für ein Wachtfeuer. Wir hatten wenigstens den günstigsten Lagerplatz erwischt, der sich in solcher Wildnis finden ließ. Ein ungewöhnlich beleibter Gummibaum, auf mäßiger Erhöhung stehend, spreizte seine Äste über uns. Im Notfall hätten wir auch im Baum kampieren können: er war hohl und das fürchterliche Loch am Fuß seines Stammes glich einer geräumigen Grotte. Aber stinkend faule Luft füllte den unheimlichen Raum.

„Vielleicht hockt ein Bär im Baum," sagte der Bayer und feuerte zwei Revolverschüsse durch den Schornstein hinauf. Es regte sich aber nichts und wir lachten. Bald flackerte ein wohltätiges Feuer neben dem Eukalyptus; wir lagerten, holten den zweitletzten Brotlaib aus unserem Gepäck und speisten zu Abend. Als Proviant hatte jeder mehrere Brotlaibe von Neumadrid mitgenommen. Von Brot und Wasser mußte gelebt werden, bis bessere Zeiten wieder Bier und Fleisch erlaubten.

Nach dem Essen wurde noch eine Weile geplaudert und gesungen; wir hatten sogar ein Quartettchen, das sich anhören ließ. Bald verstummten jedoch Gesang und Reden, und vier Männer legten sich aufs Ohr. Einer mußte wachen, um das Feuer zu schüren. Der Bayer hatte ein silbernes Taschenührchen (das ihm übrigens jeder westliche Bahn-

räuber mit Verachtung ins Gesicht geworfen haben würde); so wußten wir wenigstens halbwegs die rechte Zeit, und der Wachthabende konnte nach einer Stunde seinen schlafenden Kameraden wecken, welcher die Arbeit des Feuerhaltens übernahm. Dieser schüttelte später einen dritten auf und so weiter.

Zwischen Mitternacht und Morgen wurden wir jedoch alle miteinander geweckt; geweckt und in die Flucht getrieben von einem Feuerschein und Funkenregen, als brenne der ganze Wald! Der Konstanzer hatte die Wache gehabt, und das Schreckenskind unserer Expedition spielte mit dem Feuer. Er trug — um Spaß zu sehen, wie er nachher berichtete — flammende Scheite in den hohlen Baum, und dieser begann inwendig zu brennen. Aber so plötzlich, im Nu schoß das Feuer durch den Stamm hinauf, daß es eher einer Explosion glich.

War das ein Feuerwerk! Wir vergaßen vor lauter Staunen ganz, den Übeltäter, der uns durch seinen unsinnigen Streich vom Lager vertrieben hatte, zu verohrfeigen. Und warum auch, das Schauspiel war ja eine *Belohnung* wert; wenigstens machte es *mir* unvergeßliches Vergnügen. Die Funkengarbe, die oben zwischen der mächtigsten Gabel des Eukalyptus hundert Fuß hoch zum Himmel sprühte, glich einem tätigen Vulkan. Übergossen von blutrotem Schein standen die Büsche und Bäume ringsherum. Ein Gemurmel ging durch ihre Reihen, als flüsterten sie sich zu: jetzt muß er sterben, unser Häuptling und ältester Bürger! Hört ihr's, wie er vor Schmerzen brüllt, derweil ihm das Feuer, unser aller Todfeind, die Eingeweide frißt. Wie er seine Arme zitternd gen Himmel streckt; wie ihm jetzt ein Arm, dann der andere schlaff her-

unterfällt; wie er sich neigt, neigt und mit donnerndem Getöse — der Titanen letzter Trumpf — als rauchender Rumpf vor die Füße seiner Untertanen rollt!

Als das schaurigschöne Schauspiel vorüber war, dämmerte fahl der Morgen. Wir marschierten weiter. Im stillen mußte ich lachen, wie sich jetzt der Mißmut meiner Reisegefährten ganz auf den Konstanzer abwälzte. Vorher mußte i ch die Nergeleien erdulden, weil i ch die Expedition in diese unwegsame Wildnis hineingelotst hätte.

„Bist dümmer als du aussiehst!" sagten die beiden württembergischen Schwaben zu dem badischen Schwaben; und das sagte viel, denn der Konstanzer hatte ein Gesicht wie die Karikatur des Klostermichele im Lahrer hinkenden Boten. „I hau' dir a Watschen 'runter!" schrie der Bayer. „Wenns der ganze Wald het Feuer g'fangt, dann kannst dir 's Kreuz auf den Buckel machen und laufen!" —

Mittags kamen wir endlich aus dem Dickicht heraus und standen auf einem, den Wald von Osten nach Westen durchschneidenden Schienengeleise. „Seht ihr's, ihr Ungläubigen!" schimpfte i ch jetzt. „Das ist die Eisenbahn von Kairo nach Poplar Bluff, wie ich's vorausgesagt habe. Wir m u ß t e n diese Linie irgendwo antreffen, wenn nördlich gegangen wird. Bataillon linksum! marsch!"

Bedeutend leichteren Schrittes tappten wir jetzt auf dem hindernisfreien Geleise. Vielleicht hätten wir vor Freude und Hoffnung ein Lied angestimmt, aber — es begann stark zu schneien. Der letzte Brotlaib war auch längst gegessen und verdaut, und das Schlimmste kam: der Mann vom Bodensee klagte schon den ganzen Vormittag über Unwohlsein; jetzt jammerte er laut und wollte nicht weitergehn. Wir ermutigten ihn, baten ihn, flehten ihn an; der

Bayer versuchte es sogar mit Grobheiten; alles umsonst: der Konstanzer legte sich neben das Bahngeleise in den Schnee, als wär's sein Bett im Elternhaus.

Was nun machen? Den schweren Menschen tragen konnten wir doch auch nicht, waren selber erschöpft zum Umfallen. Wir berieten und beschlossen: bei der nächsten Station den Zug abzuwarten und nach Poplar Bluff zu fahren, wo wenigstens wieder Menschen wohnen. Aber wie hinkommen zu der nächsten Station? Der Konstanzer klapperte laut mit den Zähnen; er hatte das Fieber in hohem Grade, und den Landsmann liegen lassen, im Stich lassen, das war jedem von uns ein ausgeschlossener Gedanke. Abwechselnd griffen ihm zwei Kameraden unter die Arme, und so ging's — etwas langsamer, aber sicher — weiter. Am Abend erreichten wir eine Sägemühle und eine Kosthaushütte. Daneben stand das Stationshäuschen. Die Leute waren — wie alle Waldbewohner — zuvorkommend und neugierig. Vor allem beschwichtigten wir unseren quälendsten Schmerz, den Hunger. Für einen Dollar bekamen die fünf Gäste den Tisch gedeckt, aßen aber wenigstens für zwei Dollar Schinken, Brot, Kartoffeln und tranken heißen Tee. Der Kranke erholte sich wunderbar.

Im Stationshäuschen wohnte der Sektionsaufseher mit kleiner Familie. Er sagte uns, daß erst nach Mitternacht ein Personenzug (der einzige in je vierundzwanzig Stunden) von Kairo komme; er werde den Zug anhalten lassen. Personenzüge fahren im öden Westen an kleinen Stationen vorbei und halten nur, wenn mit einer Laterne signalisiert wird (bei Tag mit einem roten Tuch). Auch Fahrkarten können auf solchen Stationen nicht gelöst werden; wer mit-

fahren will, steigt in den Zug und der Schaffner verkauft dem Passagier die Karte.

Unvergeßlich bleibt mir der idyllische Abend auf dieser einsamen Station. Der Aufseher hatte ein Holzfeuer im offenen Herd angezündet; es war warm und kosig in dem übrigens leeren, beschränkten Wartesaal. Wir saßen auf der einzigen Holzbank; der Konstanzer lag neben dem Feuer. Als der Aufseher mit seinem jungen Weib und zwei Kindern zu uns hereinkam, machten wir der Familie Platz und setzten uns auf den Bretterboden. Dann erschienen noch etliche Arbeiter von der nahen Sägemühle und stellten sich ringsherum an die Wand. Die Leute sind ja, wie schon gesagt, neugierig. Sie sehen und hören nichts, als was ihnen der Wald erzählt, und das ist wenig bei so prosaischen, schwerhörigen Naturen. Wie sie sich aber gleichen, alle die Abgeschlossenen; ob es nun Pioniere des Urwalds oder Schwarzwaldbauern, Steppenbewohner, Alpenhirten oder Fischer an einsamen Dünen sind: alle tragen den Stempel des Naiven, Ungekünstelten.

„Wollen den Leuten mal eins vorsingen!" sagte der Bayer, als die Konversation zu ermatten begann. Sofort stimmten wir zu und an, und unzweifelhaft klang das erste d e u t s c h e Lied in diesem Raum, vor diesen Ohren. Und wie sie lauschten, die Waldmenschen! Die Arbeiter aus der Sägemühle vergaßen ihre Pfeifen zu rauchen und stießen sich mit den Ellbogen an; der Stationsmeister krampfte die Hände; seine Kinder starrten ins Leere; das junge Weib beschenkte uns Sänger am schönsten — sie wischte sich die Augen.

„Früh, wann die Hähne kräh'n — Ich weiß nicht, was soll es bedeuten — Am Brunnen vor dem Tore — Dich,

mein stilles, stilles Tal — Deutschland, Deutschland über alles —" und noch mehrere uns geläufige Lieder sangen wir dem dankbaren Publikum vor. Den Text übersetzte ich, eh das Lied begonnen wurde, ins Englische.

Und draußen schlug der Schnee mit Regen vermischt gegen die Fensterscheiben. Das Feuer flackerte und knisterte im Herd. Schatten bewegten sich an der Decke, an den Wänden. War das nicht eine moderne Auflage der heiligen Nacht von Bethlehem? — „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

In Poplar Bluff kamen wir am frühen Morgen an. Alles lag im Schnee begraben. Das Wetter war abscheulich. Wieder hielten wir Beratung; der Konstanzer machte uns viele Sorgen. Ich kaufte in der Apotheke Chininpulver und gab es dem Kranken ein. Es half nichts; fort, untergebracht mußte er werden, und das konnte hier herum nirgends geschehen.

„Nach Iron Mountain fahren!" hieß es nach der Abstimmung. Dort sind ausgedehnte Eisenbergwerke, wo ich und noch einer der Württemberger schon früher gearbeitet hatten. Vielleicht bekamen wir Anstellung, waren dann gerettet. Nun langte aber nicht allen das Geld. Dem Bayer langte es bis auf einen Halbdollar; der Kranke hatte keinen Cent mehr. Wir schütteten unser ganzes Geld zusammen, kauften fünf Fahrkarten, und so ging's.

„Keine Arbeit!" hieß es in Iron Mountain. Wir gingen zu Fuß — den Konstanzer immer mitschleppend — nach Irontown. Auch dort war nichts zu tun; in Petosi ebenfalls nicht. Dann marschierten wir nach Bismarck, um die gleiche trostlose Antwort zu hören: „Keine Arbeit!" — Und kein Geld mehr in der Vereinskasse! Die Fahrt von

Bismarck nach St. Louis kostet fünf Dollar den Mann. Wir verkauften unsere Revolver, der Bayer seinen Zeitmesser, und bekamen so vier Dollar zusammen. Mit diesem Geld bestachen wir den Schaffner eines Güterzugs. Die Schaffner der Güterzüge lecken förmlich die Finger nach solchen Extraverdiensten, wie ich oft sagen hörte und selber weiß. Der Mann versteckte uns in einen leeren Frachtwaggon, und fort ging's bei Nacht und Wind.

In St. Louis übergaben wir den kranken Kameraden der städtischen Wohltätigkeit. Der Bayer versuchte sein zweifelhaftes Glück, in der Stadt Beschäftigung zu finden, und trennte sich auch von der Truppe. Wir drei Württemberger gingen nach dem dreißig Meilen westlich gelegenen Pazifik, wo Erdarbeiten zu einer Brücke getan würden.

Anstellung gab es auch, aber welche? Im Eiswasser stehen den ganzen Tag. Da unsere Stiefel längst nicht mehr wasserdicht waren, so mußten wir schon am zweiten Tag die Arbeit verlassen. Gänzlich mittellos ging's den Weg nach St. Louis wieder zurück. Es war noch immer Februar und das Wetter kalt. In einem Wäldchen kampierten wir, zündeten ein Feuer an und warfen uns, nachdem das erbettelte Brot verzehrt war, todmüde daneben.

Hier geschah nun etwas, das der Chronik einverleibt zu werden verdient: der Rock meines Nachbars fing Feuer. Ich sah's; er fühlte es wohl gleichzeitig, denn blitzschnell wälzte der Mann sich um und schnellte auf, aber — ohne das brennende Rückenteil seines Kittels. Das war auf dem Erdreich festgefroren und wurde bei dem jähen Ruck abgerissen.

„Nichts Merkwürdiges," wird der Leser kopfschüttelnd sagen. Wär's auch nicht, aber die Lebensgeschichte

dieses Kleidungsstücks ist das Romantische an der Sache. Hier ist sie: Drüben, weit drüben in St. Petersburg, wurde der Rock — nach dem Bericht seines jetzigen Eigentümers — von einem Schneiderlein für einen russischen Grafen hergestellt. Der Graf wurde als Gesandter an den Stuttgarter Hof geschickt. Nachdem er den Rock eine Zeitlang getragen hatte, schenkte er ihn seinem schwäbischen Kutscher. Dieser wieder verschenkte ihn an seinen nach Amerika auswandernden jungen Schwager, und der trug das Kleidungsstück, bis es — dutzendmal geflickt, verschmiert und verwahrlost — hier in den amerikanischen Wäldern elendiglich zu Grunde ging.

„Rauch ist alles ird'sche Wesen.
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen" —

sagt Schiller.

* * *

Abermals in St. Louis angekommen, trennten wir drei uns ebenfalls. Keiner konnte dem andern helfen und so war es wohl das Gescheiteste, wir sagten: Glück auf und Lebwohl!

Ich stand besonders elend da, wenn ich mich mit früher verglich. Vor einem Monat füllten noch zwanzig Dollar meine Tasche und gute Kleider schützten mich vor Kälte. Nun waren Lumpen meine Decke, und betteln mußte ich, um nicht zu verhungern. Ach, der Toni hatte weise getan, nicht mitzureisen nach dem Unglücksstaat, wie er Missouri nannte. Der Toni — — ich bekam Sehnsucht nach seinem immerwährend lächelnden Gesicht. Der Toni — soll ich ihn suchen? Vielleicht kann er mir aus der Klemme helfen, wie es mein Wunsch gewesen war, ihn zu heben.

Ich ging nach Illinois hinüber, nach Lebanon — und fand einen Freund. Toni schüttelte mir herzlich die Hände, hieß mich ebenso herzlich willkommen. Nachdem die erste Begrüßung vorüber war, betrachtete der Saulgauer meine verlotterte Gestalt und sagte lächelnd: „Du saufst nicht, du rauchst nicht und hast — —"

„Ssst!" unterbrach ich den Spötter.

Die Vorarbeiten zum Ziegelbrennen verlangten fleißige Hände. Mister Wachtler nahm mich in seine Dienste, und mit Toni zusammen schaffte ich im Ziegelhof bis zum Sommer, bis ich wieder Kleider und Geld hatte. Dann —

Doch halt! eh der Platz verlassen wird, muß ich noch berichten: Mister Wachtler hatte ein Hotel. Im Schenkzimmer zeigte er mit großem Stolz den Tisch und ein Glas, an welchem und aus welchem oft ein in Deutschlands Gauen wohlbekannter Held Lagerbier getrunken. Der Held hieß Friedrich Hecker, der alte Achtundvierziger. Hecker hatte eine Farm nicht weit von Lebanon und kam häufig in das Städtchen geritten.

Ah! Wenn ich dann den berühmt gewordenen Tisch so anschaute und mir vorstellte: wie der bärtige Rebellengeneral dort auf dem Stuhl gesessen und vielleicht an seine bewegte Vergangenheit gedacht haben mag — was würde ich wohl dem Propheten geantwortet haben, der mir sagte: es kommt einmal die Zeit und Stunde, wo ein anderer, größerer Mann aus der Revolutionszeit dir leibhaftig gegenübersitzen wird?

Herr Karl Schurz lud mich in seinem letzten Jahr, kurz vor seinem Tode, zu einem Plauderstündchen ein. Ich verehrte dem hohen Herrn — dem General, Senator und Minister der Vereinigten Staaten — meine beiden Bücher,

und dafür beschenkte er mich mit einem der schönsten Augenblicke meines Lebens.

Doch zurück wieder zur Ziegelhütte, zum barfüßigen Stromer. Als der Himmel blau und warm mich anschaute, die Wälder und Wiesen grün und kühl, die Vögel frei dahinflogen in der zitternden Luft, da konnt' ich's nicht überwinden und verließ den Schiebkarren, Toni und Lebanon.

Am herrlichen Ohio wanderte ich hinauf bis Huntington in Westvirginien; von dort „rechtsum!“ nach Tennessee.



Kleine Abenteuer

Schrecken — Angst. Gott bewahre jeden Menschen vor diesen Feinden der Ruhe. Welcher von den zweien der fürchterlichere ist? — Es gibt Leute, die vom Schrecken getötet wurden; es gibt Leute, die vor Angst verrückt wurden. Der Schrecken erschlägt, die Angst erdrückt uns. Der Schrecken gleicht einer mir hinterrücks auf den Nacken springenden Bestie, die ihre Krallen in meinen Schädel haut. Die Angst gleicht einem heranschleichenden Polypen, der mit kalten Schröpfnäpfen langsam mein warmes Blut aussaugt.

Manchen unliebsamen Strauß mußte ich auf meinen Reisen (zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Gegenden) mit diesen Ungeheuern bestehen; sogar mit beiden schier gleichzeitig. Ein Abenteuer mit der Angst will ich hier erzählen:

Es war in Nordkarolina, als ich schon mehrere hundert Meilen in den Südstaaten herumgestromert hatte und ziemlich verbummelt und verzweifelt allerlei tollkühne Streiche verübte.

Ich saß im Wald bei meinem Wachfeuer. Es war kalt, der Himmel schwer mit Wolken behangen; der Sturm heulte durch die Wipfel der Tannen, und manchmal hörte ich einen der morschen Baumkolosse zur Erde donnern. Jetzt begann

es auch noch zu regnen. Das Feuer vermochte mir keinen Schutz zu bieten; auf der einen Seite wehten mich Rauch und Funken an, auf der anderen Seite wehte mich der Nordwind an. Ich verließ den Platz und marschierte, um mich warm zu halten, dem Eisenbahngeleise entlang.

Das Gehen auf dem Bahngeleise bildet in wenig kultivierten Gegenden Amerikas für Fußgänger die einzige Möglichkeit. Chausseen gibt es nicht; die Farmwege verlaufen sich in Sümpfen, Wäldern oder endlosen Prärien. Verboten ist das Promenieren auch nicht; wer könnte wohl ein Verbot in der Wildnis durchführen? Daß man den passierenden Zügen schön artig ausweicht, dafür sorgen die Kuhfänger an den Lokomotiven.

Es mußte schon Mitternacht gewesen sein, als ich an eine kleine Station kam. Das Hauptgebäude der Station war, wie an vielen andern, ein auf Pfählen ruhendes großes Wasserfaß. Eine Pumpe, durch Windflügel in Bewegung gesetzt, schöpft aus dem nahen Tümpel das Wasser und füllt das Faß, dessen Inhalt zum Speisen der Lokomotivenkessel verwendet wird. Da es noch immer regnete, setzte ich mich unter den Behälter und ruhte aus. Ich schlief sogar, trotz Nässe und Kälte, so müde war ich. Ein heftiges Getöse weckte mich auf. Der Güterzug von Charlotte rasselte heran und hielt neben mir, um seine Lokomotive zu tränken. Wie immer bei solcher Gelegenheit kam mir geldlosem Stromer der Gedanke: als blinder Passagier mitzufahren. Ich tat es ja oft vorher und noch öfter nachher.

Auf den Zug springen ist dabei das Leichteste; sich glücklich verstecken können ist schon schwieriger; beim Entdecktwerden vom fahrenden Waggon herabspringen ist jedoch zum Hals- und Beinebrechen. Und abspringen muß man,

wenn der Zugbedienstete mit einem eisernen Bolzen oder gar mit dem Revolver droht.

Ist es da zum Verwundern, wenn mir allerlei Schliche einfielen, welche das versteckte Mitfahren ermöglichen können? Ich studierte anstatt der Kasten der Eisenbahnwagen das, was unter ihnen ist — das Räderwerk. Quer vor den Rädern hängt an zwei Eisenstangen ein schmaler Balken, mit Radschuhen versehen. Wär's möglich, fragte ich mich, daß man ausgestreckt auf diesem sechs Zoll breiten Balken, mit den Händen die eine Eisenstange, mit den Füßen die andere festhaltend, liegen könnte? — Warum nicht? Ich sehe kaum ein, warum es nicht möglich wäre, auf diese Weise dreißig oder mehr (englische) Meilen freie Fahrt zu haben!

Da saß ich also unter dem Wasserbehälter. Die schnaufende Maschine hielt dicht neben mir und erleuchtete die nächste Umgebung. Der Heizer langte den Schlauch, welcher vom Faß herunterhing, und steckte das lose Ende in den Tender. Jetzt drehte er das Wasser an und die Boa spie das Naß in den Behälter des Tenders. Es rauschte gewaltig. Dazu regnete es in Strömen. Der Sturm pfiff und heulte durch den Wald.

„Und hier soll ich sitzen bleiben, die langen Stunden bis zum Morgen?" fragte ich mich. „Der Zug wird bald abfahren und mich in dieser Einöde zurücklassen! — Ich tu's; ich lege mich unter den Waggon auf den Querbalken. Probieren muß ich das Wagnis doch einmal; vielleicht ist es kaum gefährlicher, als auf dem Kuhfänger sitzen, oder mit ausgespreizten Beinen zwischen den schwankenden Wagen stehn!"

Ungesehen schlich ich aus meinem Versteck heraus und unter den ersten Wagen hinter der Maschine. Mein Wachs-

lederbündel mit Kleidern und ebenso meinen Hut schob ich unter den Radkasten. Mich selber streckte ich lang aus auf dem Holz. Schon früher, als mir zuerst dieser tolle Gedanke im Gehirn spukte, hatte ich an einem auf dem Seitengeleise stehenden Bahnwaggon das Experiment probiert, und so war es mir nicht ganz ungewohnt.

Ich lag nun auf dem Bauch; die zwei eisernen Stangen, an denen der Balken hing, gewährten mir ein Festhalten mit den Händen sowohl wie mit den Füßen. Mein linkes Bein war besonders gut versichert; es ruhte fest zwischen der Stange und dem Radschuh. Mein Gesicht befand sich dicht am anderen Radschuh. Nun konnte es losgehen!

Und es ging los. Die Lokomotive zog an; der Zug bewegte sich; das Rad an meiner Seite machte seine erste Umdrehung. Jetzt war ich gefangen und mußte mitfahren, und ging's zur untersten Hölle.

Oft, eh ich diese erste Fahrt unter dem rollenden Zug machte, hatte ich gegrübelt: was wohl in der Seele eines Selbstmörders vorgehe, wenn er den Sprung in die Tiefe getan und reuevoll die langen Sekunden zählt bis zum Aufschlagen; welche Schreckensbilder einem Ertrunkenen, Vergifteten, Verbluteten vorgeschwebt haben mögen, eh sein Übergang vom Leben zum Tod vollbracht war.

Jetzt wußte ich's. Beschreiben kann ich es aber nicht. Nebelhaft nur können Tinte und Feder malen, was ich bei dieser verrückten Fahrt zu fühlen bekam. Die erste Angst packte mich, als durch ein Schwanken des Querbalkens der eiserne Radschuh klirrend an das Rad schlug und mein rechtes Bein aus seiner Lage geworfen wurde.

Rasch versicherte ich das Bein wieder und hakte es mit

der linken Stiefelspitze fest. Wenn nun ein heftigeres Anschlagen erfolgt? wollte ich denken; jedoch ein anderes Grausen verdrängte diese Sorge. Der Zug ging schneller und schneller. Ich meinte, es sei gar nicht möglich, daß er noch schneller fahren könne, aber er konnt's. Das Rad, bloß wenige Zoll von meinem Gesicht entfernt, schnurrte wie eine Spindel. Ein nie zuvor so laut gehörtes Klirren, Klappern, Kettengerassel, Glockengeläute betäubte mein linkes Ohr; in das rechte pfiff der eisige Luftzug. Wie aus einem Blasebalg wehte die Luftströmung unter den Wagen durch und riß mich schier von meinem Lager.

„Festhalten! Festhalten!" Auf dieses „Nur festhalten!" konzentrierte ich das übriggebliebene Denkvermögen. Ewig dauert die Fahrt ja nicht; eine Stunde, höchstens zwei, und das Wasser wird knapp, die Lokomotive muß halten. Aber welch eine Stunde! Der Zug geht ja noch immer rascher; er ist erst im Anlaufen begriffen; erst minutenlang unterwegs...

Hu! war das ein Schlag wider das Rad. Und wie die Schienen unter mir flimmern; die Schwellen vorüberzucken; wie der Wald dort außen — gespenstisch beleuchtet vom Scheinwerfer — sich spaltet, der bellenden Maschine Platz macht. Jetzt ein neues Grausen: der Heizer schürte das Feuer und ein Sprühregen rotglühender Kohlen blitzte unter dem Zuge durch, lichte Streifen bildend. Mehrere der Feuerpfeile trafen mich an den Händen; ich wendete das Gesicht und verbiß den Schmerz. Wenn die Funken meine Kleider in Brand stecken? dachte ich. Vielleicht brenne ich schon, muß es brennen lassen!

Und wieder eine unberechnete Gefahr: der Zug bremste. Wahrscheinlich ging es zu Tal und dann über eine

Brücke. Der Radschuh, dicht an meiner Wange, preßte an das Rad. Erst rutschte er knirschend auf dem Eisenreifen; dann packte er fester. Funken stoben ringsherum und ein Brandgeruch, zum Erbrechen stickstoffhaltig, drang mir in die Lunge.

Jetzt rollten die Wagen auf einer Pfahlbrücke über den morastigen Sumpf. Das Schilf flatterte längs der Brücke; die Brücke schien sich zu senken. Jetzt lockerten sich wieder die Bremsen und mein qualvoll unbequemes Lager schwankte gleich einer Hängematte. Schneller und schneller fuhr der Zug abermals. Der Heizer schüttete schon wieder einen Feuerregen unter die Wagen und die höllischen Kumpane tanzten Wirbel auf meinen glücklicherweise beeisten Kleidern. Dann vereinzelten sich die Funken und das Blaserohr hauchte mich an. Kälter und kälter fühlte ich das Blut in mir werden. Ich fühlte, wie meine Füße alle Empfindung verloren. Wenn sie nur steif gefrieren, dann bleiben sie wenigstens auf dem Balken liegen! tröstete ich mich. Aber meine Hände begannen auch zu erstarren; mein ganzer Körper machte es nach. Und noch immer raste der Zug mit ungeminderter Schnelligkeit auf dem Geleise dahin.

Bisher hatte ich keine Zeit gehabt, meine verzweifelte Lage zu ermessen. Die Überraschungen, das Unvorhergeahnte folgte so rasch, Schlag auf Schlag. Nun war ich an die Schrecken gewöhnt, vermochte zu überlegen, und — Todesangst umgarnte mich.

Seltsam, ich empfand wenig Reue über den tollen Streich, der mich in diese Gefahr versetzt hatte. Ich dachte auch keinen Augenblick über mein vergangenes Leben nach; über die Welt, die nun, wie es kaum anders gehen kann, verlassen werden muß. Ich weiß überhaupt nicht, was

und ob ich dachte. Die Gedanken stoben, huschten so blitzartig vorbei — gleich dem Funkensprühen und den Schwellen unter mir — daß ich keinen festzuhalten, mich keines einzigen mehr zu entsinnen vermag.

War es die Angst, die Todesangst, welche mich damals rettete? — Unzweifelhaft machte sie mein Herz schneller pochen und schützte dadurch mein Blut vor gänzlichem Erkalten.

Als der Zug endlich stillstand, ließ ich mich herabfallen. Meine Füße waren gelähmt und darum mußte ich mich fallen lassen, die gelähmten nachschleifen. Schon in Sicherheit, gedachte ich meines Huts und des Kleiderbündels. Noch einmal kroch ich zu der schaurigen Stelle zurück und wieder heraus.

Längst waren die Wagen davongefahren und der Morgen dämmerte, eh meine armen Beine — warm geklopft und gerieben — wieder zu gehen vermochten. Und nur zwanzig Meilen hatte ich mit der unsinnigen Fahrt gewonnen!

Das Verrückteste war jedoch: ich wiederholte bei meinen späteren Irrfahrten das Wagnis noch öfter; wenn auch nicht im Winter und dicht hinter der Lokomotive. Ein Beweis, wie sehr der Mensch bei rauhem Herumtreiben verhärtet und verwildert.

* * *

Abenteuer mit dem Schrecken könnte ich Dutzende erzählen. Wenn es den werten Leser beunruhigt oder langweilt, so wolle er die folgenden Seiten dieses Kapitels überschlagen; ich beginne mit einem:

In den Ozarkbergen, unweit der Grenze des Indianergebiets, erlebte ich eine Begebenheit, welche mir un-

vergeßlich bleiben wird. Im Spätsommer war es. Der Urwald mit seinem Getier- und Pflanzenleben dachte noch lange nicht ans Winterschläfchen. Myriaden Insekten schwirrten in der drückend heißen Luft. Zahllose Vögel flatterten von Baum zu Baum. Häufig huschten Reptilien vom Bahnbett, wo sie sich auf dem sonnendurchglühten Sande wärmten, in das Dickicht. Mehr als einmal hörte ich das schaurige Schreien eines Panthers, eines Kuguars, oder Bellen der Wölfe.

Der Abend kam; wie gewöhnlich eine Stunde vor dem Dunkelwerden suchte ich einen passenden Platz als Lagerstätte für die kommende Nacht. Ein großer Baum, dessen Stamm und Dach mich schützen konnten, war bald gefunden. Dort warf ich mein bescheidenes Reisegepäck auf den Boden und sammelte Holz zu einem Wachfeuer; der Brennstoff lag verschwenderisch herumgestreut. Das Holzsammeln gehörte stets zu meinen liebsten Beschäftigungen; selten tat ich es, ohne dabei zu singen oder Gedichte zu deklamieren (ich kenne Schiller fast auswendig, und Goethe, Heine sind mir auch geläufig). Solche feierliche Abendstunden allein im Wald — dem von der sinkenden Sonne mit Goldfäden durchsponnenen Wald — die waren es, welche mich vom Stadtleben fernhielten und alle Mühseligkeiten der Wanderschaft vergessen ließen.

Nachdem Holz genug zusammengetragen war, studierte ich den Wind, um das Feuer so anzulegen, daß mich Rauch und Funken nicht belästigten, wenn ich zwischen ihm und dem Baumstamm kampierte. An Streichhölzern mangelte es mir nie, und bald lohten die Flammen. Ich hatte nun meinen alten, treuen Freund und Kameraden bei mir: das Wachfeuer.

Sieht man Feuer, dann denkt man gewöhnlich an den Küchenherd, ans Kochen und Essen; besonders wenn es einen so gewaltig hungert wie mich. Ich hatte den Tag über wenigstens zwanzig Meilen zurückgelegt und daneben noch mehrere unnütze Abstecher vom Bahngeleise gemacht. Ich mußte die Abstecher machen, um Proviant zu ergattern; und nutzlos waren sie, weil die meisten Farmen viel zu weit im Walde lagen, die verführerischen Fußwege kein Ende nehmen wollten, und an zwei näherliegenden Farmen mich zähnefletschende Hunde vertrieben.

Wieder einmal den Sprung über das siebente Gebot Gottes machend, stahl ich von einem nahen Welschkornfeld etliche Ähren, die nun, am Feuer geröstet, mein Abendmahl wurden. Trinkwasser trug ich immer in einer Flasche bei mir. Da es nach dem Essen noch zu früh zum Schlafen war, vertrieb ich mir die Zeit durch Spielen mit dem Feuer. Moos und Gras warf ich in die Flammen und ergötzte mich an den Rauchwolken, die hoch hinauf in das Blättergewebe der Bäume qualmten. Mit dem Taschenmesser schnitt ich grüne Sassafrasreiser und belustigte mich an ihrem Geknatter, wenn sie von den Flammen gefressen wurden.

Endlich war es Schlafenszeit. Eh ich mich legte, suchte ich Prügel und Steine als Waffen gegen etwaige Überrumplung während der Nacht. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, auch in der Einöde.

Ich träumte gewöhnlich nur von schönen, mich anlächelnden Gestalten. Welche Traumbilder mich in jener Nacht umspannen, ist meiner Erinnerung entflogen. Aber das weiß ich noch, wie wenn ich's gestern erlebte: daß ich jäh, entsetzt aufwachte, durch einen heißen Hauch wider

mein Gesicht, und die Augen öffnend in eine so tierische Larve blickte, daß mir vor Schrecken das Herz stillstand. Sekundenlang hielten sich die beiden Gesichter stand: das Menschengesicht und das — —

„Ein Grizzli!" schrie ich und schnellte hoch; bückte mich, den Prügel ergreifend, und schnellte wieder hoch.

Es war kein Grizzlibär, sondern — ein großes, schwarzes Schwein, das, wie hundert andere seiner Rasse von der Farm gelaufen, im Wald verirrt und verwildert, mich besuchen kam.

Daß die Sau nicht minder an m i r erschrak, bewies ihre schleunige Flucht. Daß ich von dem Schrecken halb wahnsinnig war, bewies meine Verfolgung. Ich jagte das arme Tier hundert Meter weit in die Finsternis hinein, bis ein umgefallener Baumstamm mich zum Fallen brachte. Dort lag ich wohl mehrere Minuten lang stöhnend, meine Kniee reibend, und nichts weniger als lachend.

* * *

Kreuz und quer und während aller vier Jahreszeiten durchbummelte ich den Staat Arkansas, und glaube nicht fehl zu gehn, wenn ich behaupte, daß es östlich des Felsengebirges keine Gegend gibt, die mehr Wild beherbergt als die Wälder von Arkansas. Es ist ein Paradies und Eldorado für wilde sowohl wie harmlose Tiere.

Kaum eine Woche verging (ich spreche vom Wandern in der W i l d n i s; der Staat hatte schon damals blühende Städtchen und kultivierte Ländereien), wo ich nicht eine interessante Begegnung mit Bestien erlebte.

Eines sehr heißen Tages saß ich neben dem Bahngeleise im Schatten und hielt Siesta. Kein Lüftchen regte sich.

Kein Blatt an den Bäumen und Gebüschen regte sich. Es herrschte ein Stillleben im Busch, das gar nicht stiller sein konnte. Auf einmal hörte ich doch etwas im Walde. Erst fern und dumpf, dann näher kommend und lauter werdend, hörte ich ein Geräusch wie träges, schleppendes Marschieren. Es knisterte und knackte unter den plumpen Schritten eines gewiß schweren Tieres. „Was es wohl sein mag?“ fragte ich mich. „Vielleicht eine heimatlose Kuh, ein Pferd? Hoffentlich keine Bestie — kein Bär?“ Das Ding kam von der entgegengesetzten Seite des Bahngeleises, und nicht gradeswegs auf mich zu. Vorsichtshalber versteckte ich meine teure Persönlichkeit aber doch hinter dem nächsten Baum.

Jetzt konnte ich deutlich das Zerbrechen dürrer Reiser hören, das Beiseitestreifen des Buschwerks, sogar kurzes Schnaufen. Jetzt bewegten sich die Zweige einer Zwergeiche; die Blätter eines Dogwood zitterten; die Lianen schwankten; das Sassafrasgebüsch am Rande des Waldes teilte sich, und keine dreißig Schritt von mir kam der Kopf eines riesigen Bären zum Vorschein. Dem Kopfe folgte sein Eigentümer. Gemächlich, faul, schläfrig schritt Mister Petz über das Bahngeleise und tauchte (auf meiner Seite) wieder in den Wald hinein.

Gott sei Dank! er hatte mich weder gesehen, noch gerochen. Aufatmend wollte ich schon mein Versteck verlassen, da — halt! ein zweiter, kleinerer Bär kommt aus der nämlichen Richtung und überschreitet ebenso gemütlich den Bahndamm.

Das war jedenfalls die Frau Gemahlin des Mister Petz. Eine Weile wartete ich noch hinter meinem Baum, ob nicht etwa Familienangehörige des knurrigen Ehepaars nachspazieren würden. Es folgte jedoch nichts mehr —

und das erfreute mein Gemüt. Ich bin kein Liebhaber von solchen Raufereien, bei denen sich meine Gegner ins Fäustchen — hier in die Bärentatzen — lachen können. Was hätten mir der Prügel und der Revolver, den ich stets bei mir trug, gegen den vereinten Angriff der beiden Ungeheuer genützt?

* * *

Ein anderes Mal — ich kam zum zweiten Mal von Texas herauf — bekam meine Seelenruhe auch einen unverhofften Ruck. Im Spätherbst war es und Abends. Ich trappte schon den ganzen Nachmittag durch eine so schaurige Urwaldwildnis, daß es mir gegen Sonnenuntergang wirklich bange wurde. Der Himmel hing voller grauer Regenwolken. Kein Leben regte sich, nur der Wind wirbelte in kurzen Stößen zahllose Blätter durch die Luft. Der Wald rauschte dann gleich ferner Brandung; die Bäume ächzten, die Gebüsche seufzten, die Lianen knarrten; meine Stiefel stolperten hin und wieder an den ungleichen Bahnschwellen.

Auf allen meinen Wanderungen streifte ich jedwelchen Reisekollegen, der sich an mich hängen wollte, von mir ab. Diesmal reute es mich, so verlassen fühlte ich mich in dieser Wildnis. Feuer machen? dachte ich. Schwer ließ sich aber ein passender Ort zum Lagern finden; hohe, dickstämmige Bäume standen rechts und links von der schmalen Gasse des Eisenbahngeleises, das Unterholz aber wucherte erstickend dicht. Keinen Fußbreit Boden konnte ich entdecken, um darauf Quartier für die Nacht zu machen; und doch mußte ich.

Ich hob einen Stein auf und warf ihn vorwärts in der Richtung meines Eindringens in den Busch. Das tat ich

immer, aus Vorsicht; sonst würde ich schwerlich mit heilen Knochen durch alle meine Irrfahrten gekommen sein. Gewöhnlich horchte ich nach dem Steinwerfen, ob sich in den Dornhecken und Schlingpflanzen etwas rege. Meistens regte sich nichts, manchmal aber raschelte eine Natter dahin; und das wollte ich wissen.

Diesmal brauchte ich nicht zu lauschen: der Stein flog etwa zwanzig Schritt weit ins Gebüsch, und — einer Explosion gleich schnellten fünf krächzende Geier auf, kreuzten dicht neben mir das Geleise und stoben fort in den Wald. Den Hut wehten sie mir vom Kopf mit ihren Flügelschlägen; mich selber warfen sie schier um — oder war es der Schrecken, der's tat?

Nun mußte ich doch sehen, was die gefiederten Räuber zu ihrer Generalversammlung einberufen hatte. Ich konnte mir's schon denken, und so war es auch: der halbverweste Kadaver einer Kuh lag auf dem Boden. Das arme Tier war zweifellos vom Kuhfänger der Lokomotive getroffen worden und schleppte sich noch etliche Schritte weiter ins Gebüsch, um dort zu sterben.

Meine Naseweisheit wurde mir übrigens schnell vertrieben: der Leichengeruch und noch mehr der Anblick des Kadavers war so ekelerregend, daß ich schleunigst Reißaus nahm.

Die Nacht senkte sich nun rasch auf mich herab. Ich vermochte keinen Lagerplatz zu finden in dem allerorts feuchten, stinkenden Wald und marschierte, marschierte. Nach zwei Stunden etwa sah ich Licht. Es kam aus dem Fensterchen einer Sektionshütte; daneben war die Station. Um Mitternacht rasselte der Güterzug aus dem Süden heran und hielt, um Wasser und Holz zu fassen; Güterzüge brann-

ten damals nur das im Wald geschlagene und neben dem Wasserfaß aufgehäufte Holz. Ich kletterte zwischen die Wagen und fuhr wieder einmal mit als blinder Passagier.

* * *

Noch eine Episode möchte ich erzählen und dann dieses Kapitel der Angst und Schrecken beenden.

Indiana gehört auch zu den zwei Dutzend Staaten, welche von mir betreten wurden. Mehrere Male durchquerte ich diesen Staat. In Bedford (Grafschaft Lawrence) arbeitete ich im Steinbruch und verdiente mir neue Stiefel, was sehr notwendig geworden war. Länger als bis zum ersten Zahltag arbeitete ich aber nicht, und jauchzend vor Lebenslust wurde wieder hinausgestürmt in den Sommersonnenschein der grünen, blauen, regenbogenfarbigen Welt.

Bald verstummte jedoch das Jauchzen. Die neuen Stiefel drückten. Ich war so lange in den alten Tretern herumspaziert, bis sie mir von den Füßen fielen, und meine Zehen und Sohlen waren derart an die Luftlöcher gewöhnt, daß sie sich gegen jede Einkerkerung auflehnten. Da ich mir nur im Winter den Luxus des Strümpfetragens erlaubte, liefen sich schon nach wenigen Stunden Marschierens meine Füße wund. Ich zog die Stiefel aus und ging barfuß. Barfußgehen tat ich sehr oft und gerne; aber nicht überall k a n n man es. Gerade hier, zwischen Bedford und Mitchel, bestand das Bahnbett aus kleinen, spitzen Steinen, zwischen denen die Schwellen lagen. Ich mußte darum auf den Schwellen fortschreiten. Was das heißt, weiß nur der Stromer, der's selber versuchte. Die Schwellen sind mit der Axt gehauen; rauh, ungleich und voller Splitter. Sie liegen zudem bald nah, bald weit auseinander. Öfter

sind sie ganz von den scharfen Steinen bedeckt, und der Barfüßige muß etliche Schritte auf den Schienen entlang balancieren. Die Schienen waren jedoch vom Höllenbrand der Sommersonne heiß wie ein Bügeleisen.

Auf der nächsten Station machte ich halt und wartete auf den Güterzug von Indianapolis, der, wie mir bekannt war, bald ankommen mußte. Unbemerkt stellte ich mich zwischen die Wagen. Der Zug fuhr ab und nahm mich mit. In dieser mehr bevölkerten Gegend machen die Eisenbahnbediensteten jedoch schärfere Jagd auf blinde Passagiere als jenseits des Mississippi. Auch wird man, wenn erwischt, bestraft, und ist man gar ein „Tramp" (Landstreicher), wie ich es zeitweilig war, dann gibt's für die freie Fahrt freies Quartier im Bezirksgefängnis.

Mich zu erwischen gelang jedoch den Herren nie. Ich war eine Katze im Klettern, Verstecken und Abspringen, oft während schneller Fahrt. Daß ich mir beim Abspringen manchmal wehe tat, Gesicht und Hände blutig schlug, einmal den Fußknöchel verrenkte und acht Tage lang hinkte wie ein angeschossenes Wild, das mußte mit in den Kauf genommen werden.

Also, ich fuhr mit und wurde selbstverständlich, da es heller Nachmittag war, bald entdeckt. Immer, wenn der Zug in Bewegung ist, schreiten die Bremser über die Wagendächer und suchen nach so unwertem Gesindel, wie meine Persönlichkeit es war. Alles was recht ist: die millionenreichen Eisenbahngesellschaften Amerikas haben ihre schwere Not mit den „Tramps"; sie sind ihnen eine gar nicht abzuschüttelnde Plage. Es gibt aber leider auch keinen anderen Weg für den Stromer, um vorwärts zu kommen, als die Eisenbahnen.

„Du gottverdammter Hundesohn!“ schrie eine Stimme über mir. „Willst du gleich abspringen, Hundesohn?“

Aufschauend gewahrte ich den Schreier, der sich eben herabbückte, um mit seinem eisernen Koppelbolzen meine Hände zu trommeln. Da blieb keine Zeit zum Besinnen. Wenn er mir die festklammernden Finger von ihrem Halt schlägt, dann falle ich zwischen den Wagen durch auf die Schienen. Ich mußte augenblicklich vom Zug springen und tat's.

Der Zug verschwand in seiner Schleppe nachfliegenden Staubes. Ich lag auf dem Boden und examinierte meine Knochen, ob sie noch beisammen seien, blickte herum nach Hut und Stiefeln, die hoch im Bogen ins Ackerfeld geflogen waren. Gegen Dunkelwerden kam ich zu einem verlassenen Farmhaus, das nur hundert Schritt vom Bahndamm neben einem Gehölze stand. Es gibt viele solche verlassenen Blockhütten im Westen der Vereinigten Staaten; ihre Eigentümer haben entweder das Land mit einem besseren vertauscht, oder sich bereichert und eine bequemere Wohnstätte gebaut. Da ich der späten Stunde und noch mehr des drohend näherrückenden Gewitters wegen nicht wählen konnte, wurde die leerstehende Hütte als Nachtquartier belegt.

Sehr gastlich empfing mich das Blockhaus nicht. Das Holzwerk war halb verfault; das Dach gewährte bloß in einer beschränkten Ecke Schutz gegen Unwetter; Türen und Fenster fehlten wie gewöhnlich: derartige Wertsachen nimmt jeder abziehende Farmer mit. Aus dieser ehemaligen Wohnstätte hatte man sogar die Bretter des Stubenbodens fortgeschleppt. Dafür hatten die Leute aber neben dem Häuschen einen Strohhaufen liegen lassen, von dem ich etliche

Arme voll unters Dach trug und mir ein Lager für die Nacht bereitete.

Ah! wie sich's da wohlig ruhte. Barfuß, wie ich den Tag über marschiert war, lag ich nun im Stroh, das mir weicher dünkte, als dem reichen Prasser sein Daunenbett. Jetzt kam aber das Gewitter näher und der reiche Prasser in seinem Daunenbett wurde doch ein Gegenstand des Beneidens. Greller zuckten die Blitze und warfen ihr unheimliches Feuer auf mein Lager. Donner rollten und wurden lauter bei jeder Wiederholung. Eine Staubwolke, mit allerlei Unkraut vermischt, fegte draußen über das verödete Farmland, und Regentropfen klatschten wider das Hüttendach. Immer heftiger tobten die Elemente; der Regen artete zu einem Wolkenbruch aus. Die Blitze folgten sich so rasch, daß ich wie neben einem Wachfeuer im Hellen lag. Viele vom Sturm geschleuderte Wassertropfen spritzten durch das zerlöcherte Gebäude in mein Gesicht.

Wohl in schaurigeren Gegenden hatten sich Gewitterstürme über mir ausgebrüllt, aber angenehm war mir's nie. Es sind immer, auch für den abgehärtetsten Menschen, Stunden des Grauens, so allein und weit weg von mitfühlenden Geschöpfen einem unfaßbaren Walten gegenüber zu stehen, das weniger aufgeklärte Gemüter zum Winseln erniedrigt. Mir wurde diesmal schwer und tief ernst zu Mut. Ich gedachte des ruhigen Schlafens im weichen Bett, im wohlverschlossenen Kämmerlein. Gedachte der stillen Nächte im fernen Vaterhaus. Gedachte meiner Knabenzeit, meiner Jünglingsjahre. Jetzt war ich ein Mann, und was für einer?? — Ich mochte mich entschuldigen, wie ich wollte: mit meinem eigenartigen Temperament; mit meiner Abenteuersucht, meiner Freiheitsliebe;

immer sagte mir das besonnenere Ich: „Genug! Höre auf! Geh zurück zu den Menschen, eh es zu spät wird!"

Seltsam, jetzt erst merkte ich das eiskalte Ding, das sich schon eine ganze Weile um meinen nackten Fuß gelegt hatte. Noch glaubte ich, es wäre nur Regenwasser, das den Hüttenboden überschwemmte und näher zum Strohlager heranflutete. Plötzlich aber schnürte das kalte Ding sich fest um meinen Knöchel und rutschte schlüpfrig a u f w ä r t s. Eine jähe, entsetzliche Erkenntnis zuckte in mir auf: eine lebendige Schlange ringelt sich um mein Bein! Das Reptil ist vom Unwetter in die Hütte hereingetrieben worden und fand das warme Blut meiner nackten Füße. Was soll ich tun?

Es gibt eine Angst, die so fürchterlich lastet, daß Tod und Sterben Erlösung bedeutet. Still und starr lag ich auf dem Stroh und überlegte: lass' ich die Natter in Ruhe, vielleicht läßt sie dann m i ch in Ruhe. Aber wie lange? Sekunden sind Ewigkeiten. Wie lange muß ich diese grauenvolle Ungewißheit ertragen? Wie lange k a n n ich sie ertragen?

Schon fühlte ich, daß mein Herz zu erlahmen begann, meine Glieder starr wurden, meine Zähne sich verbissen vor Todesangst. „Erlösung!" keuchte ich und stieß elektrisch schnell mit meinem freien Fuß wider den gefesselten, um das Reptil abzustreifen. Gleichzeitig griff ich mit den Händen danach. Ich kann mich noch erinnern, wie ein schwarzes, langes, sich konvulsivisch ringelndes Etwas durch den vom Blitz erhellten Raum flog.

Aber — „g e b i s s e n!" Der stechende Schmerz war mir vom Fuß bis in die Gehirnrinde gezuckt; „g e b i s s e n! sie hat mich gebissen!"

Ich stürzte hinaus ins Freie. Was war mir das Blitzen

und Donnerrollen, das Gießen des Wolkenbruchs; die Schlange hat mich gebissen! Dicht am linken Knöchel fühlte ich den Stich wie einen ins Fleisch getriebenen Stahlkamm. Ich preßte, quetschte die Wunde. Zugleich packte mich Ratlosigkeit und Todesangst, zugleich sinnlose Wut gegen das schleichende Reptil. Ich stürzte in die Hütte zurück, um die Natter zu fangen, sie zu zerreißen. Unverrichteter Sache stürzte ich wieder hinaus und quetschte abermals die gebissene Stelle. Dazu heulte der Sturm über die öde Steppe; Blitz und Donner betäubten mich, der Regen goß in Strömen.

Resignierend setzte ich mich endlich auf die Türschwelle der unglückseligen Herberge und erwartete den nahen Tod. Das Schütteln und Schaudern meines vom Regen durchnäßten, von der Aufregung bebenden Körpers hielt ich für den Beginn der Krämpfe, die jedem giftigen Schlangenbisse folgen.

Als dann aber der Morgen dämmerte; die Sonne über den dampfenden Feldern sich hob, Bäume, Sträucher und Gräser regenbogenfarbige Wassertropfen abschüttelten, lauwarmer Wind mich anfächelte und ich noch immer l e b t e — da wußt' ich mir nicht anders zu helfen, als mit weinendem Dankgebet „Mein Gott!" zu wimmern.

G e r e t t e t! Das muß auch erlebt sein, solche neue Lebensfreude. Wunderbar, wunderbar, wie doch alles sich ausgleicht: dieses Glückseligkeitfühlen nach der überstandenen Gefahr wiegt selbst ein Todesgrauen auf.

Das verwundete Bein schwoll ziemlich stark an; allerdings wohl mehr von meinem wahnsinnigen Bearbeiten, als von dem Biß der nichtgiftigen Schlange. Vom Stiefelanziehen war vorläufig keine Rede. Ich ging barfuß wie

am Tag vorher und trug das Schuhzeug auf dem Rücken anstatt an den Füßen.

„So halten die neuen Stiefel ihren Eigentümer aus!" lachte ich und machte Luftsprünge. Der Vagabund war wieder ganz Meister über mich geworden; er pfiff mir Lieder vor, lachte, jauchzte und blies mir den Gedanken aus: endlich doch ein ernsthafter Mensch zu werden.

Aber fürchterliche Rache nahm ich an dem Schlangengezücht. Sobald mir die Stiefel wieder an den Füßen steckten, begann die Jagd auf das Ungeziefer. Das südliche Indiana wimmelt von Reptilien, und kein halber Tag verging, wo ich nicht etliche totschlug. So zahlreich hausen sie dort, daß ich — besonders am Wabashfluß — keine Meile weit ging, ohne vom Eisenbahnzug überfahrene Schlangen anzutreffen. Sie wärmen sich zwischen den Schwellen und werden von der Lokomotive aufgeschreckt und zerschnitten.



Des Stromers erste Liebe

Nun hatte ich doch endlich das Fieber erwischt, oder richtiger das Fieber mich. Das viele Herumliegen in feuchten Wäldern machte sich geltend, ein grimmiges Malariafieber schüttelte meine starke Konstitution vom Scheitel bis zu den Zehen.

Unbestritten war diese Fieberperiode die schwärzeste Periode meines ganzen Lebens; so fürchterlich, so tief eingrabend, daß sie mir jahrelang, nachdem ich wieder kerngesund geworden, noch im Traume folgte gleich bellenden Wölfen.

Und doch geht mitten durch diese Schreckenszeit die herzinnigste Episode, die ich je erlebte. Wie ein Sonnenstrahl durch Regenwolken leuchtete sie in meine todmüde Seele. Wie des Verirrten Heraustreten aus dornigem Wald auf das freie Ackerfeld, auf warme, grüne, blumenbesäete Wiesen — die ihn niederziehen, bis er weinend vor Freude Schmeichelworte schluchzt und seine erkalteten Glieder im Gras und Sonnenschein wärmt — so wankte ich, krank, mutlos, des Atmens überdrüssig, von Selbstmordsgedanken verfolgt — die mich hetzten und nicht packen konnten, weil einer den anderen wegstieß, weil ihrer zu viele waren — so taumelte ich aus schwärzester Nacht heraus und ahnungslos in den Himmel meiner ersten Liebe.

Ja, es war meine e r st e Liebe! Bald dreiunddreißig Jahre alt; ein reifer Mann, jeder Tändelei und Schmeichelei fremd, ein Verächter zuckersüßer Redensarten, ein Halbwilder, dem das Herz nur rascher pocht, wenn Donnerkeile Eichen spalten, Stürme Felsen rollen — da lag der Uneinnehmbare gefesselt, umgarnt, Tränen vergießend — und ein Kind von Weib hat's ihm angetan.

* * *

Im Hochsommer 1884 kam ich wieder einmal von den Südstaaten hinauf gen Norden. Bei Helena setzte mich ein mitleidiger Neger unentgeltlich über den Mississippi, wofür ich ihm sein mit noch fünf Passagieren belastetes Boot rudern half. Viel helfen konnte ich dem Schwarzen nicht: meine Kräfte waren hin, ich befand mich in elender Verfassung. Schier einen ganzen Monatslohn ließ ich bei dem Dammbau drunten in Baton Rouge im Stich und floh; floh, wie nur ein hoffnungslos Besiegter ausreißen kann vor seinem ihm auf dem Nacken sitzenden Feind.

Auf dem Nacken? Nein, mir saß der Feind mitten im Körper, in Fleisch und Knochen, in jeder Zelle meines Bluts. Ein grimmiges Sumpffieber hatte mich gepackt. Nun hieß es: so rasch wie möglich wegkommen nach dem kühleren Norden oder elend verderben.

In Helena schaute ich mich nach einer Fahrgelegenheit um. Auf mehreren Schiffen bot sich meine übriggebliebene Arbeitskraft unentgeltlich an, jedoch ebenso fruchtlos wie drunten bei Napoleon und Vixburg. Es schwärmt den Mississippi entlang zu jeder Jahreszeit von gestrandeten Männern, die sich um irgend einen oder keinen Preis weiterarbeiten wollen. Und gesunde Leute sind es, keine Kranken,

wie ich jetzt einer war. Der Strom ist eben die einzige Straße, auf welcher das Fortkommen möglich ist. Eisenbahnen gibt es, aber fünf Cents die Meile (die schmalspurige Bahn nach Hot Springs verlangt gar zehn) macht das Eisenbahnfahren zu einem ausschließlichen Vergnügen der besitzenden Klasse.

Da stand ich und durfte nicht stehen bleiben. Fort mußte ich aus der Sumpfgegend, und wär's zuletzt durch das Hintertürchen „Sterben". Jeden zweiten Tag bekam mein armer Körper seinen Fieberanfall; immer gleich nach der Mittagstunde fühlte ich's nahen. Zuerst schauderte es mich, dann fror es mich; in der sengenden Glut des südlichen Sommers fror es mich, daß mein ganzer Leib schlotterte und zitterte, meine Zähne so heftig klapperten, daß sie mir vom Zusammenschlagen weh taten. Ich mußte mich jedesmal vor Schwäche auf die Erde werfen, wo's eben war. Nach dem Frieren trat eine wohltuende Pause ein, aber nur als Übergang zu dem richtigen Fieber, dem heißen. Bei starken Anfällen trat Delirium ein; was ich da alles sah und vielleicht trieb, weiß der liebe Himmel. In zwei Stunden war die Doppelattacke überstanden; nun kam der Durst; ein Durst, der für Menschen, die nicht selber die Malaria durchkosteten, kaum vorstellbar ist.

Was nun wieder machen? klagte ich, die Unmöglichkeit eines Fortkommens zu Schiff erkennend. Nur ein Bahngeleise führte von Helena weg, und nicht gen Norden, sondern nach Westen, nach Little Rock. Aber Little Rock und der weite Strich bis St. Louis waren mir so bekannt, wie einem alten deutschen Handwerksburschen Thüringens Gaue. Vielleicht reichen meine Kräfte, den Weg zu Fuß zu machen? Zum Erklettern eines fahren-

den Zuges reichten sie schon nicht mehr, das merkte ich bald.

So wankte ich denn dahin, langsam aber stetig. Manchen Tag machte der Kranke schier zwanzig Meilen; an Fiebertagen jedoch keine fünf. Grüßend tauchte endlich die Hauptstadt vor der rotglühenden Abendsonnenscheibe aus der staubigen Prärie. Es war Nacht, als ich Little Rock betrat. Unter dem nämlichen Nußbaum, wo ich drei Jahre früher in strotzender Gesundheit Siesta feierte, lag ich jetzt sterbenskrank, eine Ruine von Mensch.

Wär' ich doch gesund, wie schnell könnte alles wieder gut werden; Arbeit für gesunde Hände liegt nur so herum. Oder — soll ich mich krank melden im städtischen Hospital? „Nie!" rief ich trotzig. „Zum Henker mit den Lazarettbetten. Kann mich die Natur nicht retten, dann soll wenigstens sie mir das Lebenslicht ausblasen und nicht der Atem eines bebrillten Mediziners!"

Am Morgen stand ich auf der Brücke, die oberhalb Little Rock den Arkansas überspannt. Selten je war mir des Daseins Last so schwer, so überdrüssig und — so leicht abzuschütteln gewesen wie damals. Schmutziggelb rauschte der Strom unter den eisernen Trägern der Brücke. Was macht es ihm aus, wenn er neben seinem Unrat von abgerupftem Urwald auch noch meine hautumspannten Knochen mit sich schwemmt! dachte ich hinabblickend.

Doch ich wankte weiter, weiter. Der Tag wurde lang und heiß. Die Nacht kam. Ich schritt bei Mondschein durch hohen Wald. Wie ganz anders war er jetzt gegen früher, als ich noch gesund war. Die enge Gasse, in welcher das Bahngeleise lief, deuchte mich jetzt ein offenes Grab. Die Myriaden leuchtender Käfer, die hin und her flogen, schienen

laternenschwingende Totengräber zu sein. Das Quaken der Frösche nah und fern im feuchten Busch glich einem heiseren Trauerchor.

Dann ging der Mond hinter den Bäumen unter. Finsternis bannte mich auf die Stelle. Wo ich war, fiel mein Körper zur Erde und — die Moskitos fielen auf mich.

> „Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!" — —

„Nein, Herr Hofrat in Seidenstrümpfen!" lachte ich mit bitterem, aber nicht zu erwürgendem Humor: „so ganz miserabel geht's mir heut noch nicht. Zu Ihrer Jammerschilderung fehlt mir immer noch das Bett und das Brot!"

* * *

Andern Tags hatte ich wieder meinen Fieberanfall und kam kaum vom Fleck. Den folgenden Tag fühlte ich mich wohler und wanderte — wenn auch schleppend — zwanzig Meilen. Während der heißen Mittagstunden legte ich mich schlafen und marschierte dafür bei Nacht, so gut es ging.

Dann kam abermals der Fiebertag; sie vergaßen mich nie mit ihren prätentiösen Besuchen, diese Brand- und Schüttelanfälle. Wo sich's irgend tun ließ, wurde, eh die Stunde der Heimsuchung nahte, ein Farmbrunnen oder ein Bach gesucht, um wenigstens gegen Verschmachten geschützt zu sein. So gut mir aber auch die Gegend bekannt war, wie viele Enttäuschungen gab's! Wasserläufe, an denen ich früher badete, standen als stinkende, mit grünem Mantel überzogene Tümpel still, oder waren ganz vertrocknet. Ein-

mal versuchte ich, eh der Mittag und das Fieber kam, eine mir bekannte Farm zu erreichen. „Nur die halbe Meile noch!“ stöhnte ich; „jetzt nur eine Viertelmeile! eine Achtelmeile!“ Mit Sammlung aller Kräfte schritt ich vorwärts; schon sah ich die Lichtung im Wald; schon war ich bei der Lichtung. Dort winkt die Blockhütte; dahinter in schattiger Umarmung der Ziehbrunnen, aus dem ich früher einmal meinen Durst löschen durfte. Taumelnd vor Schwäche ging ich am Blockhaus vorbei zum Brunnen ... O Gott! Er war vertrocknet; der Brunnen vertrocknet, leer. Ich stürzte ins Haus, „Wasser! Wasser!“ schreiend. Auch das Haus ist leer; die Leute sind weggezogen und haben nur Staub, Unkraut und die Schale zurückgelassen.

Dort war es, wo ich im Delirium den ganzen Nachmittag gelegen haben muß, denn als ich erwachte, schien der Mond.

Und welch ein Träumen vor dem Erwachen! Nicht immer erinnerte ich mich der erlebten Träume, aber etliche blieben in meinem Gehirn stecken wie rostige Nägel in hartem Holz. Träume, so fürchterliche, daß ich oft nachher dachte: eine schaurigere Hölle, als von derartigen Gesichtern in alle Ewigkeit gehetzt zu werden, gibt es nicht!

Ich sah zehn oder mehr Jahre später ein Gemälde, das die Unterschrift „Malaria“ trug. Der Name des Künstlers, der's gemalt hatte, entfiel mir leider; ich weiß nur, daß es ein Franzose war, und daß er des Fieberwahns grimmige Qualen am eigenen Fleisch und Blut erfuhr: denn kein anderer konnte d a s Bild gezeichnet haben. Ein verschmachtender Soldat der Fremdenlegion liegt (wahrscheinlich in Algeriens Steinwüsten) neben einem Sumpf. Eine nackte Megäre sitzt neben dem jungen Menschen, und

ihn höhnisch, schadenlustig angrinsend, krallt sie ihre Fingernägel in seine entblößte Brust.

Der kühnste und beste Strich an dem Gemälde war aber: die knochige Megäre läuft von ihren Hüften abwärts in einen langen, schlüpfrigen, fettigen Amphibienschwanz aus, dessen Endspitze im Sumpf verschwindet, aus dem sie entstiegen sein muß.

Ja, solche Weiber haben mich auch besucht; und Kröten mit vielfarbigen Larven; Nattern, in klumpigen Knoten zusammengebunden. Aber immer war es das den Sümpfen entstiegene Amphibiengezücht, deren Fieberkeime sich jetzt mästeten in meinem Blut.

Eine andere, weniger häßliche, doch ebenso marternde Vision hatte ich beim Durchschreiten der Prärie von Aberdeen. Ringsherum das unübersehbare Grasmeer. Die Luft lag und zitterte auf der sonnendurchglühten, jetzt gelben, verdorrten, staubigen Riesenwiese. Ich lag und zitterte im spärlichen Schatten einer Baumgruppe, die ich noch eben vor dem Nahen des Fiebers hatt' erreichen können. Dann kam das Kopfweh, das heiße Überhauchen, das unnatürliche Schwitzen — und kein Tropfen Wasser ringsherum. Da sah ich plötzlich weit draußen in der Prärie einen Menschen; er schritt auf mich zu. „Wasser! Wasser!" schrie ich; oder träumte ich's nur und schwieg? Nein, ich schrie es laut, denn der Mensch — ein alter Farmer — schwang jetzt zum Beweis, daß er mich höre, einen Eimer. Und klares, kühlendes Naß spritzte aus dem Eimer. Ich eilte ihm entgegen; der Mann wich zurück vor mir. Ich lief, ich rannte, wie ein Verdurstender zur sprudelnden Quelle lief ich dem Manne nach; er floh nur noch eiliger. „Wasser! Wasser!" jammerte ich ohne Unterlaß; er begleitete mein Schreien

mit gräßlichem, irrsinnigem Lachen und schüttete das Wasser in den Sand. Staub wirbelte auf und ich taumelte erschöpft zur heißen Erde.

Als ich wieder erwachte, lag der Platz, wo ich mich zuerst gelagert hatte und wo mein Hut, mein Taschentuch und die leere Glasflasche meiner warteten, wenigstens fünfzig Schritt entfernt. Ich war also tatsächlich dem Phantom nachgelaufen, wenn auch nur mit der Ausdauer eines Halbtoten.

Wasser, Wasser! Immer nur trinken! Hunger fühlte ich nie; ein Zwieback oder ein Stückchen Brot langte mir den ganzen Tag. Kam mir aber ein Bach oder ein Brunnen in den Weg, dann füllte ich mich unmenschlich, wie ein Wüstentier. Aber nicht für acht Tage, wie dem glücklichen Kamel, reichte all das Wasserverschlucken aus; kaum war der Bach verlassen, dürstete es mich schon wieder.

Wie oft tat ich in jener Schreckenszeit das Gelübde (und hielt es dann auch): daß, wenn mich die Vorsehung aus dieser Hölle des Verschmachtens errette, ich nie einen Schluck Wasser trinken werde, ohne vorerst ein Dankgebet zu sprechen.

* * *

Ich erinnere mich nicht mehr, wie viele Tage oder Wochen ich gewandert bin, bis die ausgedorrten Prärien und schlammigen Urwälder hinter mir lagen; wie lange das Ringen dauerte zwischen Hoffen und Verzweifeln, zwischen Selbstmordsgedanken und Lust zum Leben. Aber das weiß ich: es war ein (für Gesunde) herrlicher, herzerfrischender Septembermorgen, als ein romantisches, mit Farmen und Obstgärten gesegnetes Tal sich vor mir öffnete und viele weißgetünchte Bretterhäuser in der Sonne glänzten.

Ich war nun im südlichen Missouri und die weißen, zerstreut liegenden Häuser bildeten das wohlhabende Städtchen Arkadien. Das war endlich doch ein glücklich gewählter Name, denn Arkadien gleicht einer schillernden Perle in Smaragdeinfassung.

Gleich nach dem Verlassen dieses kleinen Paradieses nimmt die Landschaft eine verwunderliche Formation an. Ein blutroter Bach schlängelt sich das Tal herab; ein pechschwarzer Fahrweg windet sich das Tal hinauf. Der Bach ist rot vom Rost der Iron Mountains (Eisenberge), aus denen er seine Wasser holt; die Straße ist schwarz vom Erz und Eisengeröll. Eine der gewaltigsten vulkanischen Umwälzungen muß hier einst gewütet haben. Das Eisen liegt frei und offen herum, ganze Berge bildend. Daneben wird Blei und Zink gegraben, Kupfer, Nickel, Kohlen. Ein ganzer Berg von grünem Glas liegt drüben im Südwesten des Staats.

Von Arkadien ging ich das breite, offene Tal entlang. Der Mittag nahte und mit ihm das beängstigende Gefühl, das der nicht weichenwollenden Fieberattacke voranschlich. Eh es kam, mußte ein Brunnen, eine Quelle gefunden werden. Die Wasserflasche, die ich immer bei mir trug, war längst geleert, und ohne Wasser durft' ich nicht sein.

Glücklicherweise kam mir der Fuhrmann eines Maultierkarrens entgegen, den ich um Auskunft fragen konnte.

„Hast das Fieber," antwortete der Mann und hielt seinen Karren still.

„Das weiß ich selber," sagte ich trotzig; Verzweiflung hat keine zarten Worte. „Einen Brunnen sollst mir zeigen; ich verdurste!"

„Glaub's dir! War auch mal in den verdammten

Sümpfen und hab's mit heimgenommen. Aber von hier bis Pilot Knob gibt's den ganzen Weg entlang kein anderes Wasser als den Bach, und der ist vergiftet. Sie waschen droben in Iron Mountain das Erz, und der Rost vergiftet den schönen Bach. Der Sonntag ist der einzige Tag, wo er klar fließt. Wenn du aber eine Meile weit, dort links die Bergreihe hinaufgehen willst, bei den Bergmannshütten wirst schon etwas zu trinken kriegen!"

Der Fuhrmann war für meine Verfassung viel zu gesprächig. Ihm kurz „Dank" sagend, schritt ich davon und den Hütten entgegen. Aber steiler und steiler wurde der Berg, und ich müder und matter. Ich hatte einen Fußweg gefunden, der mich sicher zu irgend einer Menschenwohnung führen mußte, aber meine Kräfte erlahmten. Noch tausend Schritt und die nächste Hütte wäre gewonnen; noch tausendmal ausschreiten? Schon zitterte mein Körper, meine Zähne klapperten, die Ohren brausten, die Augen flimmerten, meine Füße gingen unsicher. Ich stolperte und fiel. Ich raffte mich auf und wankte wieder vorwärts. Ich fiel abermals und richtete mich abermals auf.

Wie weit es noch so gereicht hatte, das wußte ich erst, als das Fieber nachließ und die Besinnung zurückkehrte. Zur nächsten Shanty hatte es nicht gereicht, aber doch in den gnädigen Schatten eines dünnen Gehölzes.

Da lag ich nun wieder — zum dutzendsten Mal seit das fürchterliche gelbe Gespenst mir nachjagte. Mein Gott, dachte ich, wie lange soll es noch so fortdauern, dieses Versiechen? Wie oft wird mein entkräfteter, abgezehrter Leib diese Attacken noch aushalten? Einmal muß es doch stehen bleiben, das Herz, es muß müde werden, sein dickes Blut durch schlaffe Adern zu pumpen. Wenn's jetzt geschähe?

Vielleicht geschieht es jetzt. Zum Sterben reif bin ich längst; zum Sterben willig auch. Ja, blas es nur aus, Barmherziger! das glimmende Lichtlein, eh's von selber erlischt. Bis hierher hat's gelangt das Öl, der Docht. Bis hierher hab' ich's tragen können, oder müssen, weiter brennt's nicht mehr!

Aber hier verenden und so verenden! So weit weg von meiner Heimat, von meiner Kindheit, von allen meinen Hoffnungen — das ist doch eines verfehlten Lebens Abschluß, der noch wenigstens diese Träne verdient!

Ich konnte mich nicht zurückhalten und weinte, seit langer Zeit zum ersten Mal.

* * *

Rasch wischte ich mir die Augen und horchte. In mein Schluchzen hinein drang fernherkommendes Lachen fröhlicher Kinderstimmen. Näher kam das Lachen und Sprechen. Mit Anstrengung richtete ich mich so weit auf, daß mein Rücken wider den Stamm der hinter mir stehenden Birke lehnte.

Jetzt sah ich durch das grüne Laub der Hecken Kleider; jetzt die Menschen darin. Zwei waren es; Schwester und Brüderchen auf den ersten Blick; zwei plaudernde, blonde, barfüßige, in Luft und Sonnenschein gebräunte Kinder. Nein, ein Kind war nur der Knabe; das Mädchen zeigte in jeder Linie schon die Jungfrau, nur ihre Augen, aus dem Schlummer unbewußter Unschuld noch nicht wachgeküßt, spiegelten die reinste Kindlichkeit.

Erschrocken blieben beide stehen und starrten mich an. Meine Hilflosigkeit muß wohl in die Augen fallend groß gewesen sein, da sie selbst diesen menschenscheuen Einsiedlern jeden Antrieb zum Fliehen benahm.

„Der Mann ist krank,“ sagte das Mädchen.

„Er stirbt,“ sagte der Knabe, sichtbar ängstlich am Rock seiner Begleiterin ziehend.

„Nur krank,“ beschwichtigte sie ihn. „Er hat das Fieber. Das kriegen die Leute, die drunten am Mississippi herumgehen. Vater hat mir's oft erzählt.“

Das Mädchen stellte seinen Henkelkorb, den es am Arm trug, auf den Boden; näherte sich mir und fragte (ich glaubte die Stimme eines vom Himmel geflogenen Engels zu hören): „Mann, willst du Wasser trinken?“

„Um Gottes willen, ja!“ Mehr vermochte meine verdorrte Zunge nicht zu stammeln.

„Wasser, ich hol's! Wasser! Wasser!“

Die Samariterin hatte schon halb vor mir gekniet, sie sprang auf und eilte zu ihrem im Grase stehenden Korb; sie öffnete den Deckel und zog ein blechernes Kochgeschirr heraus. „Bleib du hier!“ befahl sie dem Jungen. „Du kannst nicht so schnell laufen wie ich; bleib bei dem Mann!“

Husch! flog das Reh von einem Mädchen durch die Büsche und verschwand. Eine Weile behauptete der Knabe seinen angewiesenen Posten; dann muß ihn wohl alle Tapferkeit im Stich gelassen haben, denn weinend lief er seiner Schwester nach.

Lange dauerte es — vielleicht nur für mich so entsetzlich lange — da hörte ich Knistern im Gehölz, heftiges Schnaufen, dann leichte, aber rasche Fußtritte. Wie ein Pfeil schnellte das Mädchen mit dem Blechkessel aus der Dunkelheit heraus und an meine Seite.

„Ich hab's!“ keuchte sie und streckte mir den mit klarem, kühlem Wasser dreiviertel gefüllten Behälter entgegen. „Verschüttete ein wenig beim Laufen; ich k o n n t' nicht anders!“

Gierig griff ich zu und trank, trank. Alles um mich her vergessend, löschte ich meinen namenlosen Durst. Als die Kanne schier bis zur Neige geleert war, sank ich matt, aber doch erfrischt gegen den Birkenstamm und schloß die Augen.

Was um mich her geschah, spürte und hörte ich kaum. Ich vernahm nur leises, unterdrücktes Weinen; wahrscheinlich war's der Knabe, der seiner Schwester nachgerannt auf dem Platz erschien. Ich hörte das Mädchen flüstern; wahrscheinlich beschwichtigte es den Bruder, denn das Weinen verstummte.

Dann wurd's still; still, wie so oft da drunten in den schaurigen Wäldern und Steppen von Arkansas, wenn ich halb ohnmächtig im Fieber lag — a l l e i n. Allein? Nein, das fühlte ich doch, daß jemand dicht an meiner Seite saß und ich n i c h t allein war. Eine angenehme Kühle wehte mir um die brennende Stirn, um die heißen Wangen. Woher kommt dieser labende Zug? Kein Lüftchen regte sich den ganzen Tag; woher kommt diese plötzliche Kühlung? Steht die Himmelstür offen und Flügelschläge nahender Erlöser fächeln mir entgegen?

Ich mußte schauen. Ich öffnete meine Augen ein wenig, dann mehr, und sah — ja, ihr heiligen Geister jener Welten! wie oft habt ihr's den Menschen zugerufen, das Wort, die Parole, welche, am Paradies gesprochen, Einlaß zu den Seligen gewährt: „Liebe“ — — sah in zwei blaue, mir, wie es schien, näherkommende Sterne. Lang' und tief starrten wir uns gegenseitig an — das Mädchen und ich. So lange wie die Unschuld den Blick eines Mannes aushalten und nichts anderes erraten kann, als dessen stummen Dank für das Fächeln mit dem abgerissenen Bir-

kenzweig. So lange wie ein Mann schauen und schauen muß, der nach dreiunddreißigjährigem Sehnen und Suchen sein Ideal plötzlich findet — schöner, inniger — aber anders, als der Wunsch und der Traum es malten.

Daß es mir in meinem Leben einmal begegnen werde, das glaubte ich immer felsenfest. Daß ein Wesen, lieb zum Anbeten und nur für mich allein geschaffen, nur mir verständlich, irgendwo auf dieser Erde atme, das fühlte ich, wie der Wanderer bei Nacht den dämmernden Morgen fühlt. Nur „sie" finden können! Wie oft hatt' ich's getan und gesucht; wie oft und vergebens. Ich wähnte ihre Stimme zu hören und schlug durch Waldesdickicht eine Gasse; ein geschwätzig murmelndes Bächlein begrüßte mich, aber nicht die Gesuchte. Ich meinte ihre Schritte zu hören, und wenn ich mich umdrehte, war's ein fallendes Reis, ein raschelndes Blatt. All die Myriaden Sterne, unter denen ich so manche schwere Nacht schlaflos ausgestreckt am Boden lag, suchte ich ab, um einen Punkt zu erhaschen, der mir meines Liebchens Blicke widerspiegelte. Ach! höher nur stiegen die Lichter, und ich sank tiefer zurück.

So suchte ich als Jüngling und junger Mann. Als dann die Dreißigerjahre überschritten waren, wurd' es wohl stiller in meinem Innern; das Suchen erlahmte; die Hoffnung gab ich jedoch keine Stunde preis. Und nun hier — am hellen Tag — ohne Suchen und Erwarten, ohne Vorahnung und Anmeldung taucht die tausendmal Geträumte verkörpert vor mir auf! — Heiderösschen! — O, das wußte dieses Heiderösschen gewiß nicht, daß ich mir sein Bild mitgenommen hab' fürs ganze Leben. Das merkte das Kind von Weib nicht, derweil es mir Kühlung zufächelte, mich anredete, tröstete, so unschuldig und doch so mütterlich alt-

klug, daß ich jeden Zug seines Wesens einsog für immer. O, dieses Gesicht; diese in Besorgnis um den Kranken ganz entrückten Augen; dieser halb lächelnde, halb weinende Mund; die zerzausten Locken, wirr herabflutend auf entblößte Schultern; der knospende Busen — noch immer wogend vom raschen Laufen nach der Quelle und zurück — so wenig zugeknöpft unter dünnem Linnen, daß nur die Unschuld es nicht merkt, wie wenig.

Qualvoll wurde mir ihre Nähe ... Ich wünschte das teure Wesen — das ich am liebsten an mich gerissen hätte, mit wahnsinnigen Küssen festgesogen hätte — weg, weit weg. Nein, so hatte ich die Begegnung nicht gewünscht! So erbärmlich, hilflos, bettelarm vor „ihr" liegen — das war nie mein Traum. Ach, warum nicht umgekehrt? Warum schreite ich nicht in diesen Schatten herein als gesunder, kräftiger Mann und finde das arme kranke, verschmachtende Kind hier liegen und mich anflehen um Rettung.

Gott, du unerbittlicher Rächer! soll das deine Strafe sein für mein zielloses Treiben, für mein Vagabundenleben? Dann hast du wieder mal den Nagel auf den Kopf getroffen. Da lieg' ich nun im Paradies; schattige Bäume wölben sich als schützendes Dach über mir. Mit blauen Augen schaut das Firmament durch jede Blätteröffnung herab. Sonnenstrahlen spinnen Goldfäden durch die grüne, schweigende Halle und verklären sie. Ein leibhaftiger Engel sitzt zu meiner Rechten, redet mich an, blickt mich an — und Schuld, Unwürdigkeit, Erbärmlichkeit macht mir diesen Himmel zur Hölle!

Mit Anstrengung richtete ich mich auf, um — zu fliehen. Fort mußt' ich, fort, eh noch mehr Eindrücke, mehr süße

Worte und Blicke mich ganz und gar umgarnen. Dort stand der halbnackte Knabe neben dem Henkelkorb noch immer Schildwache. Ein paar Schritte machend und mich auf ein Knie herablassend, nahm ich seine beiden Hände in die meinen. Ich redete mit dem Kind — ich weiß nicht mehr, was. Schüchtern, aber bereitwillig gab es mir Antwort. Dann küßte ich seine Stirn; auch das ließ es sich gefallen von dem fremden, bärtigen, zerlumpten Mann. Dann wendete ich mich, um auch von „ihr" Abschied zu nehmen. Ach, wie viel schwerer hielt d a s! Das Mädchen hatte sich auch erhoben, und verwundert wohl über meine plötzliche Veränderung schaute es mich so sonderbar an, daß mir der Mut entsank, seine Hand zu fassen.

Und doch mußte ich etwas tun ... „Kinder," sagt' ich denn, „ihr habt mir das Leben gerettet. Ich war am Verdursten, als der Himmel euch zu mir schickte. Ich bin ein armer Mann und kann euch leider nichts geben als Worte tiefster Dankbarkeit. Aber was ich euch geben m ö c h t e, wird der liebe Gott hundertfach t u n. Lebt wohl, liebe Kinder! Bleibt g e s u n d; gut und brav ist euch sicher —"

Die Stimme versagte mir. Meine Augen umflorten sich. Eine Minute lang blieb ich wohl noch stehen — ach, das Gehen war so schwer — und lauschte den Trostworten der barfüßigen Samariterin.

Wie rein ihre Stimme klang; tiefer, ernster, als ihre Jugend erwarten ließ. Sie bat mich: zu bleiben, mit in ihre Hütte zu kommen. Mutterchen würde mir eine warme Suppe kochen. Mutterchen sei barmherzig. Vater sei ebenso. Vater arbeite im Bergwerk als Hauer. Sie hätten ihm das Essen in die Grube getragen und auf dem Rückweg mich gefunden.

Verneinend schüttelte ich den Kopf, und ohne weiter zu antworten, ohne sie noch einmal anzusehen, ohne sie berührt zu haben, wankte ich fort — talwärts.

* * *

Abendrot färbte die spärlich mit Wald bewachsenen Hügelketten, als ich Pilot Knob im Rücken hatte. Im herbstlichen Wiesengras machte ich Lager. Die Nacht war kühl, nicht kalt. Der Mond ging frühzeitig unter und des Himmels alte Sterne schauten wieder herab auf den ruhelosen Menschen.

* * *

Erst ganz droben im nördlichen Teil des Staates verließ mich das Fieber. Ich fand Arbeit bei einem Farmer. Der Mann hatte vierzig Acker Waldland, das er in Ackerfeld verwandelt wünschte. Allerdings wurde mir das Holzfällen anfangs sauer, bald kehrten jedoch meine früheren Kräfte wieder in den Körper zurück. Aber das Singen und Lachen während der Arbeit, das mir sonst wie aus der Seele sprudelte, wollte nicht mehr wiederkommen.

Eine vollständige Revolution machte mein physisches und moralisches Sein in jenem Winter durch. Nach wochenlanger Gewissenserforschung, nach so bitterer Reue über meine Vergangenheit, daß ich nächtelang weinte statt schlief, beichtete ich dem zuverlässigsten, verständnisvollsten, der Freisprechung am innigsten geneigten Beichtvater: mir selber — und bekam keine Absolution. Das war ein vernichtender Schlag.

„Wenn du dich so veränderst," sagte der Beichtvater, „daß du ohne Scham und Erröten jener Samariterin in

Pilot Knob gegenüberstehen kannst; und wenn du ihr so viel geben kannst, daß sie deine Schuldnerin wird — dann sprech' ich dich frei!"

Als der Winter vorüber und die Arbeit des Waldausrodens getan war, reiste ich der aufgehenden Sonne entgegen. Noch mehrere Staaten durchstreifte ich, aber immer gen Osten in die Zivilisation strebend. In New York faßte ich endlich festen Fuß. Hier begann nun das neue Leben, die Umwandlung zu einem gesitteten, brauchbaren Bürger. Schwer wurde mir die Umwandlung. Das Donnerrollen der Weltstadt betäubte mich; das Hasten, Jagen, Rennen der vielen Menschen verwirrte mich. Schier ertrank ich im Häuser- und Menschenmeer; schier erstickte ich im Rauch und Gestank der Metropole. Unnennbare Sehnsucht nach dem Westen, in die ruhigen Wälder und — zu „ihr" zerrten an mir.

Aber das ist wider dein Gelübde, warnte meine innere Stimme. Bleiben, dich emporschaffen zu einer gesicherten Stellung, dann die Geliebte abholen ins traute Heim! So lautete das eiserne Gelübde.

Ach, das ging herzlich langsam. Ich stand zu weit in der hintersten Reihe, um rasch nach vorn zu gelangen. Als Hausierer versuchte ich's, dann als Bäcker im tiefen Keller, dann als Diener unter einem Krösus im Millionärviertel, dann als Wächter über den kindisch gewordenen Krösus. Endlich traf ich das Rechte und wählte das alte, in Deutschland erlernte, aber leider schier vergessene Handwerk, die Kürschnerei.

Das erste Jahr in der Werkstatt verging, das zweite auch; ich hatte Ersparnisse an Geld, wenn auch nur geringe. Jetzt kamen aber andere Winkelzüge des Schicksals und verlegten

mir den Weg. Auch ein anderes Bild tauchte auf, ganz dicht neben mir. Ein Mädchen aus der Werkstatt, mit dem ich von Morgen bis Abend Seite an Seite arbeitete, das fesselte mich. Freilich war es nicht meine, aber dafür des Mädchens erste Liebe, die auch mich ergriff.

Was nun tun? Hier das Band lockern und vielleicht ein lebensfrohes Wesen ebenso schwermütig machen, wie jene Samariterin mich?

Liebt mich überhaupt jene Blume im Westen? Nein! mußte ich sagen; sie kennt mich kaum, hat mich wohl schon vergessen. Und gut, wenn sie's tat, denn meine Erscheinung vor ihr war keine sonnige. Welche Enttäuschung, wenn ich sie abholen wollte; wenn ich in ausgesucht stiller Abendstunde den Fußweg nach ihrer Hütte hinaufpilgerte und „sie" in seliger Umarmung eines andern, etwa eines jungen, ehrlichen Bergmanns überraschte? und wegschleichen müßte, getroffen — wie ein Wild vom giftigen Pfeil — von ihren verneinenden Blicken?

Vielleicht ist der Mann, der mein Heideröschen bricht, kein ehrlicher, ihrer würdiger Mensch! dachte ich dann wieder. Vielleicht tritt er sie mit Füßen, die abgerissene Blume! — O Gott! seufzte ich, und wieder zerrte es mich hin zu „ihr". Und wieder hielten Zweifel mich da gefesselt, wo ich stand.

Das Ende war: ich blieb in New York und heiratete mein Kätchen. Glücklich wie wir dann auch zusammen lebten, ganz verwischte sich jenes erste Bild doch nicht. Immer und immer schauten sie mich an, die merkwürdigen Augen.

Ruhe kehrte erst in meine Seele, als ich der Erscheinung endgültig ihren eigenen Lebensweg zu gehen befahl — ich als Schicksalszauberer. Ach, es war ein dornenvoller,

steiniger Weg, auf dem ich die Barfüßige schreiten hieß. Viel Kummer und Weh und der Armut bitterste Tropfen vergällten ihre Tage. Bis zur Verzweiflung häufte sich das schwarze Schicksal, und wenige Sonnenstrahlen leuchteten hinein in die Finsternis.

Und dann ihr Grab! — Weit weg vom Lärm und Lachen der Menschen — so weit, daß nur mir das Finden und Besuchen möglich — schaufelte ich ein Grab. Dort bettete ich die Rose hinab, und bettete meine Hoffnung auf ein Wiedersehen auch hinab.

In Tränen erzählte ich dann der Welt der teuren Toten Geschichte. Wie gut sie war, wie gottergeben in all ihren Leiden; ein Muster von Mutter und Weib.

Sogar ihren Namen, der mir fast zu heilig schien für die Veröffentlichung, verriet ich der Welt. „Jennie" hieß sie, und ihr Brüderchen hieß „Tom Pratt" — Die Geschwister.



Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

El-Correi, Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Grete Minde. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Vor dem Sturm. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 5. Aufl.
2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50

—„— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—

—„— Moschko von Parma. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. 3. Aufl.
Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—

Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Grasberger, Hans, Auf heimatl. Boden. Erzähl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20

—„— Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.70

—„— Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20

Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte.
Roman. 3. Auflage. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—

—„— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Grisebach, Eduard, Kin-ku-ki-kuan. Chinesisches Novellenbuch Lnbd. M. 4.—

—„— Chinesische Novellen. Die seltsame Geliebte. —
Das Juwelenkästchen Geheftet M. 3.60

—„— Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle Geheftet M. 1.—

Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und
Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—

—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Joggeli. Die Geschichte einer Jugend.
10. und 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Der König d. Bernina. Roman. 26.—30. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— An heiligen Wassern. Roman. 25.—30. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Der Wetterwart. Roman. 19.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen.
Ein Gegenwartsroman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählungen.
1.—4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Herzog, Rudolf, Das Lebenslied. Roman.
9.—11. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 9.—11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman. 19. u. 20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Crone Stäudlin. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Kinder der Welt. Roman. 22. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—„— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman in sieben Büchern. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
10. u. 11. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.50
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. Mtn.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 18. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Der Sohn seines Vaters u. and. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen.
3. Auflage Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia u. a. Novellen. 1.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen Tuchband M. 4.20
—„— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse. Aufgezogen
und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei
Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu
dem Jüngeren. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Justus, Th., Am Küstensaum. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
—„— Aus vergangenen Tagen. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman.
3 Bände. 41.—45. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—

Keller, Gottfried, Die Leute von Seldwyla. 2 Bde. 44.—48. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50, Hlbfrzbd. M. 10.—

—„— Martin Salander. Roman. 29.—33. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Züricher Novellen. 43.—47. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 35.—39. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 6. Auflage Lnbd. M. 3.—

—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. 5. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Nov. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kurz, Isolde, Florentiner Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Italienische Erzählungen Lnbd. M. 5.50

—„— Phantasieen und Märchen Lnbd. M. 3.—

—„— Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Lazarillo von Tormes. Der erste Schelmenroman. Herausgegeben von W. Hauser Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—

Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman. 9. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Spitzen. Roman. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln und Gedichte in Prosa. 2. Auflage von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählg. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Olfers, Marie von, Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Pantenius, Th. H., Kurländ. Geschichten. 2. Taus. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Raberti, Hubert, Immaculata. Roman aus d. röm. Leben d. Gegenw. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—

Redwitz, Oskar von, Haus Wartenberg. Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Riehl, W. H., Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe.
3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdr.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—

Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten.
Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 7. u. 8. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Dasselbe. Zweiter und dritter Band. 1.—4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—

Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman.
2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine . . .
Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman.
1.—5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 10.—12. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen.
4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Sudermann, Hermann, Es war. Roman.
40. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Frau Sorge. Roman. 88.—98. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Geschwister. Zwei Novellen.
27.—29. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung.
27. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50

Sudermann, Hermann, Der Katzensteg. Roman. 50. Aufl. Jubiläumsausgabe. Mit Porträt	Geh. M. 4.—, Pergbd. M. 5.50
—„— Dasselbe. 61.—65. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 31. u. 32. Aufl.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Sydow, Klara von, Der Ausweg. Erzählung	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken	Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.50
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Widmann, J. V., Touristennovellen	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman	Lnbd. M. 7.—
—„— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Familie Roland. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fesseln. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Franz. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Irma. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Novellen	Geheftet M. 3.—
—„— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schwestern. Roman. 1.—3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. and. Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Große Zeiten u. and. Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 14. u. 15. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung. Baltische Skizzen	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Du bist mein. Zeitroman	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erz. a. d. Winkel	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—



